Beltz' Bogen-Lesebuch

*

Schlesische Heimat

Heft 4



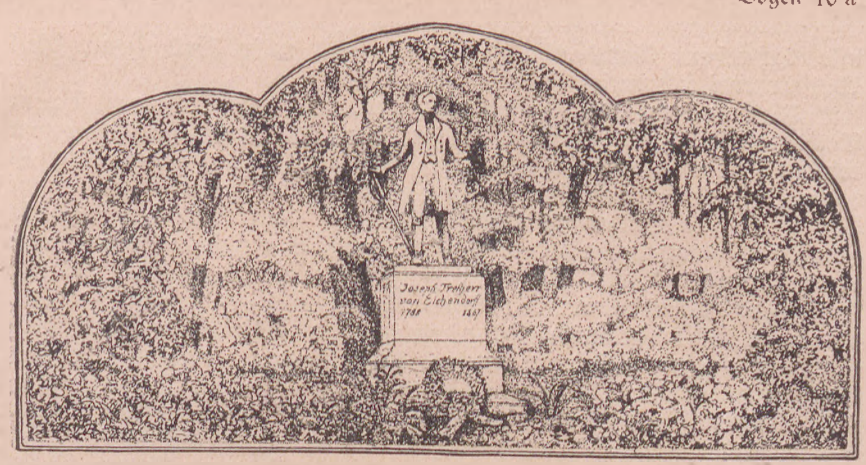
Verlag von Julius Beltz in Langensalza · 1927

Bearbeiter: W. Schremmer und
K. Schwierskott. / Umschlag-
zeichnung von Hugo Bantau.

Inhaltsangabe

Die Erzählung „Eine Heimstätte" ist des Dichters Buch „Aus Hütten am Hange", die Gedichte sind dem Buch „Aus meinem Tagebuch", beide verlegt bei Georg D. W. Callwey, entnommen. „Nebel" stammt aus alten Tagebüchern des Dichters, die selbst nicht zum Druck bestimmt, als Grundlage für „Aus meinem Tagebuch" dienten. Einige solche Tagebuchblätter, darunter „Nebel", wurden erstmalig im 14. Jahrgang der Monatsschrift „Die Bergstadt", Verlag W. G. Korn, Breslau, veröffentlicht.

* * *



Hugo Bantau

Eichendorff

(Prosa)

Der seltsame Ring

Es war einmal ein Ritter, der lebte tief im Walde auf seiner alten Burg in geistlichen Betrachtungen und strengen Bußübungen. Kein Fremder besuchte den frommen Ritter, alle Wege zu seiner Burg waren lange mit hohem Grase überwachsen, und nur das Glöcklein, das er bei seinen Gebeten von Zeit zu Zeit zog, unterbrach die Stille und klang in hellen Nächten weit über die Wälder weg. Der Ritter hatte ein junges Töchterlein, die machte ihm viel Kummer; denn sie war ganz anderer Sinnesart als ihr Vater, und all ihr Trachten ging nur auf weltliche Dinge. Wenn sie abends am Spinnrocken saß und er ihr aus seinen alten Büchern die wunderbaren Geschichten von den heiligen Märtyrern vorlas, dachte *sie* immer heimlich bei sich: „Das waren wohl rechte Toren," und hielt sich für weit klüger als ihren alten Vater, der alle die Wunder glaubte. Oft, wenn ihr Vater weg war, blätterte sie in den Büchern und malte den Heiligen, die darin abgebildet waren, große Schnurrbärte. Sie war sehr schön und klüger als alle die anderen Kinder in ihrem Alter, weswegen sie sich auch immer mit ihnen zu spielen schämte, und wer mit ihr sprach, glaubte eine erwachsene Person reden zu hören, so gescheit und künstlich waren alle ihre Worte gesetzt. Dabei ging sie bei Tag und Nacht ganz allein im Walde umher, ohne sich zu fürchten, und lachte immer den alten Burgvogt aus, der ihr schauerliche Geschichten vom Wassermann erzählte. Gar oft stand sie dann am blauen Flusse im Walde und rief

Beltz' Bogenlesebuch ✱ Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

mit lachendem Munde: „Wassermann soll mein Bräutigam sein! Wassermann soll mein Bräutigam sein!“

Als nun der Vater zum Sterben kam, rief er die Tochter zu seinem Bette und übergab ihr einen großen Ring, der war sehr schwer von reinem Golde gearbeitet. Er sagte dabei zu ihr: „Dieser Ring ist vor uralten Zeiten von einer kunstreichen Hand verfertigt. Einer deiner Vorfahren hat ihn in Palästina mitten im Getümmel der Schlacht erfochten. Dort lag er unter Blut und Staub auf dem Boden, aber er blieb unbefleckt und glänzte so hell und durchdringlich, daß sich alle Rosse davor bäumten und keines ihn mit seinen Hufen zertreten wollte. Alle deine Mütter haben den Ring getragen, und Gott hat ihren frommen Ehestand gesegnet. Nimm du ihn auch hin und betrachte ihn alle Morgen mit rechten Sinnen, so wird sein Glanz dein Herz erquicken und stärken. Wenden sich aber deine Gedanken und Neigungen zum Bösen, so verlöscht sein Glanz mit der Klarheit deiner Seele und wird dir gar trübe erscheinen. Bewahre ihn treu an deinem Finger, bis du einen tugendhaften Mann gefunden. Denn welcher Mann ihn einmal an seiner Hand trägt, der kann nicht mehr von dir lassen und wird dein Bräutigam.“ — Bei diesen Worten verschied der alte Ritter.

Ida blieb nun allein zurück. Ihr war längst angst und bange auf dem alten Schlosse gewesen, und da sie jetzt ungeheure Schätze in den Kellern ihres Vaters vorfand, so veränderte sie sogleich ihre Lebensweise. Die dunklen Bogen, Tore und Höfe der alten Burg wurden niedergerissen, und ein neues, lichtes Schloß mit blendend weißen Mauern und kleineren lustigen Türmchen erhob sich bald über den alten Steinen. Ein großer, schöner Garten wurde daneben angelegt, durch den der blaue Fluß vorüberfloß. Da standen tausenderlei hohe, bunte Blumen, Wasserkünste sprangen dazwischen, und zahme Rehe gingen darin spazieren. Der Schloßhof wimmelte von Rossen und von reichgeschmückten Edelknaben, die lustige Lieder auf ihr schönes Fräulein sangen. Sie selber war nun schon groß und außerordentlich schön geworden. Von Ost und West kamen daher nun reiche und junge Freier angezogen, und die Straßen, die zum Schlosse führten, blitzten von blanken Reitern, Helmen und Federbüschen.

Das gefiel dem Fräulein gar wohl; aber so gerne sie auch alle Männer hatte, so mochte sie doch mit keinem einzigen ihren Ring auswechseln, denn jeder Gedanke an die Ehe war ihr lächerlich und verhaßt. „Was soll ich,“ sagte sie zu sich selbst, „meine schöne Jugend verkümmern, um in abgeschiedener, langweiliger Einsamkeit eine armselige Hausmutter abzugeben, anstatt ich jetzt so frei bin wie der Vogel in der Luft.“ Dabei kamen ihr alle Männer gar dummlich vor, weil sie entweder zu unbehilflich waren, ihrem müßigen Witze nachzukommen, oder auf andere hohe Dinge stolz taten, an die sie nicht glaubte. Und so betrachtete sie sich in ihrer Verblendung als eine reizende Fee unter verzauberten Bären und Affen, die nach ihrem Winke tanzen und aufwarten mußten. Der Ring wurde indes von Tag zu Tag trüber.

Eines Tages gab sie ein glänzendes Bankett. Unter einem prächtigen Zelte, das im Garten aufgeschlagen war, saßen die jungen Ritter und Frauen um die Tafel, in ihrer Mitte das stolze Fräulein gleich einer Königin, und ihre witzigen Redensarten überstrahlten den Glanz der Perlen und Edelgesteine, womit ihr Hals und Busen geschmückt waren. Recht wie ein wurmstichiger Apfel, so schön und rot betrüglich war sie anzusehen. Der goldene Wein kreiste fröhlich herum, die Ritter schauten kühner, üppig lockende Lieder zogen hin und wieder im Garten durch die sommerlaue Luft. Da fielen Idas Blicke zufällig auf ihren Ring. Der war auf einmal finster geworden, und sein verlöschender Glanz tat nur eben noch einen seltsamen, dunkelglühenden Blick auf sie. Sie stand schnell auf und ging an den Abhang des Gartens. „Du einfältiger Stein sollst mich nicht länger mehr stören!" sagte sie, in ihrem Übermute lachend, zog den Ring vom Finger und warf ihn in den Strom hinunter. Er beschrieb im Fluge einen hellschimmernden Bogen und tauchte sogleich in den tiefsten Abgrund hinab. Darauf kehrte sie wieder in den Garten zurück, aus dem die Töne wollüstig nach ihr zu langen schienen.

Am anderen Tage saß Ida allein im Garten und sah in den Fluß hinunter. Es war gerade um die Mittagszeit. Alle Gäste waren fortgezogen, die ganze Gegend lag still und schwül. Einzelne seltsam gestaltete Wolken zogen langsam über den dunkelblauen Himmel; manchmal flog ein plötzlicher Wind über die Gegend, und dann war es, als ob die alten Felsen und die alten Bäume sich über den Fluß neigten und sich miteinander über sie besprächen. Ein Schauder überlief Ida. Da sah sie auf einmal einen schönen, hohen Ritter, der auf einem schneeweißen Rosse die Straße hergeritten kam. Seine Rüstung und sein Helm waren wasserblau, eine wasserblaue Binde flatterte in der Luft, seine Sporen waren von Kristall. Er grüßte sie freundlich, stieg ab und kam zu ihr. Ida schrie laut auf vor Schreck, denn sie erblickte den alten, wundertätigen Ring, den sie gestern in den Fluß geworfen hatte, an seinem Finger und dachte sogleich daran, was ihr ihr Vater auf dem Totenbette prophezeit hatte. Der schöne Ritter zog sogleich eine dreifache Schnur von Perlen hervor und hing sie dem Fräulein um den Hals, dabei küßte er sie auf den Mund, nannte sie seine Braut und versprach, sie heute abend heimzuholen. Ida konnte nichts antworten; denn es kam ihr vor, als läge sie in einem Schlafe, und doch vernahm sie den Ritter, der in gar lieblichen Worten zu ihr sprach, ganz deutlich und hörte dazwischen auch den Strom, wie über ihr, immerfort verworren dreinrauschen. Darauf sah sie den Ritter sich wieder auf seinen Schimmel schwingen und so schnell in den Wald zurücksprengen, daß der Wind hinter ihm dreinpfiff.

Als es gegen Abend kam, stand sie in ihrem Schlosse am Fenster und schaute in das Gebirge hinaus, das schon die graue Dämmerung zu überziehen anfing. Sie sann hin und her, wer der schöne Ritter sein möge, aber sie konnte nichts herausbringen. Eine niegefühlte Unruhe und Ängstlichkeit überfiel dabei ihre Seele, die immer mehr

zunahm, je dunkler draußen die Gegend wurde. Sie nahm die Zither, um sich zu zerstreuen. Es fiel ihr ein altes Lied ein, das sie als Kind oft ihren Vater in der Nacht, wenn sie manchmal erwachte, hatte singen hören. Sie fing an zu singen:

„Obschon ist hin der Sonnenschein
und wir im Finstern müssen sein,
so können wir doch singen
von Gottes Güt' und seiner Macht,
weil uns kann hindern keine Nacht,
sein Lobe zu vollbringen."

Die Tränen brachen ihr hierbei aus den Augen und sie mußte die Zither weglegen, so weh war ihr zu Mute.

Endlich, da es draußen schon ganz finster geworden, hörte sie auf einmal ein großes Getös von Rosseshufen und fremden Stimmen. Der Schloßhof füllte sich mit Windlichtern, bei deren Schein sie ein wildes Gewimmel von Wagen, Pferden, Rittern und Frauen erblickte. Die Hochzeitsgäste verbreiteten sich bald in der ganzen Burg, und sie erkannte alle ihre Bekannten, die auch letzthin auf dem Bankett bei ihr gewesen waren. Der schöne Bräutigam, wieder ganz in wasserblaue Seide gekleidet, trat zu ihr und erheiterte gar bald ihr Herz durch seine anmutigen und süßen Reden, Musikanten spielten lustig, Edelknaben schenkten Wein herum, und alles tanzte und schmauste in freudenreichem Schalle.

Während des Festes trat Ida mit ihrem Bräutigam ans offene Fenster. Die Gegend war unten weit und breit still wie ein Grab, nur der Fluß rauschte aus dem finstern Hintergrunde herauf. „Was sind das für schwarze Vögel," fragte Ida, „die da in langen Scharen so langsam über den Himmel ziehen?" „Sie ziehen die ganze Nacht fort," sagte der Bräutigam, „sie bedeuten deine Hochzeit." „Was sind das für fremde Leute," fragte Ida weiter, „die dort unten am Flusse auf den Steinen sitzen und sich nicht rühren?" — „Das sind meine Diener," sagte der Bräutigam, „die auf uns warten." Unterdessen fingen schon lichte Streifen an, sich am Himmel aufzurichten, und aus den Tälern hörte man von fern Hähne krähen. „Es wird so kühl," sagte Ida und schloß das Fenster. „In meinem Hause ist es noch viel kühler," erwiderte der Bräutigam, und Ida schauerte unwillkürlich zusammen.

Darauf faßte er sie beim Arme und führte sie mitten unter den lustigen Schwarm zum Tanze. Der Morgen rückte indes immer näher, die Kerzen im Saal flackerten nur noch matt und löschten zum Teil gar aus. Während Ida mit ihrem Bräutigam herumwalzte, bemerkte sie mit Grausen, daß er immer blässer ward, je lichter es wurde. Draußen vor den Fenstern sah sie lange Männer mit seltsamen Gesichtern ankommen, die in den Saal hereinschauten. Auch die Gesichter der übrigen Gäste und Bekannten veränderten sich nach und nach, und sie sahen alle aus wie Leichen. „Mein Gott, mit wem habe ich so lange Zeit gelebt?" rief sie aus. Sie konnte vor Ermattung nicht mehr fort und

wollte sich loswinden, aber der Bräutigam hielt sie fest um den Leib und tanzte immerfort, bis sie atemlos auf die Erde hinstürzte.

Frühmorgens, als die Sonne fröhlich über das Gebirge schien, sah man den Schloßgarten auf dem Berge verwüstet, im Schlosse war kein Mensch zu finden, und alle Fenster standen weit offen. Die Reisenden, die bei hellem Mondenscheine oder um die Mittagszeit am Flusse vorübergingen, sahen oft ein junges Mädchen sich mitten im Strome mit halbem Leibe über das Wasser emporheben. Sie war schön, aber totenblaß.

Waldesrauschen

In einer warmen Sommernacht schlief ein Mädchen im Wald, sie hatte den Kopf über den rechten Arm auf ihr Tamburin gelegt und das Gesicht gegen den Tau mit ihrer Schürze bedeckt, ein Pferd weidete daneben, weiterhin lag ein junger Bursch, er wendete sich manchmal und redete unverständlich im Schlaf. Zwischen den Bäumen aber flog das erste halbe Morgenlicht schon schräg über den luftigen Rasen, ein paar Rehe, die in der Nacht mit den Pferden geweidet, schlüpften raschelnd durch die Dämmerung tiefer in den Wald zurück, sonst war noch alles still.

Auf einmal ertönte ein gellender Wachtelschlag, das Mädchen hob sich rasch, daß die Glöckchen am Tamburin klangen. Es war der Vater, der mit seinem Pfeifchen die Schlafenden weckte. Er stand schon in voller Reisetracht; knappe, blaue Beinkleider mit roter Paspel und eine grüne ungarische Jacke mit gelben Schnüren und blinkenden Knöpfchen nachlässig über die Schulter geworfen, ein ehemaliger Soldat, der nun als Puppenspieler und starker Mann mit seinen Kindern durchs Land zog.

„Horch," sagte er, „da krähen Hähne in weiter Ferne nach jener Seite hin, die Luft kommt von drüben da muß ein Dorf sein, der Wald liegt hoch, besteig einmal den Tannenbaum, Seppi, und sieh dich um". Der Bub reckte und dehnte sich mit beiden Armen in die ungewisse Luft und schüttelte die Locken aus der Stirn, dann kletterte er schnell in den höchsten Wipfel hinauf. Nach einem Weilchen rief er herab: „Da unten ist noch alles nachtkühl und still, es liegt alles durcheinander im tiefen Grund, da haben sie wieder ein Dorf verbrannt." — „Ja, ja," versetzte der Vater, „der große Schnitter Krieg mäht uns tapfer voran, man hört seine Sense bei Tag und bei Nacht klingen durchs Land, wir geringen Leute haben die Nachlese auf den Stoppeln. Siehst du sonst nichts?" — „In der Ferne ein schönes Schloß überm Wald, die Fenster glitzern herüber." — „Raucht der Schornstein?" — „Ja, kerzengrad aus den Wipfeln." — „Gut," sagte der Vater, „so komm nur wieder herunter, da wollen wir hin". — Aber im Herabsteigen zögernd, rief der Bursch noch einmal: „Ach, aber da drüben,

da liegt das ganze Tal schon im Sonnenschein, jetzt blitzen drunten Hellebarden aus den Kornfeldern, Landsknechte ziehen nach dem Walde zu, wie schön sie singen!" — „Da ist der Siglhupfer dabei!" sagte das Mädchen freudig. — Der Vater blickte rasch nach ihr herüber, man wußte niemals recht, ob er lächelte oder heimlich schnappen und beißen wollte, so scharf blitzten manchmal seine Zähne unter dem langen, gewichsten Schnurrbart hervor. „Rauch und Wind!" sagte er, „wer weiß, wo der Siglhupfer schon zerhauen im Graben liegt." — Das Mädchen aber lachte: „Ihr sprecht immer so barsch, er denkt doch an mich, er ist ein Soldat von Fortüne und kommt wohl wieder, eh wirs denken, als Offizier zu Pferde mit hohen Federn auf dem Hut."

Währenddessen hatte sie ein Stück von einem zerschlagenen Spiegel vor sich an den Baum gelehnt, setzte sich davor ins Gras und flocht ihr langes schwarzes Haar auf zigeunerisch in zierliche Zöpfchen, dabei biß sie von Zeit zu Zeit in eine Wecke und streute einzelne Krümchen über den Rasen für die Vögel, die ihr neugierig aus dem Laube zusahen. Der Vater und Seppi aber zäumten und packten schon das Saumroß, unverdrossen bald einen König- bald einen Judenbart zurückschiebend, die, in schmählicher Gleichheit durcheinandergeworfen, aus dem löcherigen Puppensack herausdrängten. Dann hauchte der Vater ein paarmal auf ein großes schwarzes Pflaster, das er über das linke Auge und Backe legte, damit er martialischer aussäh' und die Leute sich vor ihm fürchteten. Und als endlich alles reisefertig war, schwang er die Tochter in den Sattel, Seppi mußte vorausgehen, er aber führte das Pferd über die Wurzeln und Steine vorsichtig hinter sich am Zügel, und droben auf ihrem lustigen Sitze, das Tamburin neben sich gehängt, baumelte das Mädchen vergnügt mit den Füßchen und freute sich über ihre neuen roten Halbstiefel; manchmal streifte ihr ein Zweig Stirn und Wange, daß sie wie eine Blume ganz voll Tauperlen hing. Da stimmte Seppi vorne lustig an:

Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt,
gibt gut Quartier und nimmt doch nichts dafür!

Und das Mädchen antwortete sogleich:

Zum grünen Wald wir Herberg halten,
denn Hoffart ist nicht unser Ziel,
im Wirtshaus, wo wir nicht bezahlten,
es war der Ehre gar zu viel,
der Wirt er wollt uns gar nicht lassen,
sie ließen Kanne und Kartenspiel,
die ganze Stadt war in den Gassen
und von den Bänken mit Gebraus
stürzt die Schule heraus,
wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
schwenkt die Mützen und jubelt und wogt,
der Hatschier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,

wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit,
gab alles, alles uns fürstlich Geleit.
Wir aber schlugen den Markt hinab
uns durch die Leut mit dem Wanderstab
und hoch mit dem Tamburin, daß es schallt —

Und der Puppenspieler und Seppi fielen jubelnd ein:

Zum Wald, zum Wald, zum schönen grünen Wald!

Das Mädchen sang wieder:

Und da nun alle schlafen gingen,
der Wald steckt sein Irrlicht an,
die Frösche tapfer Ständchen bringen,
die Fledermaus schwirrt leis voran,
und in dem Fluß auf feuchtem Steine
gähnt laut der alte Wassermann,
strählt sich den Bart im Mondenscheine
und frägt im Irrlicht, wer wir sind?
Der aber duckt sich geschwind,
denn über ihn wog ein Wind.
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,
und auf dem alten Turm sich dreht
und kräht der Wetterhahn uns nach:
ob wir nicht einkehrn unter sein Dach?
O Gockel, verfallen ist ja dein Haus,
es sieht die Eule zum Fenster heraus,
und aus allen Toren rauschet der Wald,
der Wald, der Wald, der schöne grüne Wald!

Und wenn wir müd einst, sehn wir blinken
eine goldne Stadt still überm Land,
am Tor Sankt Peter schon tut winken:
„Nun hier herein, Herr Musikant!“
Die Engel an den Zinnen fragen,
und wie sie uns erst recht erkannt,
sie gleich die silbernen Becken schlagen,
Sankt Peter selbst die Becken schwenkt,
und voll Geigen hängt
der Himmel, Cäcilia an zu streichen fängt,
dazwischen hoch winkt! daß es prasselt und puff
werfen die andern vom Wall in die Luft
Sternschnuppen, Kometen
gar prächtige Raketen,
versengen Sankt Peter den Bart, daß er lacht,
und wir ziehn heim, schöner Wald, gute Nacht!

Und zum Chor machte der Puppenspieler mit dem Munde prasselnd das Feuerwerk nach, und Seppi schmetterte mit einem Pfeifchen wie eine Nachtigall, und die Tochter schwang ihr Tamburin schwirrend da-

zwischen; so zogen sie wie eine Bauernhochzeit durch den Wald in den aufblitzenden Morgen hinunter, als zögen sie schon ins Himmelreich hinein.

Als sie aber am Rande des Waldes zu sein vermeinten, fing jenseits der Wiese schon wieder ein anderer an, die Heiden waren ohne Weg, die Bäche ohne Steg, manchmal war's ihnen, wie wenn sie Hunde bellen hörten aus der Ferne und Stimmen gehen im Grund, das Schloß aber, wohin sie zielten, stand bald drüben, bald dort, immer neue Schluchten dazwischen, als wollt es sie foppen. Und so war es fast schon wieder Abend geworden, als sie endlich aus einem verworrenen Gebüsch tretend, auf einmal die Burg ganz nahe vor sich sahen.

Sie schauten sich erst nach allen Seiten um, eine Allee von wilden Kastanien führte nach dem Tor, man konnte bis in den gepflasterten Hof, und im Hofe einen Brunnen und Galerien rings an dem alten Hause sehen, es rührte sich aber nichts darin. „Ich weiß nicht Denkel," sagte der Puppenspieler nach einer Weile zu seiner Tochter, „das kommt mir so kurios vor mit dem Schloß, das hängt ja alles so liederlich, die Sparren vom Dach und die Laden aus den Fenstern, als wär auch schon der Kriegsbesen darüber gefahren." — Indem schlug die Uhr vom Turme langsam durch die große Einsamkeit. — „Da muß aber doch jemand wohnen, der die Uhr aufzieht," sagte Denkeli. — „Das tun die Toten bei Nacht in solchen Schlössern," erwiderte der Vater verdrießlich.

Darüber waren sie an ein altes Gittertor gekommen und blickten durch die ehemals vergoldeten Stäbe in den Schloßgarten hinein. Da lag alles einsam und schattig kühl, Regen, Wind und Sonnenschein waren, wie es schien, schon lange die Gärtner gewesen, die hatten einen steinernen Neptun aufs Trockene gesetzt und ihm eine hohe grüne Mütze von Ginster bis über die Augen gezogen. wilder Wein, Efeu und Brombeer kletterten von allen Seiten an ihm heran, eine Menge Sperlinge tummelte sich lärmend in seinem Bart, er konnte sich mit seinem Dreizack vor ihnen gar nicht mehr erwehren. Und wie er so sein Regiment verloren, reckten und dehnten sich auch die künstlich verschnittenen Laubwände und Baumfiguren aus ihrer langen Verzauberung phantastisch mit seltsamen Fühlhörnern, Kamelhälsen und Drachenflügeln in die neue Freiheit hinaus, und mitten unter ihnen auf dem Dach eines halbverfallenen Lusthauses saß melancholisch ein Pfau noch aus der vorigen Pracht und rief der untergehenden Sonne nach, als hätte sie ihn hier in der Wildnis vergessen. Auf einmal aber tat es einen leuchtenden Blitz durchs Grün, eine wunderschöne Dame erschien tiefer im Garten, durch die stillen Gänge dem Schlosse zuwandelnd, ganz allein in prächtigem Gewande, ihr langes Haar wallte ihr wie ein goldener Mantel über die Schultern, die Abendsonne blitzte noch einmal leuchtend über das kostbare Geschmeide auf Stirn und Gürtel. Denkeli blickte sie scheu, doch unverwandt an, sie dachte an die vorigen Reden des Vaters, es war ihr, als ginge die Zauberin dieser Wildnis vorüber. Die Dame bemerkte die Wanderer nicht, sie

sah ein paarmal zurück nach ihrer taftenen Schleppe, die schlängelnd hinter ihr herrauschte, und verlor sich dann wieder zwischen den Bäumen.

Jetzt hörten sie zu ihrem Erstaunen plötzlich auch Stimmen am Schloß, sie gingen eilig hin und bemerkten nach langem Umherirren endlich einen Balkon zwischen den Wipfeln, der nach dem Walde herausging, dort sahen sie einige Herren an dem steinernen Geländer stehen, die Dame aus dem Garten schien auch bei ihnen zu sein; aber sie konnten nichts deutlich erkennen, denn die Linde, die in voller Blüte stand, reichte bis an den Balkon, und die Abendsonne funkelte blendend dazwischen. Der Puppenspieler war auf alle Glücksfälle vorbereitet, er zog schnell seine Orgelpfeife, die er vor den Mund band, und eine Geige hervor, Seppi einen Triangel und Denkeli ihr Tamburin, und so stellten sie sich unter die Bäume und brachten gleich den Herrschaften ein Ständchen. Denkeli sah dabei öfters scharf hinauf; auf einmal ließ sie, mitten in dem Geschwirre abbrechend, Arm und Tamburin sinken, sie hatte in größter Verwirrung in dem einen Kavalier droben den Siglhupfer erkannt, sie sah, wie er galant und charmant sich neigte und beugte und mit der Dame parlierte, sie konnt es gar nicht begreifen. Der Vater stieß sie ein paarmal mit dem Ellbogen an, sie sollte zu singen anfangen, aber sie warf das Köpfchen trotzig empor und wollte durchaus nicht, und dem Vater mochte sie die Ursache nicht sagen; denn er lachte sie immer aus mit ihrer Liebschaft. Während des Hin- und Herwinkens kam aber auch schon eine Kammerjungfer schnell aus dem Schloß herunter und brachte ihnen einen Krug Wein und jedem einen Rosenobel sauber in Papier gewickelt mit der Botschaft, ihre Herrschaft sei heute gar nicht wohl und zu müde, um die Musik anzuhören, auch sei im ganzen Hause kein Unterkommen für sie zur Nacht.

„Seht ihr, sie mögen meinen Gesang ja nicht," sagte Denkeli zum Vater; sie dachte bei sich, Siglhupfer habe sie erkannt und wollte sie nur los sein, weil er sich ihrer schämte vor der vornehmen Dame.

Der Puppenspieler zuckte, ohne zu antworten, ein paarmal zornig mit den buschigen Augenbrauen, trank aber doch auf die Gesundheit der Dame und reichte drauf den Krug der Tochter, die ihn mit der Hand von sich stieß. So stritten sie heimlich untereinander, der Vater zankte noch immer über Denkelis Eigensinn, dann packte er heftig seine Instrumente zusammen, um weiterzuziehn, sie wußten nicht wohin in der fremden Gegend. Über ihnen aber summten die Bienen im Wipfel, und hinter den Blüten droben plauderten und lachten die Herrschaften in der schönen Abendkühle und machten sich lustig über die Bettelmusikanten. Denkeli erkannte Siglhupfers Stimme, darunter recht gut, das schnitt ihr durch die Seele! Manchmal sah sie auch seinen Federhut und die Locken und den Schmuck der Dame durch die Zweige schimmern, es war ihr alles wie ein Traum. Im Weggehn fragte sie die Jungfer noch: „Wer ist denn der junge Herr da droben?"

„Ei, Ihr kommt wohl von weither?" erwiderte diese, „das ist ja der Herr Rittmeister von Klarinett, der Bräutigam des gnädigen Fräuleins . . . . . ."

(Aus „Den Glücksrittern")

Die ersten Streiche des Taugenichts

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! Da sonnst Du Dich schon wieder und dehnst und reckst Dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann Dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Tür, geh' auch einmal hinaus in die Welt und erwirb Dir selber Dein Brot." — „Nun," sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbste und Winter immer betrübt an unserem Fenster sang: „Bauer, miet mich, Bauer, miet mich!" nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt Deinen Dienst!" — Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adieus zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt,
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot,
sie wissen nur vom Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Indem, wie ich mich so umsehe, kommt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir dreingefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere stillhalten und redete mich holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen." Ich nicht zu faul dagegen: „Euer Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schönere." Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?" Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien." Nun sprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einige Male mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien!" Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf, unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zumute, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Türme von Wien. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrak sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein; da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse ging es mir wunderlich. Zuerst, wie ich mich in der weiten, kühlen Vorhalle umschaue, klopft mir jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich schnell um, da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand und einer außerordentlich langen, gebogenen kurfürstlichen Nase im Gesichte, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich fragt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf- und heruntergerannt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich los und sagte: ich wäre ein scharmanter Junge, und die gnädigste Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte? — Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen, weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen sein, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehen sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: ja; noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Turmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauerlümmel unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnt' ich es mit der Zeit noch einmal zu was Rechtem bringen. — Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie das alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: ja — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. — So war ich denn, Gott sei Dank, im Brote.

In dem Garten war schön leben, ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf und mehr Geld, als ich zum Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu tun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drin herumspazieren können und vernünftig diskurieren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, setzte mich hin und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zu flogen und die

Gräser und Blumen sich hin und her bewegten und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Gitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht rechte wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbeiging, für mich hin:

Wohin ich geh' und schaue,
in Feld und Wald und Tal,
vom Berg' ins Himmelsblaue,
vielschöne gnäd'ge Fraue,
grüß' ich dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halbgeöffneten Jalousien und Blumen, die dort standen, zwei schöne, junge, frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war gerade an einem Sonnabend, und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestrichen. „Da schickt Euch die vielschöne gnädige Frau was, das sollt Ihr auf ihre Gesundheit trinken. Eine gute Nacht auch!" Damit setzte sie mir fix eine Flasche Wein aufs Fenster und war sogleich wieder zwischen den Blumen und Hecken verschwunden wie eine Eidechse.

Ich aber stand noch lange vor der wundersamen Flasche und wußte nicht, wie mir geschehen war. — Und hatte ich vorher lustig die Geige gestrichen, so spielt' und sang ich jetzt erst recht und sang das Lied von der schönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne schon lange über dem Garten standen. Ja, das war einmal eine gute, schöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne findet manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditiert' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten saß und es mir dabei, da ich so aufmerksam an mir heruntersah, fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich stand nunmehr, ganz wider meine sonstige Gewohnheit, alle Tage sehr zeitig auf, ehe sich noch der Gärtner und die anderen Arbeiter rührten. Da war es so wunderschön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Rosenbüsche und der ganze Garten funkelten von der Morgensonne wie lauter Gold und Edelstein. Und in den hohen Buchenalleen, da war es noch so still, kühl und andächtig wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, gerade unter dem

Fenstern. wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am frühesten Morgen und duckte mich hinter die Äste, um so nach den Fenstern zu sehen, denn mich im Freien zu produzieren, hatte ich keine Kurage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offene Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmutig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Gitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmut, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach, das alles ist schon lange her!

So dauert das wohl über eine Woche. Aber das eine Mal, sie stand gerade wieder am Fenster, und alles war stille ringsumher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase, und ich gebe mich an ein erschreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Ärmsten hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter dem Strauche, aber sie kam nicht wieder ans Fenster. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schlosse unter allen Fenstern hin. Aber die liebe, schöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter sah ich dann immer die andere Dame am Fenster stehen. Ich hatte sie sonst so genau noch niemals gesehen. Sie war wahrhaftig recht schön rot und dick und gar prächtig und hoffärtig anzusehen, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders sagen, sie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges Mal glaub' ich gesehen zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenster hinter der Gardine stand und versteckt hervorguckte.

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich sie sah. Sie kam nicht mehr in den Garten, sie kam nicht mehr ans Fenster. Der Gärtner schalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrießlich, meine eigene Nasenspitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaussah.

So lag ich eines Sonntags nachmittags im Garten und ärgerte mich, wie ich so in die blauen Wolken meiner Tabakspfeife hinaussah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt und mich also morgen nicht auch wenigstens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Burschen waren indes alle wohl ausstaffiert nach den Tanzböden in der nahen Vorstadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwischen den lichten Häusern und wandernden Leierkasten schwärmend hin und zurück. Ich aber saß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers im Garten und schaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vesperglocken aus der Stadt über den

Garten hinüberschallten und die Schwäne auf dem Wasser langsam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange.

Währenddes hörte ich von weitem allerlei Stimmen, lustiges Durcheinandersprechen und Lachen, immer näher und näher, dann schimmerten rote und weiße Tücher, Hüte und Federn durchs Grüne, auf einmal kommt ein heller, lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schlosse über die Wiese auf mich los, meine beiden Damen mitten unter ihnen. Ich stand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den schönen Damen. „Ei, das ist ja wie gerufen," rief sie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenseitige Ufer über den Teich!" Die Damen stiegen nun eine nach der anderen vorsichtig und furchtsam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten sich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Wasser. Als sich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, stieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn stand, fing unmerklich an zu schaukeln. Da wandten sich die Damen furchtsam hin und her, einige schrien gar. Die schöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah stillächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so daß ihr ganzes Bild zwischen den widerscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal zu sehen war, wie ein Engel, der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch so auf sie hinsehe, fällt's auf einmal der anderen lustigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich sollte ihr während der Fahrt eins singen. Geschwind dreht sich ein sehr zierlicher, junger Herr mit einer Brille auf der Nase, der neben ihr saß, zu ihr herum, küßt ihr sanft die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen für den sinnigen Einfall! ein Volkslied, g e s u n g e n vom Volke in freiem Felde und Walde, ist ein Alpenröslein auf der Alpe selbst — die Wunderhörner sind nur Herbarien — ist die Seele der Nationalseele." Ich aber sagte, ich wisse nichts zu singen, was für solche Herrschaften schön genug wäre. Da sagte die schnippische Kammerjungfer, die mit einem Korbe voll Tassen und Flaschen hart neben mir stand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübsches Liedchen von einer vielschönen Fraue." — „Ja, ja, das sing Er nur recht dreist weg," rief darauf sogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über rot. — Indem blickte auch die schöne Frau auf einmal vom Wasser auf und sah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da besann ich mich nicht lange, faßte ein Herz und sang so recht aus voller Brust und Lust:

Wohin ich geh' und schaue,
in Feld und Wald und Tal,
vom Berg' hinab in die Aue
vielschöne, hohe Fraue,
grüß ich dich tausendmal!

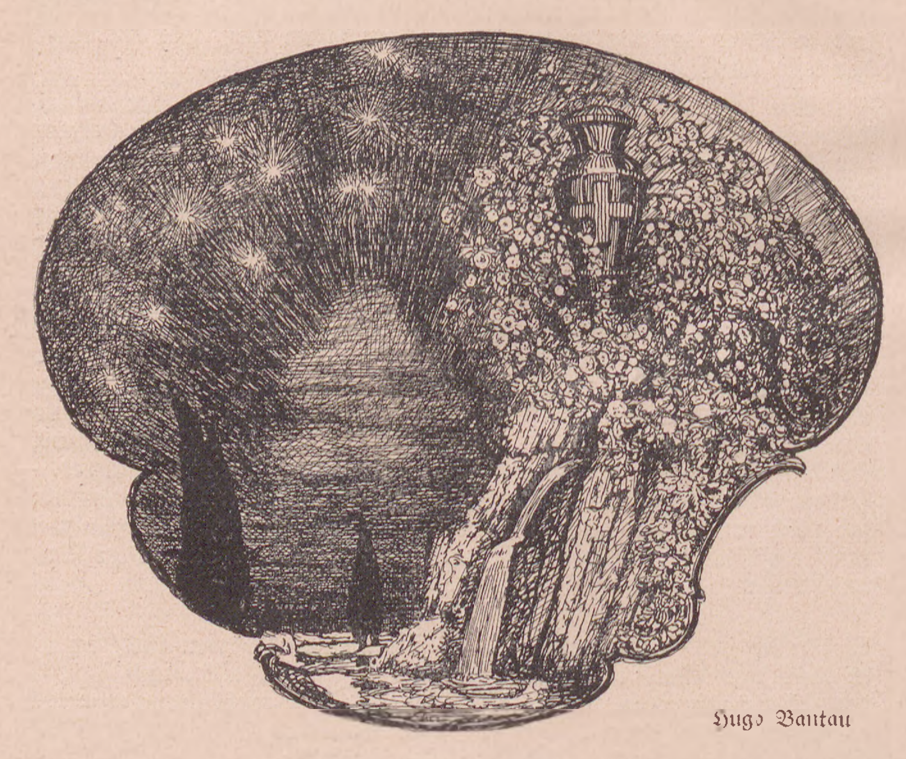
In meinem Garten find' ich
viel Blumen, schön und fein,
viel Kränze wohl draus wind' ich,
und tausend Gedanken bind' ich
und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
sie ist zu hoch und schön,
die müssen alle verbleichen,
die Liebe nur ohnegleichen
bleibt ewig im Herzen stehn.

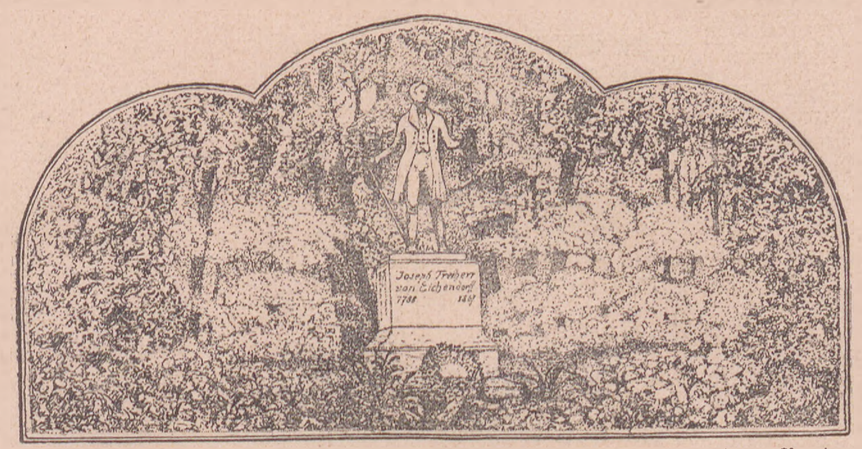
Ich schein' wohl froher Dinge
und schaffe auf und ab,
und ob das Herz zerspringe,
ich grabe fort und singe
und grab' mir bald mein Grab.

Wir stießen ans Land, die Herrschaften stiegen alle aus, viele von den jungen Herrn hatten mich, ich bemerkte es wohl, während ich sang, mit listigen Mienen und Flüstern verspottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bei der Hand und sagte mir, ich weiß selbst nicht mehr was, die ältere von meinen Damen sah mich sehr freundlich an. Die schöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeschlagen und ging nun auch fort und sagte gar nichts. — Mir aber standen die Tränen in den Augen schon, wie ich noch sang, das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Scham und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt — und als sie alle hinter den Büschen verschwunden waren, da konnte ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Joseph v. Eichendorff



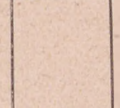
Hugo Bantau



Hugo Bantau



Eichendorff
(Gedichte)



Wandern und Frühling

Wandern

Vom Grund bis zu den Gipfeln,
so weit man sehen kann,
jetzt blüht's in allen Wipfeln,
nun geht das Wandern an:

Die Quellen von den Klüften,
die Ström' auf grünem Plan,
die Lerchen hoch in Lüften,
der Dichter frisch voran.

Und die im Tal verderben
in trüber Sorgen Haft,
er möcht' sie alle werben
zu dieser Wanderschaft.

Und von den Bergen nieder
erschallt sein Lied ins Tal,
und die zerstreuten Brüder
faßt Heimweh allzumal.

Beltz Bogenlesebuch * Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

Da wird die Welt so munter
und nimmt die Reiseschuh',
sein Liebchen mitten drunter,
die nickt ihm heimlich zu.

Und über Felsenwände
und auf dem grünen Plan,
das wirrt und jauchzt ohn' Ende —
nun geht das Wandern an!

Der frohe Wandersmann

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot;
sie wissen nur von Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten;
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Frische Fahrt

Laue Luft kommt blau geflossen,
Frühling, Frühling soll es sein!
Waldwärts Hörnerklang geschossen,
Mut'ger Augen lichter Schein;
und das Wirren bunt und bunter
wird ein magisch wilder Fluß,
in die schöne Welt hinunter
lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von euch treibt mich der Wind,
auf dem Strome will ich fahren,
von dem Glanze selig blind!
Tausend Stimmen lockend schlagen,
hoch Aurora flammend weht,
fahre zu! ich mag nicht fragen,
wo die Fahrt zu Ende geht!

Reiselied

Durch Feld und Buchenhallen
bald singend, bald fröhlich still,
recht lustig sei vor allen,
wer's Reisen wählen will.

Wenn's kaum im Osten glühte,
die Welt noch still und weit:
da weht recht durchs Gemüte
die schöne Blütenzeit!

Die Lerch' als Morgenbote
sich in die Lüfte schwingt,
eine frische Reisenote
durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
weit über Wald und Strom,
hoch über sich den blauen
tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
fort bis ins Himmelreich.

Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
am Fenster ich einsam stand
und hörte aus weiter Ferne
ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
in der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
vorüber am Bergeshang,
ich hörte im Wandern sie singen
die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
wo die Wälder rauschen so sacht,
von Quellen, die von den Klüften
sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
von Gärten, die überm Gestein
in dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
wo die Mädchen am Fenster lauschen,
wann der Lauten Klang erwacht,
und die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht.

Abschied

(Im Walde bei Lubowitz)

O Täler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen
andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäft'ge Welt,
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
die Erde dampft und blinkt,
die Vögel lustig schlagen,
daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
das trübe Erdenleid,
da sollst du auferstehen
in junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
ein stilles, ernstes Wort
von rechtem Tun und Lieben,
und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
die Worte schlicht und wahr,
und durch mein ganzes Wesen
ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
fremd in die Fremde gehn,
auf buntbewegten Gassen
des Lebens Schauspiel sehn;
und mitten in dem Leben
wird deines Ernsts Gewalt
mich Einsamen erheben,
so wird mein Herz nicht alt.

Meeresstille

Ich seh von des Schiffes Rande
tief in die Flut hinein;
Gebirge und grüne Lande
und Trümmer im falben Schein.
Und zackige Türme im Grunde,
wie ich's oft im Traum mir gedacht,
das dämmert alles da unten
als wie eine prächtige Nacht.

Seekönig auf seiner Warte
sitzt in der Dämmrung tief,
als ob er mit langem Barte
über seiner Harfe schlief;
da kommen und gehen die Schiffe
darüber, er merkt es kaum,
von seinem Korallenriffe
grüßt er sie wie im Traum.

Morgengruß

Steig nur, Sonne,
auf die Höhn!
Schauer wehn,
und die Erde bebt vor Wonne.

Kühn nach oben
greift aus Nacht
Waldespracht,
noch von Träumen kühl durchwoben.

Frischer Morgen!
Frisches Herz,
himmelwärts!
Laßt den Schlaf nun laßt die Sorgen.

Der Schalk

Läuten kaum die Maienglocken
leise durch den lauen Wind,
hebt ein Knabe froh erschrocken
aus dem Grase sich geschwind,
schüttelt in den Blütenflocken
seine feinen blonden Locken
schelmisch sinnend wie ein Kind.
Und nun wehen Lerchenlieder,
und es schlägt die Nachtigall,
rauschend von den Bergen nieder
kommt der kühle Wasserfall,
rings im Walde bunt Gefieder: —
Frühling, Frühling ist es wieder
und ein Jauchzen überall.
Und den Knaben hört man schwirren,
goldne Fäden zart und lind
durch die Lüfte künstlich wirren —
und ein süßer Krieg beginnt:
Suchen, Fliehen, schmachtend Irren,
bis sich alle hold verwirren.
O beglücktes Labyrinth!

Frühlingsgruß

Es steht ein Berg in Feuer,
in feurigem Morgenland,
und auf des Berges Spitze
ein Tann'baum über'm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel
steh' ich und schau' vom Baum',
o Welt, du schöne Welt, du,
man sieht dich vor Blüten kaum!

Irren und Wirren

Der Abend

Schweigt der Menschen laute Lust,
rauscht die Erde wie ein Träumen
wunderbar mit allen Bäumen
was dem Herzen kaum bewußt,
alte Zeiten, linde Trauer,
und es schweifen leise Schauer
wetterleuchtend durch die Brust.

Nachts

Ich stehe in Waldesschatten
wie an des Lebens Rand,
die Länder wie dämmernde Matten,
der Strom wie ein silbern Band.
Von fern nur schlagen die Glocken
über die Wälder herein,
ein Reh hebt den Kopf erschrocken
und schlummert gleich wieder ein.
Der Wald aber rühret die Wipfel
im Traum von der Felsenwand.
Denn der Herr geht über die Gipfel
und segnet das stille Land.

Nachtwanderung

Ich wandre durch die stille Nacht,
da schleicht der Mond so heimlich sacht
oft aus der dunklen Wolkenhülle,
und hin und her im Tal
erwacht die Nachtigall,
dann wieder alles grau und stille.

O wunderbarer Nachtgesang!
Von fern im Land der Ströme Gang,
leis Schauern in den dunklen Bäumen —
wirrst die Gedanken mir;
mein irres Singen hier
ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Zwielicht

Dämmrung will die Flügel spreiten,
schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
Was will dieses Graun bedeuten?

Hast ein Reh du lieb vor andern,
laß es nicht alleine grasen,
Jäger ziehn im Wald und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

Hast du einen Freund hienieden,
trau ihm nicht zu dieser Stunde,
freundlich wohl mit Aug' und Munde,
sinnt er Krieg im tück'schen Frieden.

Was heut' müde gehet unter,
hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren:
Hüte dich, bleibwach und munter.



Hugo Bantau

Mondnacht

Es war, als hätte der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie in Blütenschimmer
von ihm nun träumen müßt?

Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis' die Wälder,
so sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.

Die zwei Gesellen

Es zogen zwei rüstige Gesellen
zum erstenmal von Haus,
so jubelnd recht in die hellen,
klingenden, singenden Wellen
des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen
und wem sie vorübergingen,
dem lachten Sinnen und Herz. —

Der erste, der fand ein Liebchen,
die Schwieger kauft' Hof und Haus;
der wiegte gar bald ein Bübchen
und sah aus heimlichem Stübchen
behaglich ins Feld hinaus. —

Dem zweiten sangen und logen
die tausend Stimmen im' Grund,
verlockend' Sirenen zogen
ihn in der buhlenden Wogen
farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde,
da war er müde und alt,
sein Schifflein lag im Grunde,
so still war's rings in der Runde
und über die Wasser weht's kalt. —

Es singen und klingen die Wellen
des Frühlings wohl über mir:
Und seh' ich so kecke Gesellen,
die Tränen im Auge mir schwellen,
ach, Gott, führ' uns liebreich zu dir!

Das zerbrochene Ringlein

In einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad,
mein' Liebste ist verschwunden,
die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
gab mir ein'n Ring dabei,
sie hat die Treu' gebrochen,
mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
weit in die Welt hinaus
und singen meine Weisen
und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
wohl in die blut'ge Schlacht,
um stille Feuer liegen
im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
da wär's auf einmal still.

Fata Morgana

Du Pilger im Wüstensande,
ich spiegle Wälder und Kluft,
der Heimat blühende Lande
dir wunderbar in der Luft.

Wer hielte in dieser Wüste
das einsame Wandern aus,
wenn ich barmherzig nicht grüßte
mit Frühlingsdüften das Haus?

Und ob's auch wieder verflogen,
in Luft und schien doch so nah,
nur frisch durch die sengenden Wogen,
wer weiß, wie bald bist du da!

Wandersprüche

Es geht wohl anders als du meinst:
derweil du rot und fröhlich scheinst,
ist Lenz und Sonnenschein verflogen,
die liebe Gegend schwarz umzogen;
und kaum hast du dich ausgeweint,
lacht alles wieder, die Sonne scheint —
es geht wohl anders, als man meint.
Der Wandrer, von der Heimat weit,
wenn rings die Gründe schweigen,
der Schiffer in Meeres Einsamkeit,
wenn die Stern aus den Fluten steigen:
Die beiden schauern und lesen
in stiller Nacht
was sie nicht gedacht,
da es noch fröhlicher Tag gewesen.

Mensch und Gott

Gebet

Gott, inbrünstig möcht' ich beten,
doch der Erde Bilder treten
immer zwischen dich und mich,
und die Seele muß mit Grauen
wie in einen Abgrund schauen,
strenger Gott, ich fürchte dich.

Ach, so brich auch meine Ketten!
Alle Menschen zu erretten
gingst du ja in bittern Tod.
Irrend an der Hölle Toren,
ach, wie bald bin ich verloren,
hilfst du nicht in meiner Not.



Hugo Bantau

Morgengebet

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohbereit
betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Auf meines Kindes Tod

1.

Das Kindlein spielt' draußen im Frühlingsschein
und freut' sich und hatte soviel zu sehen,
wie die Felder schimmern und die Ströme gehen —
Da sah der Abend durch die Bäume herein,
der alle die schönen Bilder verwirrt.
Und wie es nun ringsum so stille wird,
beginnt aus den Tälern ein heimlich Singen,
als wollt's mit Wehmut die Welt umschlingen,
die Farben vergehn, und die Erde wird blaß.
Voll Staunen fragt's Kindlein: „Ach, was ist das?"
Und legt sich träumend ins säuselnde Gras;
da rühren die Blumen ihm kühle ans Herz,
und lächelnd fühlt es so süßen Schmerz,
und die Erde, die Mutter, so schön und bleich,
küßt das Kindlein und läßt's nicht los,
zieht es herzinnig in ihren Schoß
und bettet es drunten gar warm und weich,
still unter Blumen und Moos.

„Und was weint ihr, Vater und Mutter, um mich?
In einem viel schöneren Garten bin ich,
der ist so groß und weit und wunderbar,
viel Blumen stehen dort von Golde klar,
und schöne Kindlein mit Flügeln schwingen
auf und nieder sich drauf und singen.
Die kenn' ich gar wohl aus der Frühlingszeit,
wie sie zogen über Berge und Täler weit,
und mancher mich da aus dem Himmelsblau rief,
wenn ich drunten im Garten schlief.

Und mitten zwischen den Blumen und Scheinen
steht die schönste von allen Frauen,
ein glänzend Kindlein an ihrer Brust.
Ich kann nicht sprechen und auch nicht weinen,
nur singen immer und wieder dann schauen,
still vor großer, seliger Lust."

2.

Von fern die Uhren schlagen,
es ist schon tiefe Nacht,
die Lampe brennt so düster,
dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
wehklagend um das Haus,
wir sitzen einsam drinnen
und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
du klopfen an die Tür
du hättst dich nur verirret
Und kämst nun müd zurück.

Wir armen, armen Toren!
Wir irren ja im Graus
des Dunkels noch verloren —
du fandest längst nach Haus.

Der verspätete Wanderer

Wo aber werd ich sein im künft'gen Lenze?
So frug ich sonst wohl, wenn beim Hüteschwingen
ins Tal wir ließen unser Lied erklingen,
denn jeder Wipfel bot mir frische Kränze.

Ich wußte nur, daß rings der Frühling glänze,
daß nach dem Meer die Ströme leuchtend gingen,
vom fernen Wunderland die Vögel singen,
da hatt' das Morgenrot noch keine Grenze,
Jetzt aber wird's schon Abend, alle Lieben
sind wandermüde längst zurückgeblieben,
die Nachtluft rauscht durch meine welken Kränze.
Und heimwärts rufen mich die Abendglocken,
und in der Einsamkeit frag' ich erschrocken:
„Wo werde ich wohl sein im künft'gen Lenze?"

Der Soldat

Und wenn es einst dunkelt,
der Erd bin ich satt,
durchs Abendrot funkelt
eine prächtige Stadt:
Von den goldenen Türmen
singet der Chor,
wir aber stürmen
das himmlische Tor.

Waldeinsamkeit

Waldeinsamkeit!
Du grünes Revier,
wie liegt so weit
die Welt von hier!
Schlaf nur, wie bald
kommt der Abend schön,
durch den stillen Wald
die Quellen gehn,
die Mutter Gottes wacht,
mit ihrem Sternenkleid
bedeckt sie dich sacht
in der Waldeinsamkeit,
gute Nacht, gute Nacht!

Nachtlied

Vergangen ist der lichte Tag,
von ferne kommt der Glocken Schlag;
so reist die Zeit die ganze Nacht,
nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo ist nun hin die bunte Lust,
des Freundes Trost und treue Brust,
des Weibes süßer Augenschein?
Will keiner mit mir munter sein?

Da 's nun so stille auf der Welt,
ziehn Wolken einsam übers Feld,
und Feld und Baum besprechen sich, —
O Menschenkind! was schauert dich?

Wie weit die falsche Welt auch sei,
bleibt mir doch einer nur getreu,
der mit mir weint, der mit mir wacht,
wenn ich nur recht an ihn gedacht.

Frisch auf denn, liebe Nachtigall,
du Wasserfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
bis daß der lichte Morgen scheint!

Im Abendrot

Wir sind durch Not und Freude.
gegangen Hand in Hand,
vom Wandern ruhn wir beide
nun überm stillen Land.

Rings sich die Täler neigen,
es dunkelt schon die Luft.
Zwei Lerchen nur noch steigen
nachträumend in den Duft.

Tritt her und laß sie schwirren,
bald ist es Schlafenszeit,
daß wir uns nicht verirren
in dieser Einsamkeit.

O weiter, stiller Friede!
So tief im Abendrot;
Wie sind wir wandermüde —
ist das etwa der Tod?

Herbstweh

1.

So still in den Feldern allen,
der Garten ist lange verblüht,
man hört nur flüsternd die Blätter fallen,
die Erde schläfert — ich bin so müd.

2.

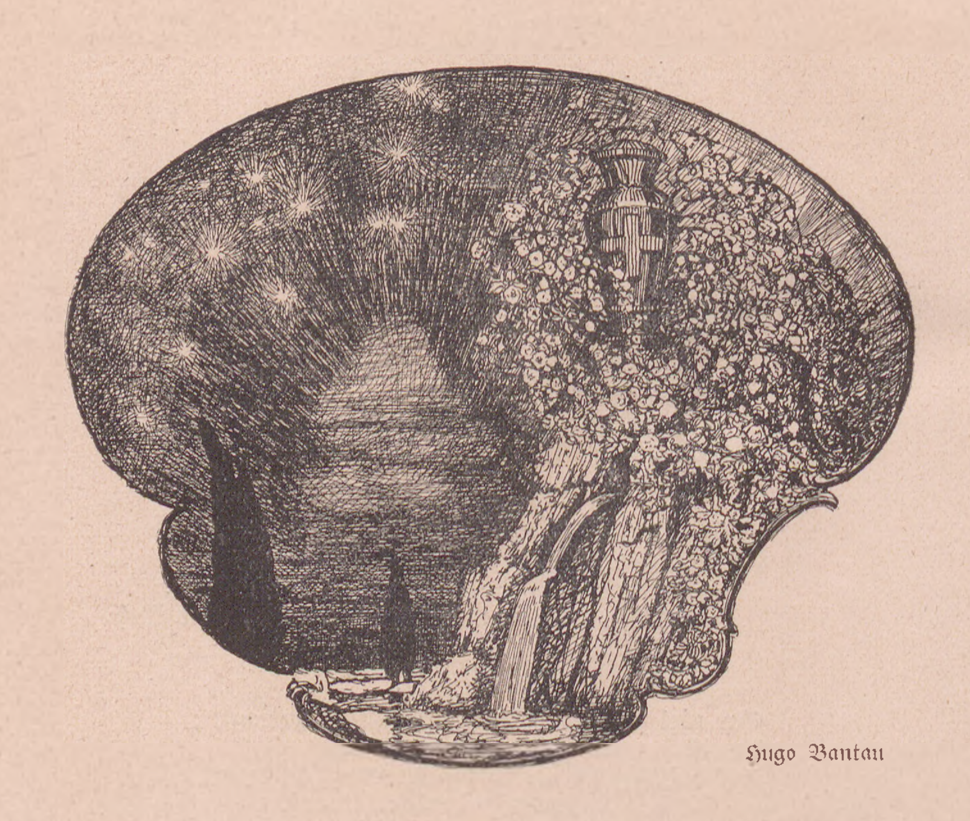
Es schüttelt die welken Blätter der Wald,
mich friert, ich bin schon alt,
bald kommt der Winter und fällt der Schnee,
bedeckt den Garten und mich und alles, alles Weh.

Glück auf!

Gar viel hab ich versucht, gekämpft, ertragen;
das ist der tiefen Sehnsucht Lebenslauf,
daß brünstig sie an jeden Fels muß schlagen,
ob sich des Lichtes Gnadentür tät auf,
wie ein verschütt'ter Bergmann in den Klüften
heraus sich hauet zu den heitern Lüften.

Auch ich gelang einst zu dem stillen Gipfel,
vor dem mich schaudert in geheimer Lust.
Tief unten rauschen da des Lebens Wipfel
noch einmal dunkelrührend an die Brust,
dann wird es unten still im weiten Grunde,
und oben leuchtet streng des Himmels Runde.

Wie klein wird sein da, was mich hat gehalten,
wie wenig, was ich Irrender vollbracht,
doch was den Felsen gläubig hat gespalten:
die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht
und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
die durch die Stille mich nach Hause bringen.



Hugo Bantau



Hugo Bantau

August Kopisch

Gelimer

Wo ist dein Reich, o Gelimer,
das große Vandalenreich?
Dein Heer, es irrt zerstreut umher:
Wo fliehst du hin so bleich?

Und als er zu den Maurusiern kam,
die hatten nicht Brot, nicht Wein:
Wie man die Ähren vom Felde nahm,
so mußten sie Speise sein.

Auf einem Berge wohnet' er,
da war an Wasser Not;
auch nahete der Griechen Heer
und drohte rings mit Tod.

Und einen Boten sandt' er hin
zum Feind, als nah er kam,
und bat um eine Laute für ihn,
um ein Brot und einen Schwamm.

Pharas, des Heeres Hüter, fragt:
„Sonst sprach er nichts dabei? —
Er soll sie haben, aber sagt,
wozu will er die drei?" —

Beltz' Bogenlesebuch ✶ Von Dr. E. Weber und Dr. A. Schmidt
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

„Das Brot will essen Gelimer,
weil keines er gesehn,
seitdem mit wunden Füßen er
in die Berge mußte gehn.

Den Schwamm mit Wasser will er dann,
zu waschen die Augen sein,
es kam schon lange kein Wasser daran
als seine Tränen allein.

Die Laute soll ein Trost ihm sein
in dieser schweren Zeit,
drauf will er spielen und singen darein
ein Lied von seinem Leid!“

Der Parademarsch

Parademarsch! Parademarsch!
Was sprecht ihr viel von Parademarsch:
Des alten Fritzen Parademarsch,
das war der rechte Parademarsch!
Er zog einmal ins Böhmerland,
die Weißjacken zu schlagen, wie's weltbekannt,
zu Fuß und Roß: im Vortrab voran
gewöhnlich seine flinken Husaren,
dahinter kam dann Infanterie,
mitunter auch Kavallerie.
Genug, an einem schönen Morgen
schlendert man ohne besondere Sorgen.
Der alte Fritz hat's schon im Kopf,
wie er dem Feinde macht den Zopf;
da hört man schießen, und kehren wie dumm
etwelche der vordern Husaren um.
Der König fragte: was da wär'? —
„Sie schießen vom Weinberge her
aus Böllern dort über die alte Mauer
mit Eisen und Blei, das Obst scheint sauer.“
Eh! sprach der König, es sind Panduren,
die verschießen dem Kaiser ganze Fuhren,
sie haben den Schnauzbart lang im Gesicht,
doch treffen ist ihre Sache nicht.
Vorwärts! wir müssen hier vorbei,
sonst geht unser schönster Plan entzwei.
„Parademarsch!“ rief der alte Fritz,
und ritt ins Feuer hinein wie der Blitz,
und stellte sich auf im Kugelregen,
zu sehn, wie die Reihn sich vorbei bewegen.

Den Rücken der Mauer zugekehrt,
sah er, ob seine Parade was wert.
Da marschierten die Seinen bei klingendem Spiel
durch hin: es flogen der Kugeln viel,
die machten Musik auf den Feldflaschen,
Feldkesseln und Patronentaschen;
und ward auch manchmal ein Rößlein scheu,
doch kam nicht einer aus Glied und Reih,
als wer von des Feinds Gepladder fiel,
und solcher waren nicht grade viel.
Die andern, die wohl vorbei paradiert,
die waren von Stolz ganz inspiriert
und haben den Feind so ausgeschmiert,
es konnt' der Generalfeldmarschall Daun
den Tag viel Jahre nicht verdaun.
Parademarsch! Parademarsch!
Was sprecht ihr viel von Parademarsch:
Des alten Fritz Parademarsch,
das war der echte Parademarsch!

Das Wunder im Kornfeld

Der Knecht reitet hinten, der Ritter vorn,
rings um sie woget das blühende Korn ...
Und wie Herr Attich herniederschaut,
da liegt im Weg ein lieblich Kind,
von Blumen umwölbt, sie sind betaut,
und mit den Locken spielt der Wind.

Da ruft er dem Knecht: „Heb auf das Kind!" —
Absteigt der Knecht und langt geschwind:
„O, welch ein Wunder! — Kommt daher!
Denn ich allein erheb' es nicht." —
Absteigt der Ritter, es ist zu schwer:
Sie heben es alle beide nicht!

„Komm Schäfer!" — sie erheben's nicht! —
„Komm Bauer!" — sie erheben's nicht!
Sie riefen jeden, der da war,
und jeder hilft: — sie heben's nicht!
Sie stehn umher, die ganze Schar
ruft: „Welch ein Wunder, wir heben's nicht!"

Und das holdselige Kind beginnt:
„Laßt ruhen mich in Sonn' und Wind:
Ihr werdet haben ein fruchtbar Jahr,
daß keine Scheuer den Segen faßt:
Die Reben tropfen von Moste klar,
die Bäume brechen von ihrer Last!

„Hoch wächst das Gras vom Morgentau,
von Zwillingkälbern hüpft die Au;
von Milch wird jede Gölte naß,
hat jeder Arm' genug im Land;
auf lange füllt sich jedes Faß!"
So sang das Kind da und — verschwand.

Wie Frau Abel sich ein Ei holte

Nicht nur in allen Stücken genau,
Frau Abel war eine geizige Frau,
sie knappste ab, wo sie nur wußte,
und gab nichts her, wenn sie nicht mußte.
Sie strich das Brot mit trocknem Messer,
sprach: „So gestrichen schmeckt es besser,
man denkt an Butter und behält
dafür das schöne Buttergeld."
Sie spitzte, als ging ihr ein Ei verloren,
nach jedem Hühnergegacker die Ohren;
und war bei den Gänsen so gewandt,
sie legten ihr Ei ihr in die Hand.
Nun gab es damals Wölf' im Land,
da grub man tiefe Gruben im Sand,
worüber man irgend ein Tier festband;
das lockte den Wolf, und er fiel vom Rand
in die Kluft, wo er keinen Ausweg fand,
weil fest verbohlt war jede Wand.
Damit sich nun viel Wölfe fingen,
mußt jedermann ein Tierlein bringen.
So kam an Frau Abel auch die Reih,
die bracht eine alte Gans herbei
und jammerte sehr: „Sie hat noch ein Ei!"
Was half's, der Abend war gekommen,
die Gans ward so zur Grube genommen
und dort auf der Wippe festgebunden.
Nun war es schon finster seit mehreren Stunden;
da leidet's Frau Abel nicht länger im Haus,
sie rennt um das Ei zum Wald hinaus,
und tappt nach der Grub' und der Gans im Schnee,
versieht's und tritt auf die Wippe, o weh!
Sie fällt in die tiefe Grube hinab
und meint, das sei nunmehr ihr Grab,
durch alle Gebeine schellt's und gell'ts,
doch mindert den Schlag der dicke Pelz.
Sie rappelt am Ende sich auf. O Graus!
Sie kann aus der tiefen Kluft nicht heraus.

Da sitzt sie, erhebt ein Zetergeschrei,
die Gans vor Schreck läßt fallen ihr Ei,
das fällt zum Glück der Frau in den Schoß
und tröstet sie sehr; das Ei war groß.
Sie denkt: Geduld, der Morgen wird kommen,
da wird meine Stimme noch wohl vernommen,
der Wolf wird, merkt er mich, wohl erschrecken.
So duckt sie sich hin in eine der Ecken
und hält ihr Ei und streichelt ihr Ei.
Indeß schleicht Isegrim herbei,
Frau Abel merkt es nicht; so leise
kommt er daher nach Wolfes Weise.
Der Hunger macht ihn völlig dumm,
er will zur Gans, die Wippe kippt um —
Schurr! purzelt er in die Grube hinunter;
da aber schrie Frau Abel munter!
Ich glaube nicht, daß solch ein Geschrei
jemals in Wäldern erschollen sei.
Doch immer sorgte sie um ihr Ei.
Der gefallene Wolf, noch voll des Schrecks,
wird von dem Geschrille ganz perplex;
er schnobbert, ob er kein Tor entdecke,
und kauert dann gramvoll in einer Ecke.
In der andern saß Frau Abel noch immer,
hielt fest das Ei mit lautem Gewimmer,
doch endlich fehlt ihr die Kraft zum Geschrill,
da zog sie sich zusammen still.
Als nun der lichte Morgen erschien,
sah sie der Wolf, und sie sah ihn,
sie dachte: Will das Tier mich fressen?
Er dachte: Das ist ein schlechtes Essen,
sah lieber zur Gans hinauf mit Sehnen,
Frau Abel auch mit bittern Tränen.
Hätt' das gewährt noch einige Stunden,
vielleicht hätt' sich der Wolf überwunden
und selbst Frau Abel schmackhaft funden,
doch ließ man ihm dazu nicht Zeit.
Die Not war groß, die Hilfe nicht weit:
Frau Abels Knechte kommen daher,
sie dachten schon, wo sie wär ungefähr,
und sprachen: „Die ist gegangen ums Ei!“
Nun, als sie sie sahen nahebei,
hielt sie's auch richtig in ihrem Schoß
und sah nach dem Wolf, die Gefahr war groß.
Da riefen sie nicht, sie flüsterten bloß:
„Frau Abel, macht still Eure Pelze los
und nehmt diese Schlinge hier unter die Arme,

so hoffen wir noch, daß Gott sich erbarme."
Frau Abel muß sich befleißen
zu tun, was ihr die Knechte heißen.
Jetzt hat sie richtig das Seil um den Leib,
so ziehn sie auf das zitternde Weib
wie den Fisch am Angel; zum Glücke hält's.
Nun springt der Wolf und faßt den Pelz,
die Knechte aber ziehn mit Macht
sie aus den Fellen, und jeder lacht;
sie aber, so heraufgebracht,
ruft seelenvergnügt: „Ich hab' mein Ei,
es ist noch ganz und nirgend entzwei!"



Hugo Banten

Der Schneiderjunge von Krippstedt

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge
dem Bürgermeister einst die Zunge:
Es war im Jahr eintausendsiebenhundert.
Der Bürgermeister sehr sich wundert

und find't es wider den Respekt,
weshalb er in den Turm ihn steckt.
Es war nach der Nachmittagpredigt,
die Kirche noch nicht ganz erledigt,
am heil'gen Trinitatis-Tag,
da geschah auf einmal ein großer Schlag!
Es schlug mit Gedonner im Wettersturm
der Blitz in denselben Sanct Niclasturm.
Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,
die kaum sich vom Brand erhoben hat.
Was innen ist im Gotteshaus,
das dringt mit aller Gewalt heraus:
Was außen ist, das will hinein! —
Da sieht man auf einmal Flammenschein
von außen an des Turmes Spitze:
Da rief man: „Feuer! Wasser! Wo ist die Spritze!"
— Die Spritze, ja, die ist dicht dabei;
doch Kasten und Röhren sind entzwei! —
Wie saure Milch läuft alles zusammen:
Man schreit und blickt auf die Feuerflammen.
Dazwischen — es war ein böser Tag —
hallt mancher Donner- und Wetterschlag! —
Nun sammelt sich der Magistrat,
und jeder weiß etwas und keiner weiß Rat!
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,
sieht sich das Ding bedenklich an
und spricht: Hört mich, wir zwingen's nicht!
Der Turm brennt nieder wie ein Licht,
es kommt, wer hätte das gedacht sich,
wie anno sechzehnhundertachtzig!
Erst brennt der Turm, die Kirche, die Stadt sodann;
drum ist mein Rat: rett jeder, was er kann! —
Da laufen die Bürger; mit aller Kraft
ein jeder das Seine zusammenrafft.
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,
wie stoßen zusammen die Puderköpfe!
Auf einmal — was krabbelt dort aus dem Loch
am Turm? — Der Junge! — Nein! — Und doch!
Er ist's, er klettert zu Turmes Spitze —
der Schlingel! Er nimmt vom Kopf die Mütze,
er schlägt auf das Feuer und — daß dich der Daus! —
er löscht es mit seiner Mütze aus!
Er tupft am ganzen Turm umher,
Man sieht nicht eine Flamme mehr!
Und während alle jubelnd schrein,
schlüpft er von neuem ins Loch hinein.
Er scheut des Magistrates Wesen

und sitzt, als wär' gar nichts gewesen.
Das mehrt den Jubel, die Bürger alle
rufen ihm Vivat! mit großem Schalle;
der Bürgermeister aber spricht,
indem sein großer Zorn sich bricht:
Holt ihn heraus, ich erzeig' ihm Ehr,
und tu für ihn zeitlebens mehr! —
„Da kommt er ganz rußig, der Knirps, der Zwerg!
Hoch lebe der kleine Liewenberg!" —
Der Bürgermeister sprach: „Komm, Junge,
streck noch einmal heraus die Zunge!
Ich leg dir lauter Dukaten drauf!
So, sperr den Mund recht angelweit auf!
Nur immer mehr herausgereckt!
Wir haben alle vor dir Respekt!"

Der Teufel will Arbeit

„Das Volk ist hier zu matt und schlecht,
ich seh, Ihr braucht hier einen Knecht,
Herr Pfarr, den Ihr in Kält' und Hitz'
recht schindet in Schindhudelwitz,
und der nicht gleich für krank und tot
hinfällt im ersten Abendrot,
und der nicht immer Trank begehrt,
und der nicht immer Speise zehrt,
und der nicht ewig müßig steht,
und der nicht immer tanzen geht.
Wie wär's, wir schlössen den Kontrakt?
Ich bin so einer, der sich plackt.
Ich dusle nicht wie Hinz und Hans,
ich kenne nichts von Spiel und Tanz,
ich esse nichts, ich trinke nichts,
ich reiße, ich zerlumpe nichts,
ich will nicht Lohn, nicht Gaben;
nur Arbeit muß ich haben;
sonst werd' ich schlimm!" —

Der Pfarrer sieht den Schwarzen an
und spricht: „Ich unterschreib'. Wohlan!
Nimm diesen Spaten, zieh dahier
rings um das Gut den Graben mir,
sechs Ellen tief, die Breite zehn:
dann wollen wir schon weiter sehn!"
Der Schwarze pustet in die Hand
und sticht den Spaten in das Land.



Hugo Bantau

Ho ho, was wirft der Klößze auf!
Das fliegt und flirrt im vollen Lauf!
Man sieht ihn hier, man sieht ihn da,
bald ist er fern, bald ist er nah.
Kaum traut der Pfarrer dem Gesicht,
so steht er schon vor ihm und spricht:
„Herr Pfarr, das wäre nun erreicht,
der Boden ist auch gar zu leicht,
der Graben ist gegraben,
und Arbeit muß ich haben;
sonst werd ich schlimm!“ —

„So hau die Eichenknuppen klein:
Es werden siebzehn Klafter sein!“
„Hm,“ sagt der Knecht, „wo ist das Beil?
Flink her, ich habe Langeweil’!“ —
„Da liegt der Stiel, es ist entzwei.“ —
„Ganz oder nicht, mir einerlei!
Ich schlag die Knubben auf den Stein
da springen sie schon kurz und klein!“ —

Er schlägt und schmeißt, das fliegt umher,
als ob's Geschirr vom Töpfer wär'!
Die Späne flirren übers Haus,
die Stücke weit zum Hof hinaus.
Er liest sie auf und macht dann Schicht
und geht zum Pfarrer hin und spricht:
„Der Stein tat seine Schuldigkeit,
die siebzehn Klafter sind so weit,
der Graben ist gegraben,
und Arbeit muß ich haben;
  sonst werd' ich schlimm!" —

„Ho," sagt der Pfarr, „die find't sich bald!
Geh, wat' im Schnee hinaus zum Wald,
wo hundert alte Stöcke stehn,
sieh zu, ob sie heraußer gehn.
Da hast ein Weilchen du zu tun,
ich will indessen etwas ruhn." —
„Ruht nicht zu lang, bald sind sie 'raus:
Denkt lieber neue Arbeit aus!"
Im Hui ist nun der Knecht im Wald
und zerrt und rodet mit Gewalt;
das Springen all der Wurzeln knallt,
als wenn der Donner kracht und schallt.
Er reißt die Stöcke kurz und klein
und führt sie in den Hof herein:
„Herr Pfarr, die Stöcke liegen nun
zersplittert, wo die Knubben ruhn,
der Graben ist gegraben,
und Arbeit muß ich haben;
  sonst werd' ich schlimm!" —

Da wend't der Pfarrer sich im Schlaf:
„Jetzt ist es Nacht, vertracktes Schaf;
drum nimm die Hornlatern' und geh
aufs Feld hinaus, such' unterm Schnee;
da ist manch angefrorner Stein:
Geh hin und such' den Acker rein!" —
Pink! Feuer! die Laterne brennt,
der Teufel nach dem Felde rennt
und scharrt und fegt und leuchtet drein,
und pustet drein und rafft die Stein'
und schmeißt sie, daß sie Feuer spein,
auf einen Haufen überein:
„Das ist der letzte! Nun, Herr Pfarr,
was Neues! Aus ist das Gescharr!
Der Acker ist von Steinen rein,
und Stock und Knubb' ist kurz und klein,

der Graben ist gegraben,
und Arbeit muß ich haben;
sonst werd' ich schlimm!" —

Da wend't der Pfarrer sich und spricht:
„Wie lang du machst, du fauler Wicht!
Geh hin zum Küster, frage den:
Was der dich heißt, das soll geschehn!
Er wird etwas harthörig sein;
doch schlag ihm nicht die Türen ein." —
Er rennt zum Küster hin und klopft;
doch Küsters Ohren sind verstopft.
Er pfeift, ruft, klopft und flucht darein:
„Soll hier die Arbeit Trommeln sein?" —
Nun schlägt er Wirbel auf der Tür,
da guckt der Küster doch herfür:
„Hör auf mit Trommeln, wer ist da?" —
„Ich!" — „Wiltu Arbeit haben?" — „Ja!
Das Feld ist nun von Steinen rein,
und Stock und Knubb' ist kurz und klein,
der Graben ist gegraben,
und Arbeit muß ich haben;
sonst werd' ich schlimm!" —

Da spricht der Küster: „Spann nur an!" —
Der Schwarze spricht: „Es ist getan!" —
„Ich will zur Stadt, der Weg ist schlecht,
flink her die Steine, fauler Knecht!
Und pflastr' ihn immer vor mir her,
sonst wird's den Pferden allzuschwer!
Flink, Hand ans Werk!" — Der Schwarze springt
und holt und stampft, das Pflaster klingt.
Der Küster fährt gemach im Schritt,
da kommt der Teufel prächtig mit.
Erst sind die Steine nicht so fern,
da macht's der Teufel flink und gern.
Der Küster fährt und singt und lacht
und spricht: „Das hab ich gut erdacht!
Er ist mit Pflastern hübsch voraus,
sein Springen nimmt sich drollig aus,
ich laß die Pferde traben;
der Kerl will Arbeit haben;
sonst wird er schlimm!" —

Er trabet immer schneller fort;
da ruft der Teufel: „Herr, ein Wort!
Laß sein den Trab, ich komm' nicht mit,
ich hab's zu weit, fahrt lieber Schritt!" —

„Eh!“ spricht der Küster, „sei nicht faul!“
Und haut ihn tüchtig übers Maul. —
Da rennt der Teufel, was er kann
und schleppt und setzt von neuem an,
und immer flinker wird sein Lauf,
je ferner ist der Steine Hauf.
Doch endlich fährt mit Saus und Braus
er in die Luft: „Ich halt's nicht aus!“ —
Da lacht der Küster hinterdrein:
„Fahr zu den Raben, Hämmerlein!
Du bist ein Kerl, du wärst was nütz
zum Knechte für Schindhudelwitz!
Das ist ja zum Begraben,
solch Volk will Arbeit haben;
sonst wird es schlimm!“ —

Des kleinen Volkes Überfahrt

Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus —
„tipp, tipp!“ — Wer mag das sein?
Der alte Fährmann geht hinaus.
„Tipp, tipp!“ — Wer mag das sein?
Nichts sieht er, — halb nur scheint der Mond,
die Sache däucht ihm ungewohnt! —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
wir sind ein winzig Völkelein
und haben Weib und Kindelein.
Fahr über uns, die Müh ist klein,
und jedes zahlt sein Hellerlein.
Es lärmt zu sehr im Lande,
wir wollen zum andern Strande.
Unheimlich wird's an diesem Ort,
es gellt hier zu viel Hammerschlag
und schießt und trommelt fort und fort,
die Glocken läuten Tag für Tag!“ —
— Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
Ich will euch fahren, kommt heran!
Werft ohne Betrug
das Geld in den Krug! —
O welchen Lärm vernahm er da,
obwohl er nichts am Ufer sah:
Er wußte nicht wie ihm geschah,
es klang wie fern und war doch nah:
Zehntausend kleine Stimmchen,
viel feiner als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte sein;
er kommt. Die kleinen Wesen schrein:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!"
Da mußt er wohl behutsam sein!
Tück, tück! fiels in den Krug hinab,
wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelts heran
und stapft zum Kahn
und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
es drängt und zwängt sich immer mehr:
„Fahr ab, der Kahn will sinken,
fort! eh wir all ertrinken!"
Der Schiffer stößt vom Ufer los,
und als er jetzo drüben war,
geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
Auh! schrie die ganze kleine Schar.
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
das hörte man am Ton genau.
Nun dappelts hinaus
mit Katz und Maus,
mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
mit Kisten und Kasten und Federwisch.
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
von Ruf und Zank und Stillgezisch.
Nichts sieht man, doch am Schalle
hört man, hinaus sind alle. —
Nach holt er wieder neue Schar.
Die lärmt hinaus. Er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
läßt nach im Krug das tück tück tück. —
Er fährt den letzten Teil zum Strand.
Der Mond geht unter am Himmelsrand.
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein,
wie von Johanniswürmelein. —
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
setzt auf, und kann nun schauen
die Männlein und die Frauen.
O, welche Wunder er nur sah:
Der ganze Strand war all bedeckt,
sie liefen mit Laternchen da,
von Gras und Blumen oft versteckt,
und trugen Kindlein wunderhold
und Edelstein und rotes Gold. —

Hei, denket der Knecht:
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
am Uferrande weit hinan: —
Da merket ihn ein kleiner Mann,
der fängt ein Zeterschreien an! —
Puh, puh! sind aus die Lichte,
verschwunden alle Wichte!
Drauf flog es her wie Erbsen klein:
Es mochten kleine Steinchen sein,
die warfen sie mit großer Pein,
und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!“ —
Sie wenden geschwind
herum wie der Wind,
und stoßen eilig ab vom Land
und fahren in Angst sich fest im Sand,
bald rechter Hand, bald linker Hand,
und immer ruft es noch vom Strand:
„Das Fliehn war euer Glücke,
sonst kommt ihr nicht zurücke!“

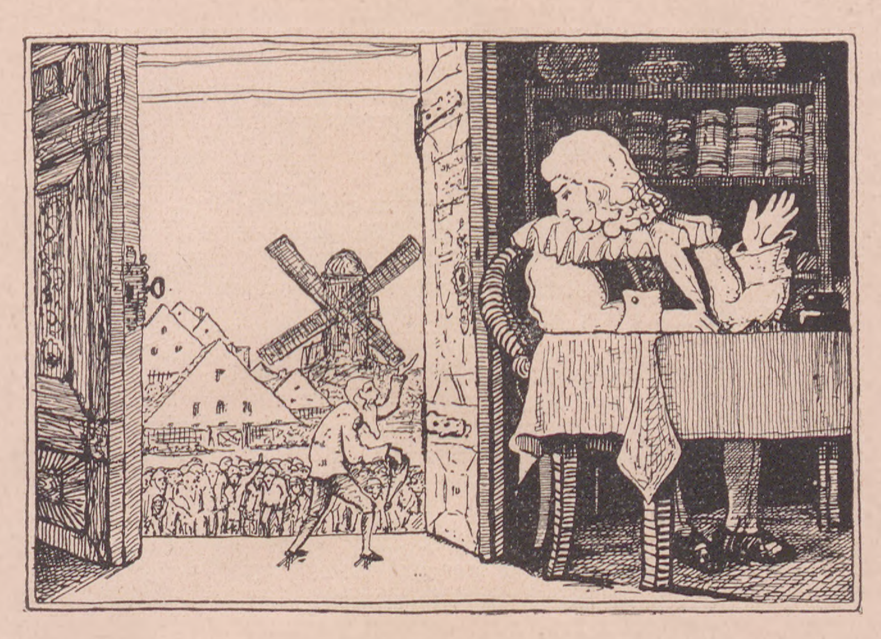
Kaspars Löffel

Wer Zwergen etwas nimmt, der seh sich vor.
Bei Gnissau kamen sie gar oft vor's Tor
beim Pflügen, wenn das Wetter recht nach Sinn,
und stellten dicht am Rain die Tafel hin,
Topf, Napf, Schüssel, Löffel.

Und aßen da verwunderlicherweis'
von einer ganz absonderlichen Speis':
Die war zerstückt, gesüßt, gespickt, gepocht
und dann mit neunerlei Gewürz gekocht;
man aß sie mit Löffeln.

Einst schlich der Müller an denselben Ort
und nahm von solchen Löffeln einen fort.
Da kam zum Schulzen gleich ein Zwerg gerannt,
sprach: Kaspar heiß ich, das sei dir bekannt:
Ich will meinen Löffel.

Der Schulze sagte: Freund, den weiß ich nicht.
Das Zwerglein wieder: Freund, so hilft mirs nicht.
Du bist hier Obrigkeit, drum schaff den Dieb
und gib dir Müh: Es sei dir leid nun oder lieb:
Schaff mir meinen Löffel!



Hugo Bantau

Der Schulze sprach: Will sehn ob ich ihn find. —
Da ging der Zwerg, kam wieder dann geschwind
und sprach: Mein Name steht darauf ganz fein:
„Kaspar“ und Kaspars Löffel muß es sein.
Schaff mir meinen Löffel!

Der Schulze sprach: Will sehen wo und wie.
Da ging der Zwerg; der Schulze gab sich Müh'
und spürte da und dort und trafs doch nicht.
Am Morgen fand sich wieder ein der Wicht:
Ich will meinen Löffel!

Der Schulze sucht wiederum von Haus zu Haus.
Er kriegt den Dieb ja dennoch nicht heraus.
Denn weil die Müller ehrlich sind — so kommt
auf den kein Mensch. Allein der Kleine kommt:
Schulz, schaff den Löffel!

Der Schulze weiß am End sich nicht mehr Rat.
Der Kleine läßt nicht Ruh, nicht früh, nicht spat.
Der arme Schulz — wenn seine Frau er küßt,
so zupft das Zwerglein ihn und ruft pst, pst!
Schaff mir meinen Löffel!

Da sprach der Schulz am End: Laß mich in Ruh
und seht nach eurem Löffel selber zu!
Gut! sagt der Zwerg und ruft die Zwerge all,
und alle suchen nun mit großem Schall,
all' all' nach dem Löffel.

Von einem Haus ins andre zieht das Heer,
es tobt, als wenns der wilde Jäger wär.
Durch Flur und Küch und Keller hört man schrein:
Den Löffel! Kaspars Löffel muß es sein!
Dieb Dieb, schaff den Löffel!

Die Zwerge werden aller Häuser Pein,
sie dringen überall gleich Mäusen ein.
Was hilft es, wenn die Bauern Zeter schrein,
die Zwerge rufen immer: Recht muß sein!
Dieb Dieb, schaff den Löffel!

Er findt sich nicht. Der Bauern Not wird groß.
Ein Bauer schlägt gar auf die Zwerge los,
allein sie haben Nebelkappen an
und rufen, während er nicht treffen kann:
Dieb Dieb, schaff den Löffel!

Ich hab ihn nicht. — Wir kehren um das Haus. —
So kehrt es um, er fällt doch nicht heraus!
Da kommt des kleinen Volks erst viel herbei,
man hört bis zu der Mühle das Geschrei:
Dieb Dieb, schaff den Löffel!

Der Müller denkt: Man sucht am End auch hier,
darum behalt ich diesen Löffel nicht bei mir!
Er geht und will verscharren ihn im Sand,
als plötzlich Ehrenkaspar vor ihm stand:
Gib her den Löffel!

Vor Schreck entfiel der Löffel da dem Mann,
doch Kaspar rief sein ganzes Volk heran
und rief: Ich hab den Dieb, ich hab den Dieb,
der ist mir lieb, der kriegt nun manchen Hieb!
Flink her mit den Löffeln!

Da kam das ganze kleine Volk herbei
und schlug mit Löffeln ihn beinah zu Brei.
Der Müller rief da öfters: Mit Verlaub! —
Allein man klopft ihm aus den Müllerstaub.
Da, stiehl wieder Löffel!



Hugo Bantau

Hoffmann von Fallersleben

(Breslauer Jahre 1823–1843)

O wie freuen wir uns!

O wie freuen wir uns,
wenn ein Frühlingstag
endlich heiter lacht
über Feld und Hag!

Wenn ein Falter froh
durch die Luft sich schwingt
und ein Blümchen still
aus der Knospe springt;

wenn der letzte Schnee
rieselt hin als Quell
durch die grünen Au'n
rein und silberhell;

wenn zum erstenmal
uns mit frohem Schall
aus dem jungen Laub
grüßt die Nachtigall —

Unser Herz geht auf
wie das Blümelein,
und es freuet sich
auch am Sonnenschein.

Freue du dich auch
wie der Frühlingstag,
der da heiter lacht
über Feld und Hag!

Frühlingsverkündigung

Die Erde sagt es den Lerchen an,
daß der Frühling gekommen sei.
Da schwingen sie sich himmelan
und singen es laut und frei.

Beltz' Bogenlesebuch * Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

Es hört's der Wald, es hört's das Feld,
die Wiesenblumen und Quellen,
und endlich hört's die ganze Welt,
auch der Mensch in seinen Zellen.
Der Mensch hört es zuletzt und sieht
nur, wie der Frühling ihm entflieht.

Ostertage eines Musikanten im schlesischen Gebirge

Stiller Ernst und Trauer lag
jüngst auf allen Landen,
heut ist an dem Ostertag
auch die Welt erstanden.

Seht ihr dort auf grünen Höhn
wohl das Kirchlein prangen?
Jungfrauen, wie die Engel schön,
kommen draus gegangen.

Dahin führt der grüne Pfad
in ein himmlisch Leben.
Was das Aug ersehen hat,
muß das Herz erstreben.

Nachtigallen schwingen

Nachtigallen schwingen lustig ihr Gefieder;
Nachtigallen singen ihre alten Lieder.
Und die Blumen alle, sie erwachen wieder
bei dem Klang und Schalle aller dieser Lieder.

Und meine Sehnsucht wird zur Nachtigall
und fliegt in die blühende Welt hinein
und fragt bei den Blumen überall:
„Wo mag doch mein, mein Blümchen sein?"

Und die Nachtigallen schwingen ihren Reigen
unter Laubeshallen zwischen Blütenzweigen,
vor den Blumen allen aber ich muß schweigen.
Unter ihnen steh ich traurig sinnend still:
Eine Blume seh ich, die nicht blühen will.

Abschied

Morgen müssen wir verreisen,
und es muß geschieden sein:
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebewohl. mein Schätzelein!

Lauter Augen, feucht von Tränen,
lauter Herzen, voll von Gram:
Keiner kann es sich verhehlen,
daß er schweren Abschied nahm.

Kommen wir zu jenem Berge,
schauen wir zurück ins Tal,
schaun uns um nach allen Seiten,
sehn die Stadt zum letztenmal.

Wenn der Winter ist vorüber
und der Frühling zieht ins Feld,
will ich werden wie ein Vöglein,
fliegen durch die ganze Welt.

Dahin fliegen will ich wieder,
wo's mir lieb und heimisch war,
Schätzlein muß ich jetzt auch wandern,
kehr ich heim doch übers Jahr.

Übers Jahr zur Zeit der Pfingsten
pflanz ich Maien dir ans Haus,
bringe dir aus weiter Ferne
einen frischen Blumenstrauß.

Morgenlied

Es taget in dem Osten,
es taget überall.
Erwacht ist schon die Lerche,
erwacht die Nachtigall.

Wie sich die Wolken röten
am jungen Sonnenstrahl!
Hell wird des Waldes Wipfel
und licht das graue Tal.

Die Blumen richten wieder
empor ihr Angesicht.
mit Tränen auf den Wangen
schaun sie ins Sonnenlicht.

Und könnt ein herbes Leiden
je trüben deinen Mut:
Schau hoffend auf gen Himmel,
wie's heut die Blume tut.

Und Frieden kehret wieder
zu dir und Freud und Lust,
und wie's auf Erden taget,
so tagt's in deiner Brust.

Abendlied

Abend wird es wieder;
über Wald und Feld
säuselt Frieden nieder,
und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
sich am Felsen dort,
und er braust und fließet
immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
keine Glocke klinget
ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
wahre Abendruh.

Herbstrose

Rosen in so kalten Tagen!
Oder ward es Frühling wieder?
Nur den Sänger magst du fragen,
Blumen wurden seine Lieder.

Seines Herzens milde Töne
sät er auf die Winterauen;
bald darauf in Maienschöne
ließ sich manche Blume schauen.

Wie in Tönen, so in Farben,
für den Sänger lenzt es immer!
Draußen nur die Blumen starben,
seine Blumen welken nimmer.

Widmung

Ja, sie kehren immer wieder,
niemals sind sie ausgesungen;
eh' die alten sind verklungen,
tönen wieder neue Lieder.

Und solang die neuen Lieder
nicht dem Herzen sind entschwunden,
kehren auch die schönen Stunden
meines Lebens immer wieder.

Denn die Lieder sind mein Leben,
eins geworden sind die beiden —
beide laß zusammen scheiden,
wie du sie, o Gott, gegeben.

Dichterwunsch

So laßt mich blühen still allein
wie's Veilchen auf der Au;
das kennet nur der Sonnenschein
und nur des Himmels Tau.

Denn wenn ihr mich ans Fenster stellt,
wo andre Blumen stehn —
o weh, am Schimmer hangt die Welt,
dann ist's um mich geschehn.

Wahrheit

Mit Wahrheit waffne dich!
Nie kann ein leerer Traum dein Leben
im düstern Lande der Lügen verschweben!
Und wird dein Name nie Schall und Ruhm,
dir bleibt die Tat das schönre Eigentum.

Der Wahrheit leb und stirb!
Zwar dornicht ist die Bahn zu gehen,
doch rosig wirst das Ziel du sehen!
Wag's wider Menschenlist und Hohn!
Die Wahrheit selbst ist Gottes Lohn.

Lebensphilosophie

Hoffe nicht, harre nicht!
Frisch die Zeit beim Schopf gefaßt!
Suche nicht, was dir gebricht,
und genieße, was du hast!

Mutig nur und geschwind!
Frag nicht wie? und wann? und wo?
Wenn wir heute lustig sind,
ei, so sind wir morgen froh.

Niemandes Herr, niemandes Knecht

Zum Amboß hielt ich mich zu schlecht,
zum Hammer war ich auch nicht recht.
So bin ich Amboß nicht noch Hammer
und rufe frei von Herzensjammer:
so ist es gut, so ist es recht,
niemandes Herr, niemandes Knecht.

Fliegt frei der Vogel durch das Feld,
so ist noch sein die ganze Welt.
Müßt er im goldenen Käfig hocken,
er würde schwerlich dort frohlocken:
so ist es gut, so ist es recht,
niemandes Herr, niemandes Knecht!

Wächterlied

Die Hähne krähten durch das Land:
und wer in Schlafes Banden ruht,
sei munter jetzt und wohlgemut!
Der Tag beginnt, die Nacht verschwand.

Der Wächter auf der Zinne stand
und rief: „Ihr sollet munter sein,
ich sehe schon des Tages Schein;
wacht auf, wacht auf! Die Nacht verschwand.“

Da stand man auf wohl hie und dort,
die Hähne tat man in den Topf,
dem Wächter hieb man ab den Kopf,
dann aber schlief man weiter fort.

Wer will noch Hahn und Wächter sein?
Wer wecket uns aus Schlafes Not
bald zu der Freiheit Morgenrot?
Wir schlafen in den Tag hinein.

Michels Abendlied

Sie hatten versprochen
so viel, ja so viel!
Und alles ist geworden
ein bloßes Possenspiel.

Wir bleiben wie immer
getäuscht und gehöhnt.
Die Wahrheit ist verboten,
das Mahnen ist verpönt.

Was sollen wir hoffen?
Die Zeit ist zu schlecht:
die Macht ist rechtlos,
und machtlos ist das Recht.

Vetter Michel

Verspottet nur den Vetter Michel!
Er pflügt und sät:
Einst sprießt die Saat, die keine Sichel
der löblichen Zensur ihm mäht.

Sie leben noch, die etwas wollen
mit Herz und Hand,
die Gut und Blut noch freudig zollen
für Gott und für das Vaterland.

Wegebesserung

Laßt uns Gottes Güte preisen,
die uns gab den Fürstenstand;
nur, wenn unsere Fürsten reisen,
bessert sich der Weg durchs Land.

Sind auch solche Reisen teuer,
sind sie uns doch lieb und wert;
gern bezahlt man jede Steuer,
wenn man noch erträglich fährt.

Wie ist doch die Zeitung interessant!

Wie ist doch die Zeitung interessant
für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern wiedergekommen,
und morgen wird der Herzog kommen,
hier ist der König heimgekommen,
dort ist der Kaiser durchgekommen,
bald werden sie alle zusammenkommen —
wie interessant, wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,

ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
die Lakeien erhielten silberne Borten,
die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant, wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Höchst und Allerhöchst

Gott ist nur der Höchst' auf Erden,
doch der Allerhöchste nicht.
Willst du dessen inne werden,
nun, so hast du hier Bericht:

Alles Allerhöchst' auf Erden
ist von Königesgeschlecht,
und das kann doch Gott nicht werden,
denn das ist für ihn zu schlecht.

Ein schöner Zug

Wenn ihr nicht frei euch fühlt zu Haus,
wohlan, so ziehet gleich hinaus!
Frei könnt ihr ziehn aus allen deutschen Landen,
Freizügigkeit ist auch für euch vorhanden.

Ein schöner Zug von unsrer Zeit!
Ein schöner Zug: Freizügigkeit!
Dir fehlt ein „n“ an deines Glückes Sterne;
freizügig Volk, freizüngig wärst du gerne!

Knüppel aus dem Sack

Von allen Wünschen in der Welt
nur einer mir anjetzt gefällt,
nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
ich dächte nur bei Tag und Nacht,
nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht ich weder Hut noch Gold,
ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär ein Sieger, wär ein Held,
der erst' und beste Mann der Welt
mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht uud Ruh
und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt ich selbst recht lustig sein,
so ließ ich tanzen groß und klein
beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr,
nur einen einz'gen Tag im Jahr,
o Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
und schlüge drein ohn' Unterlaß;
Frisch! Knüppel aus dem Sack
Aufs Lumpenpack!
Aufs Hundepack!

Mein Vaterland

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör ich dir mit Herz und Hand:
was ich bin und was ich habe,
dank ich dir, mein Vaterland!

Nicht in Worten nur und Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit;
mit der Tat will ich's erwidern
dir in Not und Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
ruf ich's Freund und Feinden zu:
„Ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost, mein Glück bist du."

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör ich dir mit Herz und Hand:
was ich bin und was ich habe,
dank ich dir, mein Vaterland.

Heimkehr aus Frankreich

Deutsche Worte hör ich wieder —
sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
schönes heitres Vaterland!
Fröhlich kehr ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

O wie sehnt ich mich so lange
doch nach dir, du meine Braut,
und wie ward mir freudebange,
als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand —
Deutschland ist mein Vaterland!

Alles Guten, alles Schönen
Reiche sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh'!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Deutschland, du mein Vaterland!

Heimweh in Frankreich

Wie sehn ich mich nach deinen Bergen wieder,
nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
nach deutscher Freud und Lust, nach deutschem Wein!

Könnt ich den Wolken meine Hände reichen,
ich flöge windesschnell zu dir hinein.
Könnt' ich dem Adler und dem Lichtstrahl gleichen,
wie ein Gedanke wollt ich bei dir sein!

Die Fremde macht mich still und ernst und traurig;
verkümmern muß mein frisches, junges Herz.
Das Leben hier, wie ist es bang und schaurig,
und was es beut, ist nur der Sehnsucht Schmerz.

O Vaterland, und wenn ich nichts mehr habe,
begleitet treu noch diese Sehnsucht mich;
und würde selbst die Fremde mir zum Grabe,
gern sterb' ich, denn ich lebte nur für dich.

Nur in Deutschland

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
da wachsen unsre Reben.
Grüß mein Lieb am grünen Rhein,
grüß mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
da will ich ewig leben!

Fern in fremden Landen war ich auch,
bald bin ich heimgegangen:
heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
nur nach Deutschland
tät heiß mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
blühn Orangen und Zitronen.
Singe! sprach die Römerin,
und ich sang zum Norden hin:
nur in Deutschland,
da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
hell in der Morgensonne:
Grüß mein Liebchen, goldner Schein,
grüß mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
da wohnen Freud und Wonne.

Das Lied der Deutschen
1841

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält

von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten, schönen Klang,
uns zu edler Tat begeistern
unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand
Blüh im Glanze dieses Glückes,
blühe deutsches Vaterland!

Aus den Briefen des Dichters

An Ernst Richter in Breslau
(Bei Übersendung eines Gedichtes zum Komponieren)

Breslau, den 18. Juni 1830.

Es ist ein eigen Ding um das Dichten. Ich glaube, wenn ich mich durch ein Gedicht auch vom Tode retten könnte, ich würde gewiß eher hundertmal sterben müssen als einmal lebendig davon kommen. Gestern wollte ich durchaus dichten und schon heute Morgen Ihnen schicken, was Sie wünschten, es ging nicht. Heute glaubte ich, es sei unmöglich, und im Nu war das Gedicht fertig. Ich hoffe, Sie sind mehr Herr und Meister ihrer Stimmung und überhaupt glücklicher darin als ich, dann geht es ja morgen alles gut. Die Melodie werden Sie bald herausfinden, ich habe sie gleichsam mit hineingesungen, denn wie gewöhnlich habe ich auch dies Lied singend gedichtet.

An Jakob Grimm in Göttingen

Breslau, 7. Dezember 1830

Lieber Freund!

Sie haben mir eine große Freude bereitet. Und damit Sie sehen, wie sehr ich mich gefreut habe, beantworte ich Ihren lieben Brief auf der Stelle. Warum ich so lange nicht schrieb — es ist zu langweilig, das alles zu erzählen. Von manchen Seiten gequält und beunruhigt,

verfiel ich zuletzt in eine solche Selbstquälerei, daß ich mich sogar noch um die Freuden betrog, die mir sonst niemand hatte nehmen können. Jetzt habe ich keine Zeit mehr, mich traurigen Stimmungen ganz hinzugeben. Alles fordert mich zu frischer Tätigkeit auf. Reich beseelt eine neue Liebe zu der Wissenschaft, und noch eine Liebe, die sich freilich nur vorläufig in der Poesie offenbaren kann. Diese doppelte Liebe hat mich mit mir und der ganzen Welt ausgesöhnt.

Einer Anzeige meiner Fundgruben von Ihrer Hand sah ich schon lange entgegen. Daß Sie sich darin haben zuvorkommen lassen, tut mir leid; es ist mir aber schon recht, daß nur überhaupt etwas geschieht. Warum wollen Sie aber nicht für die Wiener Jahrbücher oder für den Hermes einen ausführlichen Bericht darüber geben? Ich habe wirklich doch ein eigenes Unglück mit meinen Büchern.

Den 2. Teil der Fundgruben will ich einer späteren Zeit aufsparen. Der erste hat mich zu viel geplagt. Ohne gehaltreiche Beisteuer bin ich jetzt auch nicht imstande, einen zweiten zu liefern, ich müßte denn vorher wieder reisen.

Meine Professur macht mir viel zu schaffen. Ich war gar nicht darauf eingerichtet. Im vorigen Sommer las ich Handschriftenkunde und Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther und Geschichte der deutschen Mysterien. Jetzt lese ich: Geschichte der deutschen Sprachstudien vor 30 Zuhörern und über das deutsche Volkslied vor 20. — Geschichte der deutschen Literatur hatte ich angeschlagen, bekam sie aber nicht zustande, weil ich 20 Zuhörer haben wollte und die Hörer zahlen sollten. Nun, es war nur mein Glück, ich hätte mich sonst totgearbeitet. Nun lese ich noch mit vieler Lust und Liebe Handschriftenkunde, zweimal, jedesmal vor 6 Zuhörern. Ich habe mir ein neues Heft dazu ausgearbeitet, das Ganze ist jetzt reichhaltiger, richtiger und systematischer.

An Fritz Wiede in Hamburg

Breslau, 16. Januar 1843

Lieber Fritz!

Der Tod meiner guten Mutter hat mich in tiefe Trauer versetzt. Sie starb den 3. Dezember und hat also den folgenden Tag, den Tag meiner Absetzung nicht erlebt. Ich hatte mich zu einem Freunde aufs Land begeben, um das Neujahrsfest hier selbst nicht mitfeiern zu müssen. Als ich vorgestern wiederkehrte, wurde ich ins Senatszimmer eingeladen und von meiner Absetzung ohne Pension in Kenntnis gesetzt. Ich habe also hinfort kein Geld, als was ich mir durch Schriftstellerei verdiene. Doch Gott wird weiter helfen.

Aus der Vorrede der „Schlesischen Volkslieder" 1842

Im Sommer 1836 besuchte ich einen Freund auf dem Lande. Ich hörte gegen Abend die Grasmädchen singen. Ich forschte nach — sie sangen Volkslieder, die mir des Sammelns wert erschienen. Ich

erhielt nachher von der Hand eines dieser Mädchen Aufzeichnungen und faßte nun den Entschluß, in Schlesien weiter nach Volksliedern zu suchen. Einige Jahre später gewann ich die Überzeugung, daß Schlesien wirklich noch eine unbenutzte und ergiebige Fundgrube für das deutsche Volkslied sei. Mancher glückliche Fund und die eifrige Unterstützung einiger Freunde führten mich auf den Gedanken, eine Sammlung schlesischer Volkslieder aus dem Munde des Volkes zu veranstalten. Ich verband mich zu diesem Zwecke mit meinem Freunde Richter. Wir teilten uns in die Arbeit: ihm fiel der musikalische Teil, mir das übrige zu.

Im Januar 1839 machte ich in den Breslauer Zeitungen auf unser Unternehmen aufmerksam. Zu Ende des Jahres bat ich in unser beider Namen die Freunde des Volksgesanges, uns mit Beiträgen zu unterstützen. Um ihnen deutlich zu machen, was für eine Art Lieder wir suchten, fügte ich ein großes Verzeichnis von Volksliederanfängen hinzu. Unsere Bitte blieb nicht ganz erfolglos, doch wären wir auf diesem Wege niemals zu einem sonderlichen Ergebnisse gelangt, wenn wir nicht einen andern eingeschlagen hätten. Richter suchte die Zöglinge des hiesigen evangelischen Schullehrerseminars für unser Unternehmen zu gewinnen und wußte sie auf das aufmerksam zu machen, worauf es hier eigentlich ankam. Wir erhielten gleich nach den ersten Ferienausflügen der Seminaristen eine große Ausbeute, Worte und Weisen aus den verschiedensten Gegenden. Auf ähnliche Weise wie Richter wußte uns Herr Oberlehrer Karow durch die Bunzlauer Seminaristen viele treffliche Beiträge zu verschaffen. Da wir selbst nur in Breslau und den nächsten Umgebungen sammeln konnten, so mußten wir anderswo uns auf die Unterstützung unserer Freunde und Bekannten verlassen. Der gute Wille war nirgends zu verkennen: man sendete uns Wortlaute und Weisen in großer Anzahl, leider aber auch oft solche, die gar nicht für unsere Zwecke paßten. Viele Sammler wußten gar nicht, worauf es ankam: sie schickten, was sie unter dem Volke gehört hatten. Deshalb fühlte ich mich veranlaßt, näher das zu bezeichnen, was wir wünschten. Dies geschah denn am 15. Juni 1840 in beiden hiesigen Zeitungen und ich wiederhole es jetzt wieder, da wir die Absicht haben, unsere Sammlung gelegentlich fortzusetzen:

Mit Operntexten und Liedern namhafter, zum Teil noch lebender Dichter ist uns durchaus nichts gedient. Ebensowenig gehören zu unserm Zwecke mundartliche Gedichte, denn außer dem Bruder Malcher und dem Weihnachtsliede: O Freda über Freda und etwa drei, vier anderen dürfte sich wohl nicht leicht ein ursprünglich mundartliches Volkslied in Schlesien finden lassen.

Wie das Volk in seinen Liedern überall durch eine edlere und höhere Gefühls- und Anschauungsweise sich aus der gemeinen Wirklichkeit zu erheben trachtet, lieber in einer weitentrückten Vergangenheit als in seinen dermaligen Zuständen verweilt, lieber mit Königen, Markgrafen und Rittern als mit seines Gleichen verkehrt, seiner wollenen Röcke und kattunen Jacken nicht gedenkt, sondern alles in Samt und Seide

kleidet und mit Gold und Perlen schmückt, ja sogar die alltäglichen Genüsse: Brot und Kartoffeln, Wasser, Schnaps und Bier in Weißbrot, Wildbret und Fische und kühlen Wein verwandelt, so sucht es auch in eben diesen Liedern sich seiner gemeinen Sprache zu entäußern. Das Volk singt hier, wie überall in Deutschland, mit wenigen Ausnahmen hochdeutsch. Das Volk ist viel poetischer als diejenigen Dichter, die in einer bestimmten Mundart Verse machen, und wenn sie alle glatten Volksausdrücke, alle verdorbenen und ungeschlachten Eigenheiten der Mundart angebracht haben, glauben können: das seien die eigentlichen wahren Volkslieder. . . . .

Auf diesen Artikel erfolgten schon damals mehrere vortreffliche Beiträge und wir hegen den Wunsch, daß uns nun auch noch künftig teils bessere Wortlaute als die von uns mitgeteilten, teils unbekannte schöne Volkslieder zugehen mögen.

Den bisherigen Beförderern unserer Sammlung sagen wir unseren herzlichen Dank.

Breslau, den 1. November 1842.

Hoffmann von Fallersleben

Mit Ernst Richter herausgegeben. Richter war Seminarlehrer in Breslau

Trostlied eines abgesetzten Professors 1843

Ich bin Professor gewesen;
nun bin ich abgesetzt,
einst konnt' ich Kollegia lesen,
was aber kann ich jetzt?

Jetzt kann ich dichten und denken
bei voller Lehrfreiheit,
und keiner soll mich beschränken
von nun bis in Ewigkeit.

Mich kümmert kein Staatsminister
und keine Majestät,
kein Busch und keine Philister,
noch Universität.

Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
der findet noch Augen und Ohren,
wer Wahrheit schreibt und spricht.

Der findet noch treue Genossen,
wer für das Rechte ficht,
für Freiheit unverdrossen
stets eine Lanze bricht.

Der findet noch eine Jugend,
beseelt von Tugend und Mut,
wer selbst beseelt von Tugend
und Mut das Gute tut.

Ich muß das Glas erheben
und trink' auf mein eigenes Heil:
O, würde solch freies Leben
dem Vaterlande zu teil!

Der Professor ist begraben,
ein freier Mann entstand —
was will ich weiter noch haben.
Hoch lebe das Vaterland!

Aus den Aufzeichnungen und Erinnerungen „Mein Leben" 1840

Zu den Pfingstfeiertagen machte ich einen Ausflug mit Dr. Gustav Freytag und August Geyder nach Gimmel, einem Gute des Grafen Alexander von Dyhen im Ölser Kreise. Der Graf war ein gutmütiger, aber sehr leichtsinniger Mensch, der übrigens so tun konnte, als ob es für ihn noch höhere Interessen gäbe als des bloßen Vergnügens. Er machte einen angenehmen Wirt und ließ seine Gäste weder hungern noch dürsten, für sonstige Unterhaltung aber selbst sorgen. Die Gräfin, eine Frau von gefälligem Äußern und Benehmen. Sie war nicht mehr jung, ihr Sohn Artis erreichte nächstens das 13. Jahr. Dr. Freytag, damals 24 Jahr alt, also ein wirklich junger Privatdozent, erwies der Frau Gräfin viel Aufmerksamkeit, mehr als sie von ihrem Herrn Gemahl gewohnt zu sein schien. Dr. Geyder, damals noch ein beliebter und gesuchter Gesellschafter und glücklicher akademischer Lehrer, war, wie immer, unerschöpflich in Schnurren und Witzen und wie immer in bester Laune, wo es am besten, an einem guten Trunke, nicht fehlte.

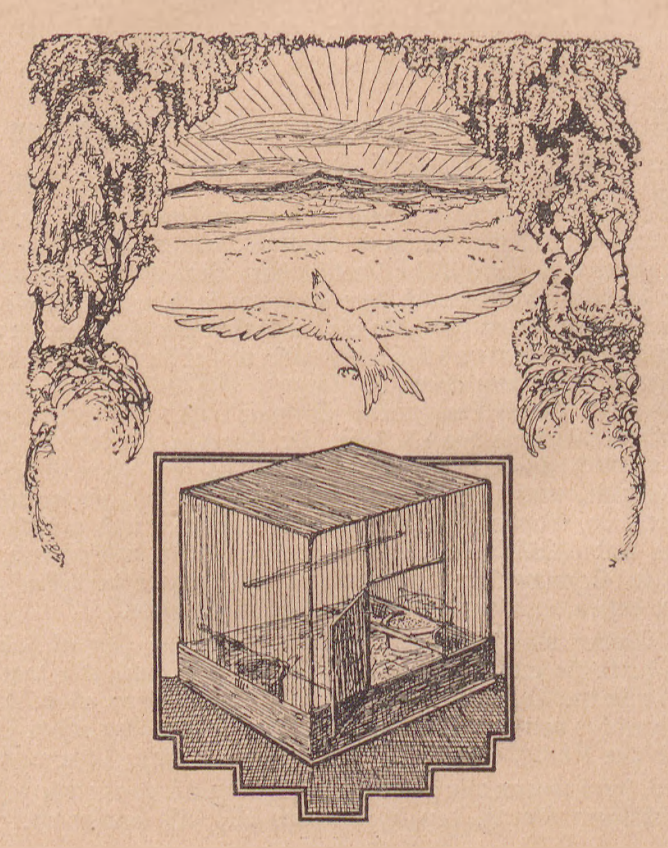
Das Wetter war schön, sehr schön, nicht so die Gegend, aber der Frühling hatte sie auch mit seinen Gaben bedacht, und wir waren zufrieden mit ihr und freuten uns ihrer. Abgeschieden von aller Welt, erfuhren wir nichts von den Begebenheiten des Tages. Am ersten Pfingsttage starb der König, uns ward die Kunde erst viele Tage nachher.

Am 6. Juni waren wir gekommen, und am 13. zogen wir erst heim mit aufrichtigem Danke, den ich für uns alle also aussprach:

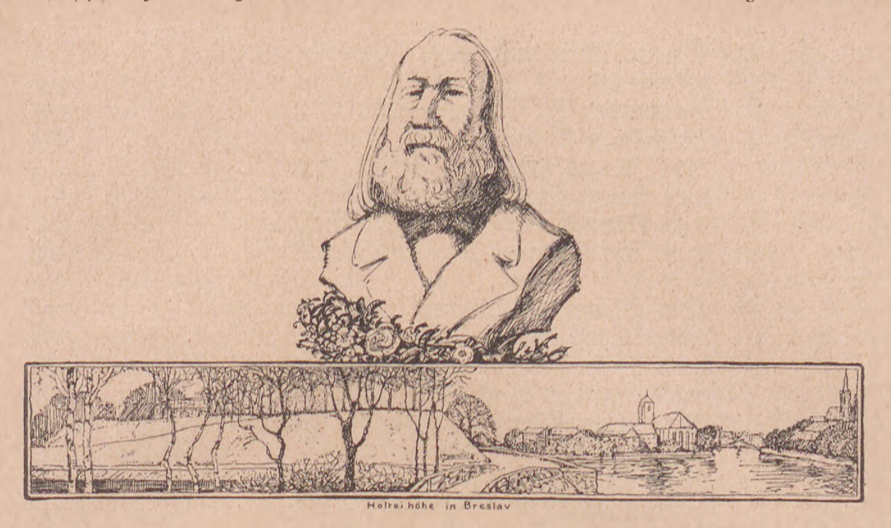
Es war ein langes schönes Träumen
von längst verklungener Jugendzeit,
von Vogelsang und Blütenbäumen,
von Wanderlust und Einsamkeit.

Ein Frühling sproß in unserm Herzen
von Laubesduft und Blütenschnee,
vor stiller Lust, vor lauter Scherzen
entfloh das letzte Leid und Weh . . . .

Ich hatte Geyder meine neuesten Lieder vorgelesen. Wir hatten viel darüber gesprochen, und wenn er auch gegen jedes einzelne Lied nichts einwenden konnte, so war ihm doch meine Richtung, die ich in meinem Dichten eingeschlagen hatte, gar nicht recht. Ich ärgerte mich über ihn wie über so viele, die eine bessere Einsicht hatten und doch so durchaus gesinnungslos und gleichgültig in den wichtigen Angelegenheiten des Vaterlands sein konnten.



Hugo Bantau



Mit Lied und Wort von Ort zu Ort;
in Lust und Schmerz ein ehrlich Herz;
bescheidnen Sinn bei Glück und Not;
dem Freunde treu bis in den Tod!

H o l t e i

Worte hat der Mensch allein

Ach, wenn die Blumen singen könnten
mit ihrem kleinen Rosenmund,
sie täten allen Elementen
des Frühlings Wonnen singend kund:
durch Hain und Fluren würd erglühen
Ein Feuermeer der Melodie! –
Doch Blumen können nichts als blühen,
und singen muß der Mensch für sie.

So sing, o Mensch! Denn horch, es singen
die lieben Vöglein lieb und laut!
Der Erde soll's zum Herzen dringen,
sie sei des blauen Himmels Braut.
Im grünen Kleide prangt die Schöne,
Gesang mag ihr Entzücken weihn –
doch Vögel haben nichts als Töne,
und Worte hat der Mensch allein.

Beltz' Bogenlesebuch * Von Dr. E. Weber u. Dr. A. Schmidt
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer u. K. Schwierskott

Wenn Wort' und Töne froh sich finden,
wie eines mit dem andern zieht,
da werden sie sich gern verbinden,
da bilden sie vereint das Lied.
Der Vogel preis' in Schall und Klange
den Lenz, die Blum' in Duftes Lust;
der Mensch begrüß ihn im Gesange
des Wortes aus der Menschenbrust.

Die Blume bleibt am Boden hangen,
der Vogel schwingt sich flatternd auf,
und beide streben und verlangen
mild ahnend nach dem Licht hinauf.
Der arme Mensch steht zwischen beiden,
wie Licht ihn lockt, wie Erd' ihn hält,
doch Menschenfreuden, Menschenleiden
verkündet er im Wort der Welt.

Von dem Neuntöter und seinen Schlachtopfern

Es war einmal ein Neuntöter, der saß im Dornengebüsch und ahmte sehr geschickt die Sangesweisen anderer Vögel nach. Bald pfiff er wie eine Grasmücke, bald schwirrte er wie eine hoch hinaufwirbelnde Lerche; dann dudelte er wie ein Hänfling, krähte wie ein Zeisig, ja wagte sich endlich an die langen, schwierigen Strophen der Nachtigall, in denen ihn zwar sein Gedächtnis mitunter verließ, das „Tiu, tiu, tiu" ihm jedoch recht erträglich gelang.

Schade doch, sag ich, daß manche Talente einen so nichtswürdigen Charakter haben. Bei Lichte betrachtet, darf man sie deshalb eigentlich auch nicht verdammen; denn sie können von Hause aus ebensowenig für ihre schändlich-lieblose Gesinnung als für ihr Talent. Eines wie das andere bringen sie mit auf die Welt. Hatte nun der Neuntöter im Laufe seines Lebens mancherlei für die Ausbildung des Gesanges getan, so hatte er unzweifelhaft mehr daran gearbeitet, seine selbstsüchtige Grausamkeit zu festigen. Von sanfteren Regungen als Mitleid, Erbarmen, Teilnahme war bei ihm nicht mehr die Rede. In seinem dorndreherischen Herzen erklang niemals ein Ton der Sanftmut.

Heute befanden sich einige Tiere in der Nähe des verhängnisvollen Dornengebüsches, die dem wechselnden Liede jenes „Würgengels" lauschten. Zuerst ein Maikäfer, ein frommer Dulder — aber dumm! Das Schicksal schien ihn so recht eigentlich zum Spielball seiner üblen Launen ausersehen zu haben. Zuerst traf ihn das Unglück, daß er um einen ganzen Monat zu spät, weil er zu tief gelegen und von der Frühlingswärme nicht erreicht worden war, aus dem dumpfen Traume der gelangweilten Larven in die heitere,

summende, schnurrende und schnurrige Käferwelt eintrat. Er kam zum Schluß des Juni, wo er abgetrennt von seinesgleichen dastand und nur noch grobe, ausgewachsene Blätterkost vorfand, während seine seligen Herren Brüder in feinster Gemüselust junger Knospen und Sprossen geschwelgt. Sodann geriet er, auf den bei gänzlicher Maikäferlosigkeit des Juli-Monats alle Blicke sich richteten, rettungslos in Gefangenschaft. Man sandte ihn als seltene Ausnahme an die Redaktion einer Zeitung, damit diese nicht verschmähe, neben ihren Berichten von Völkern und Ländern auch einen Bericht abzustatten über den Maikäfer, so sich im Juli gezeigt. Kaum dieser Gefangenschaft entkommen, spürte er Sperlinge hinter sich her, die ihn verfolgend bis ins Freie trieben, wo er zum Tode matt im Laube einer Eiche hing und von ihr herüber nach dem Neuntöter horchte, ohne zu ahnen ... aber ich darf dem Gange der Geschichte nicht vorgreifen.

Ein anderer Käfer von strahlend schwarzer Farbe, auf dem Kopf eine Art von Horn oder Höcker, schien am Rain der Wiese, wo Neuntöters Dornburg prangte, angelegentlich beschäftigt, ein Loch in die Erde zu bohren — wahrscheinlich für künftigen Nachwuchs — lauschte jedoch mehr und öfter den melodischen Spielereien des Neuntöters, als sich mit angestrengter Arbeit vertrug. Es war der Roßkäfer, ein in seiner Art ganz pfiffiger Bursch, der nur bei heitrem Wetter ausgeht, bei Regen aber fein gemächlich daheim bleibt, der mit großer Schlauheit sich totzustellen weiß, wenn eine Krähe Lust bezeigt, ihn zu verspeisen. Dann legt er sich auf den Rücken, zeigt der Sonne und der Krähe seinen schön-violetten Bauch, streckt sämtliche ihm gehörige Beine starr von sich und spielt die Leiche — zum Küssen! so daß die Krähe, die nach verstorbenen Käfern nicht lüstern ist, ihn gewöhnlich liegen läßt. Doch Neuntöter sind keine Krähen; wir werden's erfahren.

Drittens bewunderte den singenden Künstler eine dicke, graugelbe Bremse, die sich soeben erst auf dem Halse eines jungen Füllens, dem sie die Wiesenlust quälend verleidet, ganz vollgesogen hatte und nun langsam und gemächlich verdaute. Sie sagte zu sich selbst: Sing ich doch auch meinen Stiefel und brumme mir ein Liedchen, wo ich nichts Besseres zu tun weiß; aber so schön hab ich meine Tage noch nichts vernommen!"

Unten am Abhange des Grabens saß eine Heuschrecke und sang auch. Ich wollte eben sagen, sie hätte klüger getan, ihr Mäulchen zu halten, wäre mir nicht zu rechter Zeit noch eingefallen, daß Heuschrecken und ihresgleichen mit diesem Werkzeuge gar nicht singen. Es muß also heißen: sie konnte die Flügel nicht halten. Und daran tat sie sehr übel! Denn der Neuntöter hatte längst seinen scharfen, gierigen Blick, dem auch die geringste Bewegung nicht entgeht, mitten durch all die zwitschernden und flötenden Töne, so er von sich gab, auf Maikäfer, Roßkäfer und Bremse gleiten lassen und hörte bald ihr vorlautes Musizieren. War er nun entweder verdrießlich aus

verletzter Eitelkeit, daß eine Heuschrecke wagen wollte, mit ihm zugleich sich hören zu lassen, oder schien es ihm überhaupt an der Zeit, seine Kunstübungen jetzt beiseite zu legen, damit er für des Magens Bedürfnisse sorgen möge? Er schnappte mitten im schönsten Triller ab, wie der Wind so rasch auf die am Grabenrande sitzende Heuschrecke losfahrend. Dicht vor ihr machte er Halt. Sie, tief in ihre grünsten Träume versenkt, erschrak, schlug ihre Fühlhörner zurück und bereitete sich zur Verteidigung vor. So fassungslos war sie, so wenig vermochte sie des unerwarteten Feindes Übermacht zu würdigen. Er machte nicht viel Federlesens. Schnapp, griff er zu, packte sie just in der Taille, hielt sie fest im scharfen Schnabel und spottete nur der vielen Bisse, die sie wirkungslos in leere Luft tat. „Ach, wir singen auch," rief er boshaft, „auch Künstler? Freut mich, dero Bekanntschaft zu machen; will mir eine kleine Hofkapelle anlegen; will alle Virtuosen in meiner Nähe haben. Hier, bester Herr Heuschreck, bitte, tun Sie, als ob Sie zu Hause wären; singen Sie weiter, ganz nach Ihrer Gelegenheit!" Damit dreht' er den armen Teufel von Heuschrecke kräftig und geschickt auf einen der spitzen Dornen, welche sich an dem dürren Aste im Wipfel des Gesträuches befanden.

Bevor noch die Bremse Zeit gewann, sich die Gefahr deutlich zu machen, die in solcher Nachbarschaft auch ihr drohen könnte, war sie schon auf den nächsten Dorn, unmittelbar neben der Heuschrecke, gespießt.

Mit dem Maikäfer nahm sich der graue Würger Zeit. „Der entkommt mir nicht," sagt' er; „ich seh ihn schon lange hängen in seinem Dusel." Recht bequem und lüstern schmatzend holt er den Dulder vom Eichenbaum. Gefühllos spöttelte er ihm ins Ohr: „Bedaure sehr, Sie zu belästigen, um so mehr, da Sie, ein Sohn des Frühlings, im Sommer nichts zu suchen haben. Sehn Sie, Teuerster, das kommt davon, wenn man zu spät aufsteht und als Langschläfer die Zeit vertrödelt. Künftig folgen Sie den allgemeinen Landesgesetzen und treiben Sie sich nicht in fremden Monaten herum; einstweilen aber nehmen Sie mit dieser meiner bescheidenen Huldigung fürlieb."

Und der Maikäfer zappelt am dritten Dorn.

„Nun zu dir, würdiger Träumer, klümpchendrechselnder Mist- und Roßkäfer! Du freilich bist verdammt schlau, und deiner Klugheit sind wir nicht gewachsen! Nein, o nein, du lebst nicht mehr! Ich seh es ja, du bist tot, wirklich und wahrhaftig tot; der Schlag hat dich gerührt aus Schreck über des Maikäfers Geschick. Edles Käferherz, ist das eine Freundschaft!? Und meinst du, ich sollte an dir vorübergehen, wie jene Krähen des Feldes, denen du ein X für ein U machtest? Du irrst, Roßkäfer, ich nehme dich dennoch vom Boden auf. Sieh, Guter, trotz deiner Pfiffigkeit bist du ein Dummkopf, hast keine Kenntnis von der Natur, hast die Geschichte deiner Mitgeschöpfe nicht studiert, sonst wüßtest du: der Dorndreher frißt

nur tote Tiere. Und wie wär es nun, Dicker, wenn ich dich hier auf einen dieser freien Spieße steckte? — So? kitzelt das ein wenig? Ha, du strampelst mit den Beinchen? Falle nicht aus der Rolle! Ei, was zum Henker, du lebst wohl gar? Nun, desto besser. Weile denn hier, bis dein Stündlein schlägt. Und ihr all insgesammt, unterhaltet euch gut; ich muß noch einiges bestellen; später sprechen wir mehr von der Sache."

Der Neuntöter flog davon.

Erbarmungswürdige Klagetöne stießen jene vier Schlachtopfer aus. Die Bremse litt am meisten; weich wie Butter, war ihr nachgiebiger Leib ohne Widerstand an des Dornes Wurzel geschoben worden. „Fleuß hin, mein Blut, so purpurrot!" sang sie in einer Art von Verzückung.

„Ja, wenn es dein Blut wäre, Bremse, dann wollt ich dich beklagen", stöhnte der Roßkäfer, der jetzt, wo ihm der Tod im Nacken saß, nicht mehr daran dachte, sich tot zu stellen. „Doch weiß ich nur zu wohl, es ist das Blut jenes jungen Pferdes, welches du auf der Weide verfolgtest und marterteſt, daß es schier außer sich geriet und mich, indem es nach dir schlug, beinahe zerstampft hätte. Dir geschieht nur dein Recht, wenn du hier und so endest; du hast es nicht besser verdient! Aber ich . . ."

„Und ich?" unterbrach ihn der Maikäfer. „Du, Roßkäfer, hast doch wenigstens dein Leben genossen, und wenn du heute die Augen schließest, darfst du sagen: ich habe gelebt und geliebet. Ich jedoch, der ich nichts als die Qualen und Martern des Daseins kenne, wen habe ich beleidigt? Was hab ich verbrochen?"

„Du büßest für dein ganzes Geschlecht," hub der Roßkäfer wieder an. „Seid ihr es nicht, die im grünen Lenz Knospen und junge Blätter benagen, daß die schönsten Bäume oft dürr und leer dastehen, wie im kältesten Winter? Deshalb hassen die Menschen euch Maikäfer! Deshalb dulden sie, daß ihre Kinder euch quälen und peinigen; deshalb schüttelt man euch, wenn ihr bei Tage schlummert, zu Tausenden herab und wirft euch den Enten oder — mit Respekt zu sagen — den Schweinen vor. Die Sünden deiner Väter werden an dir heimgesucht."

„Wie dumm! Wie hornkäfer-dumm!" rief die Heuschrecke. „Dann sind es wohl auch die Sünden der meinigen, die ich an diesem Spieße büßen muß? Nicht wahr, Roßkäfer?"

„Allerdings," erwiderte jener. „Ihr verwüstet, wenn ihr in Schwärmen heranzieht, das ganze Land, wie man sagt, vernichtet alle Saaten und schafft Hungersnot!"

„Gewiß, gewiß, das geschieht; obwohl ich niemals teil daran nehmen möchte, weil ich eine Grasheuschrecke bin, was ich mir aber ebensowenig zum Verdienst anrechne, als jenen zum Verbrechen. Wir folgen dem angebornen Triebe. Der deinige heißt dich im Kote kneten, der seinige heißt den Maikäfer Blätter benagen, der ihrige heißt die Bremse Blut trinken, und der meinige heißt mich junge

Halme rupfen. Wir sind, wie wir sind, jedes nach seinem Wesen und Bedürfnis. Darüber darf niemand mit uns rechten, ebensowenig als eines von uns mit dem Neuntöter, der uns hier an die Pfähle gespießt hat. Wir tun, er gleich uns, was wir tun müssen, um uns durch die Welt zu schlagen, und wer dabei zu Schaden kommt, darf sich nicht wundern. Gut oder übel ist nichts an sich. Alles kann gut, alles kann übel sein. Der Nachteil des einen wird der Vorteil des andern. Ich hab schon den ganzen Sommer über darüber nachgedacht und mancherlei beobachtet. Da ist also zum Beispiel unsere arme Bremse hier, die du so hart anklagst. Sieh, ich bin Zeuge gewesen, wie sie eine sogenannte edle Tat verrichtet hat, ich und alle Kreatur dieses Tales. Ein munterer, freundlicher Hirsch, mit dem ich oft zusammengetroffen, wenn er vor Sonnenuntergang weidete, und der mit angeborenem Zartsinn stets jene Halme vermied, an denen ich eben hing, ein redlicher, guter Hirsch, wurde von einem schnaubenden Rosse waldaus, feldein verfolgt; daneben rannten keuchende Hunde. Das Roß war schon dicht hinter dem Verfolgten — streng genommen konnte es auch nichts dafür; denn es wurde von einem wilden Menschen getrieben, der auf ihm saß. — Gut. Das Roß hatte den Menschen bis in die nächste Nähe des fliehenden Hirsches getragen; die bissigen Hunde umstellten ihn schon. Ich hielt den Atem an und zog die singenden Flügel ein. Da setzte sich die Bremse dem Pferde ins Ohr, kitzelte, stach; das Pferd brüllte vor Schmerz, hob sich, stieg, überschlug sich; der Reiter stürzte, brach den Arm; die Hunde erschraken, ließen ab. Der junge Hirsch entkam; die Jagd war zu Ende. Nun, ist das nicht schön? Muß nicht jeglich Tier in Flur und Busch darüber jubeln? Ja, doch die Bremse hat an ihrer schönen Tat keinen Anteil. Sie tat, wozu ihr Blutdurst sie anreizte. Sie tat aber auch nichts Schlimmeres als dies, wenn sie durch den nämlichen Anreiz ein Unglück herbeigeführt hätte.

Jener Mensch mit seinem zerbrochenen Arme wird ihre Tat verfluchen; wir Tiere haben sie gepriesen, auf beiden Seiten ohne Grund. — Noch vielerlei über diesen Gegenstand hätt' ich zu sagen ... doch ich verschmachte! ... Mein Durst ist fürchterlich! Nur einen Schluck Tau! Ich trinke so gern ..."

Das Gespräch fing an merklich zu stocken. Bei bedeutenden Verletzungen scheint der erste Schmerz der am wenigsten fühlbare, weil die Aufregung im allgemeinen zu groß ist; wer den Tod vor Augen sieht, denkt zunächst nicht an Schmerzen. Als aber erst eine Stunde vorübergeschlichen war, fühlten die unglücklichen Insekten gar peinlich, daß sie nicht in Rosenblättern schlummerten. Sie krümmten sich erbärmlich. Sogar die Heuschrecke, die erst so verständig geredet, stieß von Zeit zu Zeit unzusammenhängende Sätze aus, jeder von einem Angstruf des Durstes unterbrochen. Da sah sie überall, wohin ihr Blick fiel, frohes, fröhliches Leben. Ein kühler, erfrischender Hauch der Freude durchwehte die sommerliche Glut.

Niemals waren ihr Feld und Wiese so schön erschienen als heute, wo sie vom Dornenast sterbend nach ihnen seufzte. Zitternd ließ sie noch einmal ihre zartgewebten Flügelhäute schwirren, ein rührendes Abschiedslied zu singen, daß der Maikäfer ihr wehmütig Dank sagte und sogar der Roßkäfer für einen Augenblick seine Leiden vergaß. Sie selbst wußte nicht, was sie sang. Es waren die Todesphantasien eines scheidenden Sängers.

„Hei, hier geht's ja noch lustig zu," schrie der Neuntöter mit schneidendem Hohne dazwischen und fügte den Sterbenden ein fünftes Opfer bei, ein junges, ganz junges Fröschlein, welches kürzlich erst seine feuchte Wiege im Rohrsumpfe verlassen und die kaulquappige Verlängerung kaum abgelegt hatte. Es war so klein, daß es neben dem Roßkäfer eine erbärmliche Figur spielte. Da spießte es nun mit offenem Munde am spitzen Dorn. Es sah herzlich albern aus, und sagen konnt es gar nichts. Aber mit den Hinterfüßen zappelte das junge Blut, stieß den Roßkäfer in die Augen, daß dieser ärgerlich brummte: „Laß mich in Ruhe sterben!" worauf wiederum trauriges, düsteres Stillschweigen eintrat.

Der Heuschrecke war jetzt nicht mehr singerlich. Die Flügel versagten den Dienst.

Und abermals erschien der Neuntöter und brachte einen kleinen, zierlichen Molch getragen, auf dem Unterleib orangegelb, dünn und schmächtig, niedlich gewachsen. Den spießte er über den Frosch, sprechend: „Ihr zwei gehört zusammen!"

Dann putzte er sich sorgfältig sein aschgraublaues Gefieder, welches auf der Wasserjagd nach Frosch und Molch ein wenig naß geworden war. Sonach überzählte er seinen Vorrat: „Bremse, zwo Käfer, Heuschrecke, Mölchlein, Kaulquäpplein — sechs Stück in Summa! Fehlen noch drei. Neun müssen es sein! Dann wollen wir uns gütlich tun."

Kaum war er auf neuen Raub ausgezogen, da endete die große Rindsbremse. Noch einmal streckte sie ihre mondförmigen Fühlhörner hervor; noch einmal brummte sie heftig, daß es ihren ganzen Körper durchschütterte ... dann verschied sie.

„Wer auch schon so weit wäre!" sagten Käfer und Heuschrecke.

Das Fröschlein schwieg noch immer mit offenem Maule.

Der Molch flüsterte: „Was ist denn das für eine nichtswürdige Anstalt? Ich rudere mit allen vier Händen und rücke nicht von der Stelle. Dabei habe ich die Empfindung, als steckte mir etwas in meinem Leibe, was gar nicht hineingehört. Da soll ein anderer klug draus werden!"

Als aber Neuntöter diesmal zum grünen Raub- und Jagdschloß Dornburg wiederkehrte, brachte er einen gelbschnäbeligen, federlosen Spatzen oder Baumsperling mit, der, aus dem Nest gepurzelt, hilflos am Boden gelegen hatte. Dieser war ihm beinahe zu feist und schwer, so daß er ihn kaum fortbringen mochte,und wäre der Weg noch weiter gegangen, er hätte den Dicken wieder fallen

lassen, keuchte der starke Vogel doch und war außer Atem, wie er beim Dornenast anlangte.

„Dich," sagte er, „bewahr ich mir bis ganz zuletzt, obwohl du schon halb tot bist. Nimm gefälligst jenen obersten und längsten Dorn in dein Inwendiges auf! Ha, ha, ha, ich geh immer weiter in meiner Haushaltung, bin schon am Vogelreiche. Nun noch ein Mäuschen, das hab ich längst im Auge."

Der junge Sperling war die zweite Leiche. —

Der Neuntöter, nachdem er noch einmal seinen Vorrat wohlgefällig überzählt, machte sich nun sonder Aufschub an das schwierigste Unternehmen dieses denkwürdigen Tages: er begab sich auf die Mausejagd und zwar in freiem Felde. An eine ausgewachsene, reife Feldmaus durft er sich nicht wagen; dazu reichten seine Kräfte doch nicht hin. Wie aber einen Säugling aus dem unterirdischen Wohnhause locken? „Und dennoch," sprach er zu sich selbst, „dennoch muß ich endlich eine zarte Maus schmecken! Es ist ja Schimpf und Schande für mich, daß ich der einzige Neuntöter hierzulande bin, der seinen Kameraden neulich gestehen mußte, er lebe unvermählt und habe noch keine Maus geraubt! Das erstere möchte hingehen; denn ob sie mich laut darum verspotten, im stillen beneiden sie mir meine Freiheit, weil ihre Weiber ihnen schrecklich viel zu schaffen machen. Aber noch keine Maus? Das geht nicht! Heute will, heute muß ich eine auf der Tafel haben."

Er flog mitten ins Feld, wo kein Baum, ja nicht ein Sträuchlein zu erblicken, setzte sich dort auf den Boden und ging dann den leeren, abgemähten Acker, wie in wichtige Gedanken versenkt, die Flügel hinter dem Rücken übereinandergeschlagen, einem spekulierenden Geschäftsmann ähnlich, die Furchen entlang. Mehreren Mäusen begegnete er, ohne weiter auf sie zu achten. Er wollte die Aufmerksamkeit auf sich lenken, aber nicht verraten, daß irgendein bestimmter Zweck ihn hierher führe. Vor der Öffnung einer Mausewohnung, in welche er soeben die tätige Hausfrau eingehen sah, blieb er sitzen und begann, wie eine Lerche zu singen. Lerche und Maus sind gute Leute zusammen, begegnen sich täglich im Felde und plaudern freundlich miteinander. Die alte Mama trat also wieder aus dem Vorhause ins Freie und schien nicht wenig erstaunt, als sie den großen, plumpen Gesellen entdeckte. „Entschuldigen Sie, mein Herr," sprach sie verlegen, „es war mir, als ob die Lerche ..." Mit diesen Worten wollte sie sich zurückziehen.

„Madame," sagte der Neuntöter, „die Lerche bin ich. Sie erblicken nämlich in mir den Erfinder einer neuen Methode, vermöge deren man Lieder und Klänge aller fliegenden, freien Sänger künstlich nachzubilden imstande ist auf eine leichte einfache Art. Nicht nur, daß ich selbst darin den höchsten Grad der Vollendung erreicht habe und fähig geworden bin, sogar gebildete und erfahrene Personen (er verbeugte sich weltmännisch gegen die Maus) zu täuschen! O nein, was noch mehr, ich erteile auch anderen Unter-

richt und darf versichern, daß ich darin weder ungeschickt, noch unglücklich bin. Ich habe schon manchen tüchtigen Künstler erzogen und ausgebildet.“

„Ach Gott,“ rief die Maus, „wie gut sind doch die Herren Vögel daran, daß ihnen die Natur solche wohlklingende Gaben in die Kehlen gelegt! Ich liebe Musik, Gesang geht mir über alles; auch geschieht von meiner Seite sehr viel, unsere Kinder dafür empfänglich zu machen. Aber mein Mann, der dieser Richtung fremd blieb, erklärt unsere Bestrebungen, grob genug, für ein Gequietsche, und mit solchen Äußerungen schüchtert er mir die Kinder natürlich ein, daß sie auf halbem Wege stehen bleiben. Darin mag er übrigens wohl recht haben, daß im allgemeinen uns Vierfüßlern weniger Beruf für Gesang angeboren ist als zweibeinigen Vögeln.“

„Hm,“ erwiderte Neuntöter, der jetzt sein feierlichstes Gesicht hervorsuchte und die Federn über dem Schnabel zusammenzog, „das wäre denn doch erst zu untersuchen! Erziehung tut viel. Ich gebe jetzt in einer reichen Hamsterfamilie Unterricht, wo die Kleinen bereits hörbare Fortschritte machen. Freilich haben sie mit dem ersten Tage ihres Lebens begonnen. Darauf kommt alles an.“

Das war der Maus zu arg. „In einer Hamsterfamilie?“ schrie sie fast zornig. „Nun, das muß ich gestehn! Was der dumme, erzdumme Hamster begreift, das müßte meinen herzigen, allerliebsten Kinderchen ja nur Spielwerk, das muß ihnen, wie man so zu sagen pflegt, ja nur gemaust sein. Da hätt' ich doch wahrhaftig Lust — natürlich ohne meines Gatten Vorwissen — auch einen Versuch anstellen zu lassen.“

„Ja,“ sprach Neuntöter, indem er Miene machte, als ob er sich dringender Geschäfte halber eiligst entfernen müßte, „da würden doch vorher verschiedene Punkte ins Reine zu bringen sein. Und in welchem Alter befinden sich die Kleinen? Sollten sie schon anfangen, sich zu entwickeln, etwa gar schon mausbar werden?“

„Nein, nein,“ rief ängstlich die Mutter, „sie sind erst wenige Tage alt!“

„Dann wäre es noch möglich. Aber ehe wir über Bedingungen sprechen, verlang ich die Kleinen zu sehen, ihre Anlagen zu prüfen. Ich bin ein gewissenhafter Lehrer, dem es hauptsächlich darum zu tun ist, daß Zeit und Mühe nicht fruchtlos verschwendet werden. Ist kein Talent vorhanden, dann laß ich mich zu nichts herbei.“

„Wollten Sie, mein gütiger Gönner, vielleicht in unsere niedrige Hütte . . . ?“

„Sie verzeihen, Madame, für mich ist sie denn doch zu niedrig . . . versteht sich, nur im leiblichen Sinne. Ich kann Ihnen die Mühe nicht sparen, mir die Hoffnungsvollen herauszubringen; die Untersuchung der Stimmorgane darf nur an hellstem Tageslichte vor sich gehen.“

Die jugendlichen Dilettanten wurden hervorgeholt, nackt, blind, fröstelnd — vier an der Zahl.

Neuntöter mit seinem Adlerblick hatte das wohlgenährteste der Kinder sogleich erkannt und gewürdigt. Diesem näherte er sich und sagte freundlich: „Kleiner, quietschen Sie einmal, so stark Sie können!"

„Er versteht Sie nicht," sprach die Mutter.

„Quietsche, mein Söhnchen, quietsche, der Herr hat es gut mit dir im Sinne." Das Kind gab einen dünnen, kaum hörbaren Laut von sich.

„Schön," äußerte der Neuntöter, „rein und schön — aber schwach. Wie wär es, wenn wir den Kopf ein wenig in die Höh' heben wollten, damit der Ton sich besser zu entfalten vermag?" Damit kneipte er das nackte Ding mit dem Schnabel tüchtig in den Kragen. Der kleine Mausesohn schrie aus vollem Halse.

„Bravo," jauchzte die Mama, „das ist ein heller, klarer Ton!"

Der Neuntöter breitete die Flügel aus, stieg in die Höh und nahm den Schüler mit, der nach seiner zurückbleibenden Mutter die jammervollsten Wehklagen aus der Luft herabsandte. „Er singt schon, er singt schon!" jubelte diese, obgleich sie sich einer bangen Ahnung nicht erwehren konnte.

Als der Hausherr heimkehrte und den fehlenden Säugling an der Mutter Brust vermißte, konnte ihm die Wahrheit nicht vorenthalten werden. „Törichte, eitle Mutter," sprach der ernste Mann, „du hast dein Kind einem tückischen Mörder überantwortet: es ist verloren. Heule nicht, schweige, und lasse es dir zur Warnung dienen! So sollte es allen Müttern ergehen, die ihre Kinder unnützes und gar unmögliches Zeug lernen lassen."

Der Neuntöter brachte seinen talentvollen Gesangschüler wohlbehalten auf Dornburg an und spießte ihn meisterlich auf, wonach der junge Herr wirklich schrie, als ob er am Spieße stecke.

„Das war gut geraten", lachte der Burgherr. „So vergnügt wie heute hab ich mich lange nicht gefühlt, nur daß ich entsetzlichen Hunger verspüre. Möcht es nicht an der Zeit sein, mein Mahl zu beginnen? Zwar spießen erst acht Personen. Gesetzlich müßten es ihrer neun werden; denn wofür trägt man seinen Namen? Aber auf Arbeit gehört der Lohn; ich habe mir's tüchtig sauer werden lassen. Einmal ist keinmal! Heute mag der Neuntöter mit acht Gerichten vorlieb nehmen; deshalb wird er noch immer Neuntöter bleiben."

„Würgengel soll er heißen!" stöhnte der Roßkäfer. Neuntöter hörte das nicht.

„Nun," sagt' er, „wie ordnen wir das Mahl? Zuvörderst die angenehme Bremse" — und er griff lüstern nach ihr. Aber noch hatte sein Schnabel sie nicht berührt, so fiel schon ein Schuß aus der benachbarten Dornenhecke. Sausend pfiffen viele Schrotkörner durch die Luft; eines drang in Neuntöters Auge. Er tat einen Ausruf des Entsetzens, sank zurück, blieb mit den Flügeln an den Dornen — und hing entseelt zwischen seinen acht Opfern: das neunte.

Aus „Stimmen des Waldes"

Derheeme

(1861)

Nu bihn ihch noch labendich heemgekummen,
gieng's gleich midunder schun derquaere schie;
de Schlaesing hat mihch herzlich uhfgenummen,
und Stad und Staetel gaben mer Quartier;
de Sehnsucht schmaerten se mit Honigseeme,
zengsrüm[1]) durchs Ländel war ihch wie derheeme.

Ack gleisewul wiß ma in manchen Stücken,
wenn eens de Sechzig uf em Puckel traet,
sihch in de junge Zeit nimmeh zu schicken;
ma feedert[2]) sihch und kümmt hald doch zu spaet.
Nu vunzemal[3]) Grußbrassel! meiner Sieben,
dahs macht sihch raus — 's ihs werklich übertrieben.

Do hat der Furtschriet (denn a su genennen
se glei a Ding im Zeitungsblate jitzt)
sihch uhfgemacht und bleibt in eenem Rennen.
Ma stiht als wie de Gans, wenn's kracht und blitzt;
ma fra't: bihn ihch denn eegen bei Verstande?
Ma graegelt[4]) rüm, wie in am fremden Lande.

Wuhin ma trit, 's ihs reene zum Derschrecken,
nur Lustbarkeeten, immer Faschingzeit!
Tanz und Musikke klaebt ahn wieviel Ecken!
Do wudelt's[5]) aus em Tor, wer weiß wie weit,
ooch Wuchetags! a rechter Schwarm vo Bienen,
vo wilden Hummeln — ack in Krienelienen!

Ach, do muhß Geld sein multum viel, allengen![6])
Do müssen eemol gude Zeiten sein!
Ihch globe ärnt, de Ziegeröhrel[7]) brengen
a Handelsleuten jitzund su viel ein.
Dahs stiht dernochern gutt fur jeden Schaden.
De dritte Tiere ihs a Tobaksladen!

Und Häuser sein gewachsen, ganze Gassen!
Grußbrassel wirsch de jitzt mid Rechte sa'n;
vur häller Pracht kan ma sihch gar ni fassen.
Dahs eenzige gefällt mer nich do drahn,
daß se su esem[8]) huche Häuser bauen;
's ihs ja schund kee Gebirge meh zu schauen.

---

[1]) ringsum. [2]) beeilt sich. [3]) vollends einmal. [4]) läuft zwecklos herum.
[5]) wimmelt's. [6]) überall. [7]) Zigarren. [8]) schrecklich.

Vun der Bastion[1]) derblickst de Dach bei Dache,
sust nischte nich. A Feifen wird verfiehrt —
Nich ärnt vun Finken meh! — 's ihs keene Sache,
de Menschheet hot erstaunlich profentiert;
se wandert hihn und her mid jedem Zuge[2]),
se sitt de ganze weite Welt — — im Fluge.

's ihs wundernschiene, mid der Hand zu greifen,
wie's zunimmt do derbeine 's Menschenglick.
Und möchten se meinswaegen noch su feifen,
mir ihs 's ock blußzich üm mei Obernigk.
Do wölld' ihch mihch im stillen Puhsch verlieren,
do möcht' ich lieber kee Gefeife hieren.

's hilft ader nischt. De Welt fulgt ihrem Gange,
und weil's mid unsereem schun taprich[3]) giht,
do zieht ma nich meh mid am gleichen Strange,
eb ma ooch suste noch rechtschaffen zieht.
's wird alles andersch: Häuser, Menschen, Beeme —
Ma ihs derheeme und ooch nich derheeme.

Dahs trifft wul manche Freeden hie uf Aerden,
wornach de hust gehimpert[4]) Jahr üm Jahr;
de Gaegenwart brengt allerhand Beschwaerden,
am lichten Tage sist du uft ni klahr,
und irschte bei der Nacht in deiner Ninne[5])
wirscht de der wahren Freede wieder inne.

Und irschte wenn die Tage sein vergangen,
die's de der halb verdurbst mid Nergelei,
do tutt's dihch Wunder wie dernoch verlangen —
's ihs hald zu späte, denn se sein vurbei.
Se sein vurbei; do wird's ni lange waehren,
wer'n sihch se in der Seele dir verklären.

Wahs fremde war, verfleugt für Spreu im Winde;
wahs heemlich blib, hältst de im Härze warm,
du tust dermite wie mid annem Kinde,
wie anne Mutter schleppst de's uf em Arm
und singst em deine eegnen Kindertreeme —
Jedwedes Liedel reimt sihch uf Derheeme.

---

[1]) jetzt Holtei- und Liebichshöhe. [2]) seit 1842 Eisenbahn in Breslau. [3]) unsicher.
[4]) weinerlich gequält. [5]) Bett.

De Summerkindel[1]

Liesel, gih und hul mer Praezeln
anne ganze Mätze vull;
denn die Summerkinder aezeln[2]),
daß ma se ock stuppen sull.
's kummen immer drei bas viere,
und in Gelde macht's zu viel;
singen se nich vur der Tiere,
was de Plautze[3]) halten will:

De guldne Schnure giht üm das Haus,
de schiene Frau Wirten giht ein und aus;
se ihs als wie ein Tugend,
eine Tugend!
Des Murgens, wenn se früh ufstiht
und in de liebe Kerche giht,
do setzt se sihch nieder an ihren Ohrt,
an ihren Ohrt,
und hürt gor fleißig uf Gottes Wohrt! —

De Liesel rennt nach Praezeln wek.
De Jumfer „Mitteln" steht am Kuchelgatter;
(de Kinder draußen gihn hald nich vum Fleck!)
Do kümmt de Stiege ruff der Herr Gevatter,
der arme „Lorenz". Kaum derblickt ack daer
de Summerkinder, prüllt a wie a Baer
und schlägt wie tull uf seinen Gotlieb nei',
dän grußen Lümmel, denn där is derbei:
„Ich ha dersch schund viel schuklgemol gesa't,
Du ober läßt dich nich bedeuten.
Hot a dich nich vur allen Leuten,
Im Schweinschen Käller[4]) hot a dich gefra't:
„Sol ich a Lümmel läuten?"[5])
Säubartel du mit deiner Pudelmütze,
Du bist eemol und wirscht eemol nischt nütze;
nu leefst de mid a Summerkindern rüm!"

De Jumfer Mitteln spricht: „Ihch bitt' J'n drüm,
Gevatter Lorenz, lärm a nich a su;
luß Aer a Gottlieb gihn! Was is's denn nu,
a singt a wing! Und sein das alles seine?"
„Nu freilich, Jumfer, das sein alles meine:

---

[1]) Kinder, die am Sonntag Lätare vor den Häusern singen, um kleine Gaben zu erbitten, ein Brauch, der auf die Einführung des Christentums in Schlesien zurückzuführen ist. [2]) lüstern sein. [3]) Lunge. [4]) Schweidnitzer Keller = Rathauskeller. [5]) s. folgendes Gedicht.

Der Gotlieb, Ihr Toofpatelchen, stiht hie;
derneben das ihs haldich die Marie,
a schmuckes Kind, wenn's nackicht is; im Haus
nu freilich sitt's wie a „Fetzpopel[1]) aus.
Das dritte ihs der Hanns, das vierte ihs der Luschel[2]),
(Glei gibst i'r ufs Patschhanderle a Guschel!)
De fünfte do, das ihs de Lehndel!"

„Mein,"
spricht nu de Mitteln, „tutt ma sihch's bedenken;
a hot fünf Kinder?!"
„Die nach Brute schrein;
's is mer wul schier, als müßt ich mihch derhänken!"
— — Nu kümmt de Liesel mid a Praezeln rein;
do stimmen se flugs alle fünfe ein:

Rute Rusen rute
blühen uf em Stengel,
der Herr is schien, der Herr is schien,
de Frau is wie a Engel.
Kleene Fischel kleene
schwimmen uf em Teiche,
der Herr is schien, der Herr is schien,
de Frau is wie 'ne Leiche.
Der Herr, där hot anne huche Mütze,
a hot se vull Tukaten sitzen,
a wird sich wul bedenken,
a wird mer wul was schenken?

„Kee Herr ihs hie im ganzen Hause nich!
Gevatter, kummt; ihr Kinderle, kummt mite!
Du oder Liesel, mach und feedre[3]) dich:
Scherg's Koffeetüppel zu, schmaer anne Putterschnite,
und mach und zünd a gales Wachslicht ahn;
's muß drinne nocha Ziegeröhrel an.
Setzt euch zengsrüm[4]); denn's tutt mich schier derbarmen,
daß d' i'r nich besser seid als wie de Armen.
Nu hürt mer zu, ihch wil euch was verzählen,
ihr Summerkindel! Weil mei Winter kümmt,
do wil ich mer vun euch ärnt zween derwählen,
wie ma sich haldich Kinder zun sich nimmt.
Gevatter, geb' a mer nu zwee,
Klaub' a se aus!" — Der Lorenz, där spricht: „Nee!"

---

[1]) unsauberes Kind. [2]) Willusch, Wilhelmchen. [3]) beeile dich. [4]) rings herum.

Sol ihch a Lümmel läuten?[1]

Und paerscht[2]) euch wie=d=i'r wulld, ihr Leute,
desthalbich is 's uf dieser Welt
mit all dam Grusgetue heute
nischt besser wie zuvor bestellt.
Eb ihr an Klugheet zugenommen?
Waer wiß, wie's da dermiete is?
Daß=d=i'r nich weiter seid gekummen
an Haeslichkeet, das is gewiß.

Das spiert ma, Gott derbarm sihch, immer
und bei der Jugend vunzemal[3]);
tagtäglich wird's a bissel schlimmer,
de Lümmelei steigt überal!
Ich wullt' i'n ihre Lust vergünnen,
Gramhaftigkeet kümmt mir nicht ein;
ack[4]) denk ihch, ma muhß wildern künnen
und doch derbeine artich sein.

's ging suste in a Schweinschen Käller
üms Abendläuten zum Pläsier.
A Karbestriezel uf em Täller,
im Glas a Lüschel Dünnebier;
do saßen se vur Ohlims Zeiten
beisammen uf der Källerbank
und taten sihch a Brünkel streiten —
beileibe aber keenen Zank!

Denn an der Mauer hung de Glucke,
do bammelt[5]) se vun altersch haer,
wenn etwan eens vun annem Schlucke
über a Durscht unflaetig waer,
wenn etwan eens uf seinem Platze,
sihch unmanierlich uhsgeführt
und anne sitte Haderkatze
Karei und Händel eigerührt.

Gleich sprach der Kraetschemknecht und fra'te:
„Sol ihch a Lümmel läuten?“ — Nein!
Wie warn se stille! Keener sa'te
a Sterbenswohrt; 's kam keenem ein.

---

[1]) Sobald sich im Schweidnitzer Keller in Breslau ehedem ein Gast lümmelhaft benahm, wurde eine Glocke geläutet, die „Lümmelglocke“, und der betreffende mußte Strafe zahlen. [2]) brüstet. [3]) vollends einmal. [4]) bloß, nur. [5]) baumelt.

Und wuh sihch eens mit eenem Mucke
irscht hätte breet gemacht — nu da!
Do zerrt ock jerr[1]) de Lümmel-Glucke,
daß alles uf a Lümmel sah!

Jitzt brauchen se nich irscht a Tröppel,
grohb sein se nüchtern schund a su.
Wu blib der arme Gluckenklöppel,
waersch Lümmel-Läuten Mode nu?
Där müßt sihch ja zu Schande läuten,
a kaem nich in de Ruhe nein,
weil schwischber sieben jungen Leuten
jitzt ihrer achte Lümmel sein.

Se raekeln sihch uf Bank und Stuhle,
se stihn vur keener Frau nich uhf;
se kummen kaum noch aus der Schule
und sein beim Biere uben druhf;
se wullen alles besser wissen,
se zanken sihch mit jedem Man,
där nich zähn Flaschen nundergissen
und nich wie sie turnieren kan!

Und wil i'n eener was derklaeren,
där ärnt schund viel derfahren tot,
där muhß sihch balde weiter schaeren,
wenn a nich Lust zu Priegeln hot;
däm „guckt a Zupp aus seiner Mütze!"
Där „stammt von dunnemals schund gar,"
(schrein se) „wu underm alen Fritze
der Kalbskupp üm zwee Gröschel war!"

Wahs sihch se denken? was se wullen?
Waer wiß's! — Verleichte keener nich! — —
De Lümmelglucke is verschullen
im Schweinschen Käller kümmerich[2]);
denn wu se uf däm alen Fleckel
bis hinte hängen hot gemußt,
do is se wul in ihrem Eckel
verschimmelt lange und verrust.

Was söllde die ooch jitzt bedeuten?
Die waer urnär a Källerwurm.
Nee, wullen bir a Lümmel läuten,
do läut bern lieber gleich vum Turm;
do läut bern gleich vun allen Türmen,
jedwede Glucke brummt derbei,
und wenn se su midsammen stürmen:
Das is de gruße Lümmelei!

---

[1]) jener. [2]) bedauerlicherweise.

Fromme Wünsche

Und vum Ukse de Kraft,
und vum Sperlich a Saft,
und vum Marder a Zahn,
und do wär' ich a Man!

Annen Bart wie a Buck,
und an'n Zippelpelzruck,
wie a Zeiska su grien,
und do wär' ich wul schien!

Und de Nase vum Fuchs,
und de Ogen vum Luchs,
und de Beene vum Färd,
und do wär' ich was wärt'!

Wie a Löwe an Mutt,
wie a Bählamm su gutt,
und su flink wie a Querl,
und do wär' ich a Kerl!

Wie a Hirsch nie nich matt,
wie a Schlammpeißker glatt
wie Scholastern gescheidt,
und da käm' ich wul weit.

Odersch kan nu nich sein,
und do find' ich mich nein,
und ich bleib' wie ich bin,
und's muß haldich gihn.

Frühlingsgruß

Die Veilchen sind da!
Als ich gestern ins Freie ging,
sah ich schon einen Schmetterling,
der hatt' ein schön buntgolden Kleid.
Wie grüner Sammet lachte der Rasen,
von warmen Düften angeblasen.
Ach du herzliebe Frühlingszeit,
ich glaube, der Mai ist nicht mehr weit?
Ja, Ja
auch die Veilchen sind da!

Im Walde, wie schallt
der freudigen Vögel Gesang.
Was deutet der hoffende Klang?
Daß der Himmel uns allen Frühling gibt,
daß ein Vater uns Segen niederfächelt,
daß uns allen die Sonne lächelt,
daß uns alle der Vater liebt.
Wo wäre jetzt wohl ein Herz betrübt?
Bald, bald
Ergrünt auch der Wald.

Aber ach, ich sah
einen armen alten Mann,
sah ihm seinen Kummer an,
und er sprach mit trübem Gesicht:
„Hab nichts zu lieben, hab nichts zu leben!“
Ich hätt' ihm gern meine Veilchen gegeben;

doch den freuen die Veilchen nicht,
dem im Schmerze sein Herze bricht.
Ach ja,
Veilchen und Tränen sind da.

Und ich gab ihm gern.
Weiter nun ging mein Schritt,
frischer Jugend Wonne ging mit.
Weithin sah ich ein liebendes Paar,
das zog in heimlichem Plaudern und Kosen,
suchte begierig nach Nelken und Rosen.
Sucht ihr schon Rosen? Warum nicht gar!
Eins nach dem andern blühet im Jahr.
Noch fern
ist der Sommer, ihr Frauen und Herren!

Erst kommt der April!
Da nimm dich in acht, du zärtliches Paar,
denn April ist sehr wandelbar.
Mancher sang im März sein Juchhei,
tat sich inniger Lieb erfreuen,
und im April schon wollt's ihn gereuen.
Und erst gar im Monat Mai.
War die ganze Geschichte vorbei. —
Nur still,
Mancher ist wie April.

Frühling

Blätter auf Bäumen,
Blüten am Stengel,
und in den Blüten
träumen
die Engel;
träumen und hoffen
selige Zeit;
blau ist der Himmel
offen
und weit.

Augen erhebet
euch durch die Tränen;
tief in den Herzen
bebet
ein Sehnen;
aber das Sehnen
leitet zum Glück. —
Frühling im Herzen,
Tränen
im Blick.

Mai-Schnee

Es fällt in dichten Flocken
der kalte Schnee herab,
hüllt junge Blütenglocken
in winterliches Grab.

Noch fand ich ihr kein Veilchen,
wonach sie sehr begehrt;
ach, hätte doch ein Weilchen
nur noch der Lenz gewährt.

Nun sind sie all verloren
die Knospen rings im Grün,
sind alle schon erfroren,
bevor sie durften blühn.

O Blumenwelt, du kleine,
warum beklag ich dich?
Dein Schicksal ist das meine,
und wer beklagt denn mich?

Aus der Jugend

Wenn ich durch die Gassen gehe,
liebeskrank und lebensmatt,
sehn ich mich mit leisem Wehe
aus der lauten, vollen Stadt;

aus dem städtischen Gewühle,
aus des heißen Tages Staub
nach der abendlichen Kühle
unter frischem Eichenlaub!

Freunde grüß ich ohne Worte,
wie ein Fremder zieh ich hin;
nach des grauen Tores Pforte
streben Seele, Herz und Sinn:

Bis die süße Stunde endlich
hoch von allen Türmen klingt,
die mich täglich unabwendlich
auf die grüne Wiese zwingt.

Auf die Wiese, die im Winter
wie im Sommer Wonn' umweht,
denn sie führt zum Wäldchen, hinter
dem ihr kleines Häuschen steht.

Seufzer, Sehnen, Qualen, Sorgen,
laß ich eilend hinter mir,
flieh gen Abend, doch nach Morgen,
denn mein Osten ist bei ihr.

Das Lied vom Mantel

Schier dreißig Jahre bist du alt,
hast manchen Sturm erlebt,
hast mich wie ein Bruder beschützet,
und wenn die Kanonen geblitzet,
wir beide haben niemals gebebt.

Wir lagen manche liebe Nacht,
durchnäßt bis auf die Haut;
du allein, du hast mich erwärmet,
und was mein Herze hat gehärmet,
das hab ich dir, Mantel, vertraut.

Geplaudert hast du nimmermehr,
du warst mir still und treu;
du warst getreu in allen Stücken,
drum laß ich dich auch nicht mehr flicken,
du Alter, du würdest sonst neu.

Und mögen sie mich verspotten,
du bleibst mir teuer doch.
denn wo die Fetzen 'runter hangen,
sind die Kugeln hindurchgegangen,
jede Kugel die macht halt ein Loch.

Und wenn die letzte Kugel kommt
ins preuß'sche Herz hinein:
Lieber Mantel, lasse dich mit mir begraben,
weiter will ich von dir nichts haben,
in dich hüllen sie mich ein.

Da liegen wir zwei Beide
bis zum Appell im Grab.
Bis zum Appell, der macht alles lebendig,
da ist es denn auch ganz notwendig,
daß ich meinen Mantel hab!

Die Lieder kehren heim

Ach, viele Lieder hatt' ich ausgesendet,
sie zogen hin bei warmem Frühlingswehn;
weil sie des Herzens reine Glut gespendet,
dacht ich, sie müßten auch zum Herzen gehn.
Sie kehren heim, gebeugt von Trauerkunde,
so früh beschlossen ward ihr junger Lauf —
:,: Und jedes spricht zu mir mit bleichem Munde:
Man will uns nicht, o Vater, nimm uns auf! :,:

Karl Maria von Weber[1]

(1854.)

Im „kleinen Rauchhause" war kein Platz mehr; auch nicht das kleinste Stübchen leer. Die Wirtin, die mich in gutem Andenken behalten, weil ich vor zwei Jahren einen bei ihr angebundenen Bären von Breslau her mit vierundzwanzig Talern richtig und ehrlich gelöset, bedauerte gar sehr, mich von ihrer Türe weisen zu müssen, wollte mich so viel wie möglich in ihrer Nähe behalten, und deshalb schickte sie mich „zum goldenen Hirsch" ihr gerade gegenüber. Dort wimmelte es zwar auch von Studenten, — denn im Jahre zweiundzwanzig gehörte eine Lustreise nach Dresden zu den Herbstferien des deutschen Burschen. Wer nur einige wenige „Spieße" auftreiben konnte, pilgerte nach Elb-Florenz; und wer gar nichts hatte, machte sich um desto gewisser auf den Weg, weil er sicher war, dort Bekannte zu finden, bei denen gepumpt werden konnte. Und fand einer keinen Bekannten, oder fand er die Bekannten ohne Mittel, so pumpten sie vereiniget einen Unbekannten an. Diese Ehre widerfuhr auch mir von den Mitbewohnern des goldnen Hirsches. Ich war

[1]) Weber war 1805 Theaterkapellmeister in Breslau. Er wohnte Taschenstraße 29/31 im sogenannten Kanonnenhofe: Schrägüber, Ecke Ohlauerstraße, lag das erste ständige Theater Breslaus.

ein Mann, dem es auf eine Hand voll Geld nicht ankam. Theatersekretär und Theaterdichter beim Königl. priv. Nationaltheater in Breslau mit Dreihundert Taler fixem Gehalt; Nebeneinnahmen und literarischen Erwerb gar nicht einmal zu rechnen! Wurde ich nicht von meiner hochlöblichen Direktion in Engagements-Aufträgen entsendet und stand in Diäten? Machte ich nicht außerdem auf eigene Rechnung Geschäfte für eine neue Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Deutsche Blätter usw. usw." vom 1. Januar 1823 erscheinen wollte? Ich war ein bedeutender Mensch. Und erstaunlich herablassend kam ich mir vor, daß ich mich mit einem Gasthause dritten Ranges begnügte, wo mir doch ganz andere offen standen! Die Studenten machten anfänglich verzweifelt wenig aus mir; meine Titel schienen sie kalt zu lassen. Doch nachdem wir miteinander gekneipt und sie mich für ein fideles Haus anerkannt hatten, wurden sie wärmer. Wir zogen Arm in Arm nach dem Theater, in dessen Parterre wir uns mühsam eindrängten. Man gab den Freischützen. Der Komponist sollte, von einer Urlaubsreise heimgekehrt, zum ersten Male wieder dirigieren. Aller Augen warteten auf ihn. Auch ich war sehr gespannt, den Meister lebendig zu erblicken, dessen kräftige Kriegslieder ich als freiwilliger Jäger so oft mit den Kameraden auf dem Marsche gesungen. Einige Studenten aus dem kleinen Rauchhause hatten ihn schon gesehen und schilderten ihn als lahm. Einer kannte gar mehrere Weber'sche Vettern und versicherte, jeder von diesen sei lahm und zugleich Musik-Direktor; beides gehöre zur Familienähnlichkeit. Während wir nun ungeduldig nach vorn starrten und harrten, wurde es hinter uns lebhaft, und ehe wir es uns versahen, rückte ein großer, prachtvoller Lorbeerbaum heran, in stattlichem Gefäße, mit Blumenkränzen umwunden. Von unzählbaren, aus dem Gedränge auftauchenden Händen getragen, bewegte sich die bedeutungsvolle Gabe dem Orchester zu. Und so tätig und geschickt zeigten sich alle, die auf dem Wege dahin standen oder saßen, daß der Baum den Platz des Kapellmeisters in demselben Augenblicke erreichte, wo Karl Maria von Weber erschien.

Man wird alt, matt, gleichgültig. Ich bin es auch geworden. Aber noch heute weht mich die Erinnerung dieser Abendstunde mit frischem, jugendlichem Hauche an, und indem ich diese Zeilen niederschreibe, dringen die ersten Töne und Quverture mir ins Herz, wie durch den Jubel der Zuhörer, und ein Wonneschauer süßer Wehmut durchrieselt mich. O, mein Himmel! haben wir geschrieen, ich und meine Studenten aus dem goldenen Hirsch, und die anderen aus dem kleinen Rauchhause, und alle Übrigen, alle, alle: „Weber, Weber, hoch!"

Manchem jungen, eleganten Leser, wenn ein solcher mein Buch in die Hand nimmt, werd' ich sehr abgeschmackt und albern erscheinen, — aber darauf bin ich stolz! — weil ich hier bekenne, mein Wunsch, Weber in der Nähe zu sehen, ihn reden zu hören, wurde zurückgedrängt durch ein Gefühl ehrerbietiger Schüchternheit, welches

mich mein Lebenlang abhielt, berühmten, von mir verehrten Leuten ohne weiteres entgegen zu treten. Gar, wo ich Begeisterung empfand, stand ihr bescheidene Hochachtung zur Seite, und ich hätte um keinen Preis zu ihm hinlaufen mögen, — obgleich ein Sekretär des Breslauer Theaters und späterer Schriftleiter allerlei Vorwände erfinden konnte, an die Türe eines Dresdner Hofkapellmeisters zu klopfen. Zu Tieck, bei dem ich gern gesehen war, kam Weber zu jener Zeit gar nicht, oder doch sehr selten. So begnügte ich mich denn, unter seinen Fenstern auf und ab zu wandeln und nach dem Erker hinaufzuschauen, der die Ecke seiner Wohnung bildete; war auch darauf gefaßt, Dresden wieder zu verlassen, ohne eine Silbe aus seinem Munde vernommen zu haben.

Gott hatte es besser mit mir im Sinne.

In sanftem Herbstsonnenschein begegnete ich auf der Terrasse einer beliebten Sängerin samt ihrem Gatten, die ich einige Monate zuvor in Schlesien kennen gelernt, und die nun auf dem Rückwege von einer großen Kunstreise in Dresden Halt machten. Augenblicklich wurde für den nämlichen Abend ein Zusammentreffen in Chiapones Keller verabredet: nach dem Schauspiel wollten wir uns finden, um Makkaroni zu speisen und Austern. Sobald diese wichtige Sache geordnet war, spazierten wir plaudernd weiter. Ich erzählte vom neulichen Theaterjubel, von Webers Empfange, von meinem Entzücken. Die schöne Frau ließ sich's gesagt sein, doch erwiderte sie nichts. Als ich aber des Abends in jenen traulichen Räumen wartete, die sich über so vielen heitern Künstlerkreisen schon gewölbt, daß sie einen klassischen Ruf genossen, als ich mit Freund Chiapone, die Anordnung des kleinen Festmahls besprechend, meine Gäste zu empfangen bereit stand, — da öffnete sich die Türe, und am Arme der Holdseligen hinkte herein der Meister, dessen Agathe *sie* so gern und so glorreich ins Leben gerufen. „Ich lade mich selbst ein," sagte er; „ich gehöre ja auch sozusagen zur Bande."

Das war ein Abend! Einunddreißig Jahre sind seitdem vergangen. Könnte man ihn noch einmal durchleben, man lebte sich, glaub' ich, wieder jung. Wir waren unserer sechs oder sieben. Ludwig Robert mit seiner Gattin befand sich auch in Dresden. Schändlich lügen würde ich, wollte ich versichern, das Gespräch habe sich lange auf dem Punkte gehalten, den gelehrte, verständige, sittsame, weise Personen als den Mittelpunkt vornehm-geselliger Würde bezeichnen. Das war Webers Art nicht. Er konnte sehr ernsthaft sein, wo es galt. Aber wo es darauf ankam, sich gehen zu lassen, zwanglos, lustig zu scherzen, da gab er sich auch ohne Rückhalt hin, da wurde er kindisch, und sein anmutiges Beispiel wirkte bezaubernd auf jeden Genossen, der eben nicht völlig eingestaubt und eingetrocknet neben ihm saß. Von dem humoristischen Unsinn, den er sprechen, den er die Nachbarn sprechen machen konnte, haben achselzuckende Schönredner und Phrasendrechsler und Süßholzraspler keinen Begriff; sollen, dürfen ihn auch nicht haben. Denn wär' es nicht gar

zu traurig um die Künstlerwelt und was darum und daran hängt in dieser Welt bestellt, wenn sie nicht wenigstens ein Recht besäße oder sich nehmen dürfte, in ihren Kreisen Worte lustig zu setzen. Unsere Jugend versteht keinen Spaß mehr. Weber verstand ihn. Verstand auch, wie schon erwähnt, guten, schlechten Spaß zu komponieren, vorzutragen, bei andern zu fördern und zu dirigieren. Ebenso gut und mit ebenso feinem Takte, wie er sein Orchester zu dirigieren verstand. Und wie er dieses ohne Verrenkungen, ohne herausfordernde Bewegungen, ohne Ziererei — (von welcher sogar ein Spohr, den Stab in der Rechten, sich nicht ganz frei hielt) — mit sicherem, gefälligem Wesen, mit geistiger Gewalt zu leiten wußte, so hielt er auch in der Geselligkeit das schönste Maß zwischen Bewegung und Ruhe. Wer bei ihm, durch ihn nicht behaglich verkehren lernte, der war wohl überhaupt nicht geboren, mit anderen Menschen umzugehen.

Weber gehörte zu jenen nicht häufigen Musikern, bei denen wissenschaftliche Ausbildung, vielseitiges Streben, überwiegender Verstand der ursprünglich-schöpferischen Melodienfülle keinen Abbruch getan, dem natürlichen Talente keinen gelehrten Zwang angelegt haben. Er gehörte aber auch zu jenen seltenen Menschen, welche im freundschaftlichen Umgange, im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Ansichten eben ihr geistiges Übergewicht auf keine Weise zur Schau tragen; vielmehr in liebenswürdiger Heiterkeit und Milde dafür sorgen, daß neben ihnen ein jeder sein kleines Lichtchen leuchten lassen dürfe. Anregend, auffordernd, aufmerksam, belebend wies er in streitigen Fällen und Gesprächen dem Gegner die Stelle an, wo ein bedrohliches Gespräch leicht und schicklich ins Gebiet des Scherzes und durch diesen zur friedlichen Vereinbarung zurückgeführt werden konnte. Nur ein Gegenstand machte davon eine Ausnahme. Nur in einer Sache zeigte sich der große Mann kleinlich; nur eines Menschen Name mochte ihn aus der edlen Haltung bringen, die er sonst immer behauptete. Das war die Sache der italienischen Oper; das war der Name Rossini. Da zeigte sich der scharfsichtige und aus klaren Augen blickende Weber blind; da wollte er blind bleiben. Da wollte er sich absichtlich verschließen gegen Schönheiten, die endlich ihm doch nicht hätten entgehen können, hätte er nicht verstockt und trotzig bloß auf Mängel gelauscht, — die sich freilich auch im Übermaße darboten. Es war aber sehr menschlich, sehr begreiflich. Seine Stellung als Kapellmeister einer deutschen Oper im damaligen Dresden macht alles klar. Die italienische Oper, mit ihrem Führer Morlachi, war das Schoßkind des Hofes. Um ihretwillen mußte Weber manche Zurücksetzung geschehen lassen und erdulden, die er desto schmerzlicher empfand, in je schärferem Gegensatze sie erschien zu der Verehrung, die seines Namens Klang in der ganzen Welt zu erregen anfing, seitdem der „Freischütz“ und „Preciosa“ des Meisters Ruhm von allen Bühnen verkündeten. Auch zeigte sich die gedankenlose Art Rossini-Art, ohne Urteilskraft häufig nur leerem Geklingel nachhängend, mitunter so auffällig, daß sogar ein Laie

wie ich trotz aller Lust an Rossini sich darüber ärgerte. Man brauchte gerade nicht gleich Karl Maria mit Gottfried Weber und Meyerbeer zusammen bei Abt Vogler in Darmstadt Kontrapunkt studiert zu haben, um in Verzweiflung zu geraten über die unaufhörlich beklatschten Trommelwirbel im Gartenkonzerte des Linkeschen Bades, oder auch über die verwünschten Triolen und anderen Tanzfiguren, in denen der sonst vorzügliche Benincasa und Sassaroli (der Bassist) Verzweiflung darlegten, wenn wegen eines gestohlenen Silberbesteckes die edelmütigste aller Köchinnen hingerichtet werden sollte, statt jener spitzbübischen Elster. Ich rede vom Jahre zweiundzwanzig. Heute steht es allerdings anders, und in einem dreißigjährigen Kriege der Kritik gegen den Geschmack haben wir einsehen gelernt, daß Rossini auch in seinem schlimmsten Verirrungen immer noch für einen Gluck gelten kann, die dramatische Wahrheit mancher gefeierten Nachfolger neben ihn gehalten. Weber wollte nun einmal nichts von ihm wissen. Des deutschen Meisters Widerwille gegen moderne italienische Musik zwang ihm sogar die kritische Feder manchmal in die Finger; ja, er vergaß sich so weit, eine bittere Parodie der Schillerschen Kapuziner-Predigt drucken zu lassen, wo er den Schwan von Pesaro ziemlich unverhohlen eine schnatternde Gans schimpfte. Und das war Seiner unwürdig; ich betrachtete dies wie einen Flecken auf des geliebten Toten unsterblichem Nachtruhm. Doch gerade weil diese Zeilen seinem mir heiligen Andenken gewidmet sind; weil sie, obgleich mit schwachen Farben, eine bewunderungswürdige Persönlichkeit schildern wollen; gerade deshalb darf nicht verschwiegen bleiben, was am Menschen menschlich gewesen, unvollkommen. Denn nur unvollkommene Menschen können wir wahrhaft lieben. Für solche, die kein Tadel trifft, hab ich auch keine Liebe; denen kann ich nur furchtsames Erstaunen widmen und gehe ihnen verzagt aus dem Wege.

Weber wurde bei diesem unserem ersten Zusammentreffen mehrfach in die Enge getrieben von seinem rasch auflodernden Zorne wider Rossini, und von seiner Galanterie für die schöne Sängerin, die dem „Barbier von Sevilla, dem Tancred, dem Othello“ ebensoviel Applaus verdankte, als dem „Freischützen“; die folglich gar nicht geneigt schien, unbedingt einzustimmen in seine halb launigen, halb wütenden Verdammungsurteile.

Ehe wir Chiapones Keller verließen, um noch einen Gang in die laue Sternennacht zu unternehmen, war schon wieder Versöhnung geschlossen, und Weber drückte dem Friedensschluß das Siegel auf, indem er uns sämtlich für den nächsten Mittag an seinen Tisch lud.

Da war es denn erreicht: ich trat in sein Haus! Ich stand ihm gegenüber und seiner Gattin, die mir, theatertoll und närrisch, wie ich noch geblieben war, zwiefach merkwürdig erschien. Zuerst als Frau von Weber; nicht minder sodann als ehemaliger Liebling des Publikums in Prag, wo sie als „Demoiselle Brand“ jung und alt, Logen wie Parterre, durch Talent, Geist, Anmut — und Übermut

entzückt, ja sogar ihrer Blicke Brand ins Orchester geschleudert und dessen Kapellmeister in Feuer und Flammen gesetzt hatte, welche erst vor dem Traualtare einigermaßen gelöscht wurden. Ohne sie auf der Bühne gesehen zu haben, war mir doch durch lebhafte Schilderungen aus mancher Kenner Berichten ihre ganze Kunst, ihr kecke, geniale Darstellungsgabe — (die sich sogar bis an den „Lorenz im Hausgesinde" gewagt) — bekannt und vertraut. Und ich lieferte, meinen bis in späte Lebenszeit fortdauernden Flegeljahren entsprechend, gleich bei der ersten Anrede eine recht hübsche, brauchbare Dummheit, indem ich beklagte, daß eine so gerngesehene Schauspielerin den Brettern entsagen müssen, was doch gewiß auch ihr unendlich schwer geworden sei. — Sehr schmeichelhaft für mich, sagte Er. — Und Schnuff lachte mich aus.

„Schnuff" hieß ein Affe; ein kleiner, Herrn und Herrin liebender, schmeichelnder Schlingel, der allen andern ehrlichen Menschen tückisch die Zähne entgegenfletschte. Beide, Weber und dessen Frau, trieben tausend Tollheiten mit ihm. Sie versicherten höchst wichtig, daß Herr Schnuff damit umgehe, ein Werk zu verfassen, worin die Verdienste italienischer Komponisten um dramatische Musik gebührend ans Licht gestellt werden dürften; und mehr dergleichen.

Welch' Geheimnis ist es doch um den Zauber, wie bei solch' eines Künstlers Mahle an kleiner Tafel waltet! Warum perlt der Wein in diesen fröhlichen Kreisen frischer und heller? Warum leiht er den Gesprächen höheren Schwung, dem Scherze raschere Flügel, den Flügeln duftigeren Blütenstaub? Da saßen wir „vereint zur guten Stunde," und die Herbstblumen, welche den Tisch zierten, wurden zu Rosen; die Reden wurden zu frühlingsgrünen Zweigen; und sie schlangen sich lächelnd, mit harmlosen Albernheiten durchwebt um Webers Haupt. Wir trieben Possen, daß Schnuff, Webers Affe, allein seine Würde bewahrte. Und mitten in diese kindischen Spiele mischte sich ein hoher Sinn, wenn das Auge der beglückten Gäste sich nach jener halboffenen Türe wendete, wo neben seinem Klaviere der Schreibtisch stand, an welchem irgend eine armselige Feder in kleinen krausen Schriftzeichen die Weise festgebannt, die durch ferne Weltteile das rührende Gebet verbreitete: „Für mich auch wird der Vater sorgen."

O Karl Maria von Weber! Kranker, leidender, oft betrübter Sänger! Reiner, herrlicher Geist! Ohntest du, konntest du im voraus wissen, welch' andächtige Wonne tausend und abertausend Herzen erheben werde bei Agathen's himmlischer Melodie, die den Weg empor zeigt, dahin, wo „ein Auge, ewig rein und klar, all' seiner Kinder liebend wahrnimmt?" Warst du doch glücklich und sorgenfrei; fühltest du dich über körperliche und Seelen-Leiden erhoben und getröstet, als du den frommen Gesang anstimmtest, in den bald einstimmen sollte auf Gottes weiter Erde, wem der Himmel eine Stimme verliehen? Und beben jetzt diese Töne, bei denen wir deiner stets dankbar gedenken, von Welle zu Welle im klaren

Äther bis hin zu dir, wo du weilest? Mischen sie sich mit den Harmonien, in denen ewige Sänger loben und preisen? — Ja, ja! Du lebst! Du bist! Du wirkst fort! Dort, wie hier.

Er entließ mich bei meiner Abreise von Dresden gütig und liebevoll. Er bewahrte mir seine Neigung und tat dies durch freundliche Briefe dar, die ich in Breslau und später an anderen Orten von ihm empfing. Einer derselben schloß mit den Worten: „Unser Theater hat elf Sängerinnen; Max hat einen Zahn; Schnuff ist noch immer beschäftigt, ein Affe zu sein.“

Leider marterte ich ihn einige Male durch Zusendung lyrischer Gedichte, die er komponieren sollte. Er erwiderte darauf: „Wenn ich ein Lied beim ersten Überlesen nicht in mir widerklingen höre, so ist's nicht für mich. Ihre Gedichte haben mir ganz gut gefallen, doch in Musik setz ich sie nicht.“ Dabei lobte er, daß ich nicht beleidigt sei durch seine Offenherzigkeit, und wünschte manchem Dichter ein wenig von dieser sich still-bescheidenden Entsagung. „Denn (schrieb er) andere haben die Gichter, ich habe die Dichter; was ich mit Zusendungen gepeinigt werde, seitdem ich unter die berühmten Leute gegangen bin, das ist erbärmlich. Es sollte mich gar nicht verwundern, wenn sie mir nächstens das Intelligenzblatt oder den Reichsanzeiger zur Komposition einschickten.“

Ich glaub's wohl, daß sich meine Kollegen, die Herren Versmacher, nach Weberschen Noten sehnten! Einen besseren Vorschub, in aller Menschen Mund zu gelangen, konnte es nicht geben. Was sind seine Lieder so göttlich schön, so volkstümlich schlicht und originell! Und wie schade, daß viele davon aus der Mode gekommen sind! Schier vergessen!

Im Jahre dreiundzwanzig ging Weber nach Wien, um daselbst seine „Euryanthe“ zum ersten Male aufführen zu lassen. Meine Frau und ich wohnten schon längst im „Wilden Manne,“ wo wir uns heimisch gemacht, bevor er anlangte. Und wir durften es als ein rechtes Glück betrachten, daß P. A. Wolff, mit dem wir die ersten Wochen unseres Wiener Aufenthaltes durchlebt, nun durch seinen Freund ersetzt wurde. Wolff und Weber, obgleich zwei innerlich verschiedene Naturen, hatten doch wieder merkwürdige Ähnlichkeiten, die sich hauptsächlich in geistreichem, ruhigem Humor, in geselliger Grazie und in dem, bei beiden vorwaltenden Bedürfnisse aussprachen, bisweilen kindisch zu sein, Dummheiten zu treiben, scheinbaren Unsinn zu sprechen und zu befördern. Sie waren vertraute Freunde geworden durch — „Preciosa“, für welche Weber eine so wunderbarschöne, charakteristische Musik geliefert, daß sie Wolffs Poesie hoch an Werte übersteigt, obschon sie auf dieser fußt und von ihr getragen wird. Durch die gemeinschaftliche Arbeit waren sich die beiden W's näher gerückt. Wenn zwei Menschen solcher Gattung sich einmal kennen und liebhaben gelernt, lassen sie nicht mehr voneinander. Und diese zwei fesselte noch ein anderes, ein trauriges Geheimnis ihres Daseins zusammen. Weber sah bedenklich, welch' früher Tod

ihn erwarte; und er sah in dem großen Schauspieler einen Leidensgefährten; er erkannte wohl Wolffs Krankheit früher noch, als dieser selbst. Leider, daß er richtig sah, für sich und für jenen.

Wir kehren nach Wien zurück, in den Spätsommer dreiundzwanzig.

Wolff, wie schon gesagt, reiste ab; Weber reiste zu, und wir waren dessen froh. Zwar lag Euryanthe und deren Schicksal wie eine Last auf seiner schmalen Brust, und er atmete manchmal ängstlich auf. Mochten immer die gesangsfertige Grünbaum, der erprobte Forti, der in voller Kraft stehende Haizinger, endlich die in erster Blüte prangende Sontag glückverheißende Träger seines Werkes scheinen; — verschweigen durften sich's die Freunde nicht; und wenn sie es verschwiegen hätten, er wußte es nur allzugut auch ohne sie, wie es im Jahre dreiundzwanzig unter Barbaja um die Zukunft einer neuen deutschen Oper stand. Vergebens schwang Castelli ihr Banner; vergebens rief er nach Hilfstruppen; bei der Mehrzahl des tonangebenden Publikums war ja Rossinis Gegner gerichtet, ehe noch der erste Strich seiner Musik erklang. Ja gewiß, er sah voraus, daß Euryanthe im besten Falle nur einen Achtungserfolg erringen konnte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich erzähle, daß er seinem Werke den boshaften Spott- und Beinamen „die Ennuyante" schon prophezeite, ehe seine Gegner noch daran dachten, etwas der Art zu erfinden. Und das Schlimmste bei der Sache blieb die unwiderstehliche Gewalt der zu jener Zeit vortrefflichen italienischen Truppe, mit deren sich täglich erneuernden Erfolgen er in die Schranken treten und kämpfen sollte. Wo David, Lablache, Donzelli, Ambrogi, Fedor-Mainville sangen, — man pflegte dazumal Gesang: Gesang, und Geschrei: Geschrei zu nennen, — da ließ sich schwer dagegen aufkommen; sogar wenn diese, jeder in seiner Art einzigen Künstler Opern von Signor Verdi, oder so etwas, vorgetragen hätten; es brauchte gar nicht Rossini zu sein. Nun war es aber — glücklicher- oder unglücklicherweise — Rossini. Und unser armer Weber mochte sich noch so zornig dagegen anstellen, bisweilen wuchs ihm der geringgeschätzte „Dudler" doch über die Kritik und lief ihm mit dem Kopfe davon. Dann aber wurde Weber erst recht wütend. Es gab dabei manchen ergötzlichen Schwank. Er hatte eine Loge zu seiner Verfügung und liebte, wenn wir ihn darin besuchten. Dies geschah denn auch einmal während der Aufführung der „Cenerentola". Signora Comelli-Rubini in der Titelrolle hätte, mit aller Achtung vor ihrer schönen Altstimme und guten Schule sei es gesagt, ein bißchen jünger, dünner, zierlicher aussehen dürfen. Alles Übrige dagegen mußte man vollkommen nennen und Labache wie Ambrogi von einer Vollendung in Gesang, Parlando, Spiel, Komik, daß ich immer noch vor Freude zappeln möchte, wenn ich nur daran denke. In Webers Loge aber durften wir aus Zappeln nicht denken, weder meine Frau, noch ich; denn wir wollten den reizbaren Freund nicht wissentlich kränken. Wir schluckten also unser

Entzücken, so gut es gehen wollte, hinunter und zappelten inwendig; was uns auch während des ersten Aktes leidlich gelang. Im zweiten jedoch, beim Duett zwischen „Dandini und Magnifico“, welches, mag es immerhin eine Nachahmung Cimarosas heißen, nichts desto weniger ein Meisterwerk genannt werden muß, trieben Ambrogi und Lablache ihre Buffonaden so in's Erhabene, daß wir Webers Nachbarschaft vergaßen und in das Jauchzen des überfüllten Hauses einstimmten. Als wir wieder zur Besinnung kamen, war Er verschwunden. Am nächsten Morgen — wir sahen uns öfters beim Frühmahl — befragte ihn meine Frau, warum er gestern so plötzlich aufgebrochen, und ob er unwohl gewesen sei? Nein, erwiderte er, ich wollte nicht länger bleiben. Denn wenn es diese verfluchten Kerls schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten! Wir schrieen laut auf, dies sei die größte Lobeserhebung, die der italienischen Oper noch zuteil geworden. Zuletzt mußte er selbst lachen über seinen Ingrimm.

Wir lachten überhaupt viel, wenn wir mit ihm zusammen waren. Dafür sorgte er redlich. Er verstand, andere lachen zu machen; er ließ sich ebenso willig zum Lachen bringen; er war ein dankbarer Hörer und nahm sogar meine schlechten Witze hin.

Wie mächtig das alte Leopoldstädter Theater mit Schuster, Korntheuer, Raimund, Sartori's, der Ennöckl, Huber, Krones u. a. ihn anzog, ist leicht zu denken. Und wie sich, die mit ihm waren, an seiner Freude erfreuten! Welche unvergeßlichen Abende in „Faust's Zaubermantel, — Bürger in Wien, — Aline, — Fiaker als Marquis, — Leopoldstag“ — und wie sie alle heißen, jene prächtigen Farcen, derengleichen heute nicht mehr gedeihen will, weil . . . ja, weil die Unbefangenheit fehlt, oben wie unten; auf der Bühne, wie im Parterre! Reizte uns das Theater nicht, so fuhren wir aufs Land, kehrten in irgend einem Dorfwirtshäuschen ein, immer sicher: Wein zu finden, gebackene Hähndel und — schwarzen Rettig. Ohne diesen tat es Karl Maria nicht. Er lebte übrigens höchst mäßig, teils durch seine körperliche Schwäche, teils durch Vorwalten geistigen Lebens in ihm auf Enthaltsamkeit angewiesen. Nur zweierlei war ihm so lieb, daß er zum lüsternen Näscher daran wurde: Gefrorenes — und schwarzer Rettig. Er ordnete in folgender Art: erst kommt der liebe Gott; dann müßte bei mir von Rechtswegen gleich die Musik kommen; aber ich kann mir nicht helfen, erst kommt der Rettig, der geht vor; dann erst kommt die Musik; hernach Gefrorenes; und hernach alles Übrige. Aber der Ruhm? fragte meine Frau; Weber, der Ruhm? — Nichts gegen schwarzen Rettig! entgegnete er mit einem Ernst, daß man wohl wähnen durfte, es sei ihm auch mit dieser Versicherung Ernst. Darin vor allem bestand die Gewalt, die jeder seiner Späße über den Hörer übte, daß sie nicht allein ohne Lächeln gesagt wurden, sondern daß sie auch das Gepräge überzeugender Wahrheit an sich trugen. Und worin läge denn

auch sonst, was wir Humor nennen, als in dieser Doppelmischung von bitterer Torheit mit scherzhafter Wehmut? War es nicht eben dieser Humor, der den Aermsten dann kurz vor seiner Londoner Reise sagen hieß: ich möchte in die Luft fahren, wenn einer sich noch so freundschaftlich erkundigt, wie es mit meinem Befinden stehe? Als ob er das nicht schon längst wissen müßte, wofern er wirklich Anteil an mir nähme, der Narr? Einem solchen antworte ich auch regelmäßig: „wie mir's geht? sehr gut; nur daß ich die Halsschwindsucht habe; aber das macht weiter nichts, mein teuerster Gönner!“

Das war, wie gesagt, erst später. Zur Wiener Epoche stand es noch nicht so schlimm, daß nicht auch bei ihm, wie bei den meisten Leidenden dieser Gattung, Niedergeschlagenheit mit momentaner Hoffnung abgewechselt hatte. Gerade so, wie beim Hinblick auf den zu erwartenden Erfolg der Euryanthe. Über diesen war er mittags, wo er aus den Singproben kam, wohl so ziemlich getröstet, und meinte: es wird sich schon machen. Des Abends jedoch, gar wenn er wieder Gelegenheit gefunden, die vorherrschende Geschmacksrichtung zu bewundern, schütteltte er den Kopf und murmelte: „hat mich der T— geritten, daß ich mich in dies Wespennest setzen mußte?“

Zuversichtlicher als er, weniger Schwarzseher, zeigte sich die Dichterin des Buches, Frau Helmina von Chezy, die gekommen war, der Einübung der Euryanthe beizuwohnen, und die ebenfalls im Wilden Mann abgestiegen war. Sie, gleich uns; und wir, wie Weber; und Weber, wie Wolff; und Wolff, wie Eduard Devrient: wir sämtlich hatten viel gelitten und litten noch; nicht sowohl durch teilnehmende Besorgnis um Karl Marias und Helminas poetisch-musikalische Tochter, als vielmehr, daß ich es höchst prosaisch eingestehe, durch eine Masse unzählbarer Feinde, die weder Schlaf, noch Ruhe gönnten, die sich vorzugsweise unsere ausländischen Häute zum Tummelplatze ihrer „Rösels Insekten-Belustigungen“ auszusuchen schienen und uns, als ob auch wir, jeder und jede ein wilder Mann und eine wilde Männin wären, förmlich tättoierten. Ich selbst habe doch siebzehn Jahre später in demselben Gasthaus unangefochten von ähnlichen Friedensstörern geschlafen. Gott weiß, welch' ein feindseliger Zauberer im Sommer und Herbst dreiundzwanzig derlei Landplagen über uns verhängte! Weber machte sich anheischig, vollständige Partituren von uns herunterzulesen, die besagte Schnellschreiber in punktierter Manier auf uns gestochen. Wolff, etwas empfindlicher Natur, hatte unbedenklich am meisten auszustehen gehabt. In seiner Ungeduld hatte er sich aus feiner, mit Wachs getränkter Leinwand einen lebensgroßen Sack nähen lassen, und in solchen mußte ihn sein Diener allabendlich beim Schlafengehen schieben und einbinden bis an den Hals, so daß nur der Kopf ungeschützt blieb. Auf diesem hielten dann die durstigen Blutsauger ihren rechten Herensabbath; und weil der Patient beide Hände im Sack stecken hatte, konnte er das Antlitz nur unvollkommen verteidigen. Er brachte grimmige Nächte zu, mit Sack, wie ohne Sack; und diese waren

Grund, daß er seinen Wiener Aufenthalt abkürzte. Weber begehrte den berühmten Sack als Vermächtnis, damit er sich säcken und zur Donau schleppen lasse, wenn Euryanthe durchfalle. Die verschiedenartigen Ausbrüche verschiedener Verzweiflungen gaben uns freilich viel zu lachen, wo wir am Tage zusammen kamen; das hinderte doch nicht, daß unser nächtliches Lager bisweilen zur Folterbank wurde. Was blieb am Ende übrig, als eben dieses Lager so spät wie möglich zu besteigen? Und dazu war denn die „Ludlamshöhle" das sicherste Mittel. Aus dieser gab es so leicht kein Entkommen. In meinen Memoiren hab' ich flüchtig angedeutet, wie Weber sich anfänglich gegen die nicht immer zarten Ludlamsspäße gesträubt. Ja, ich glaube fast, hätte nicht die Rücksicht für seinen Opernkompositeur warnend im Hintergrunde gestanden, er wäre zum zweiten Male nicht wieder eingetreten. Etwas dem Ähnliches vertraute er mir, als wir am ersten Abende nach seiner Aufnahme miteinander heimgingen. Doch nach und nach lernte er sich fügen, und zuletzt lebte er sich so tief und fest in diese Höhle, die ihresgleichen auf Erden nicht mehr hat, daß „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel" — (so hieß er als Ludlamit) — der feurigste Verkünder ihrer Herrlichkeiten wurde und blieb.

Meiner Frau und mir war es nicht beschieden, die erste Aufführung der Euryanthe in Wien abwarten zu dürfen.

Wir mußten scheiden. Und da wir Lebewohl sagten; da wir innig gerührt unsern aufrichtigen Wünschen für das Gelingen seines großen Unternehmens Worte und Ausdruck zu geben versuchten: — da deutete er feierlichernst auf ein Blatt im Stammbuch meiner Frau, worauf er soeben erst sein Motto als Denkspruch eingeschrieben: „W i e G o t t w i l l!"

Einige Jahre sind vergangen, bis Weber den bestimmten Ruf erhielt, sich nach B e r l i n zu begeben und auch dort die erste Aufführung der Euryanthe zu leiten. Unser hochseliger König liebte ihn nicht. Die Ursachen dieser Abneigung auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen. Doch dürfen wir als sicher annehmen, daß dieselbe nicht allein in der Vorliebe für Spontini wurzelte. Gerade das Nämliche tat auf der anderen Seite und im entgegengesetzten Sinne der General-Intendant Graf Brühl, — bei dem es nicht des wohlbegründeten Hasses gegen seinen Erbfeind Spontini bedurfte, damit er alles aufbot, f ü r Weber zu handeln. Vermittler bei den Einleitungen dieser Begebenheit — denn das war es für Berlin! — ist der gelehrte Reisende, der geist- und gemütvolle Naturforscher Lichtenstein gewesen; Webers vertrautester Freund. T e i l n e h m e r waren alle Berliner mit Ausnahme der Gleichgültigen oder Stockspontinianer.

Der König, zwischen Brühl und Spontini, und zu gerecht, um einen willkürlichen Machtspruch zu tun, übergab die Entscheidung dem Minister Seines Hauses, dem Fürsten Wittgenstein, der zugleich in Theatersachen oberste Entscheidung übte. Dieser, dem ganzen Publi-

kum gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, erbat sich vom preußischen Gesandten in Wien, vom Fürsten Hatzfeldt, zuförderst einen ästhetisch-ministeriellen Rapport über die Aufnahme, welche Euryanthe vor etlichen Jahren in Wien gefunden. Fürst Hatzfeldt, ein gewiegter Diplomat, ein Mann von vornehmem Zuschnitt, von fester Haltung, der sogar Bonaparten in die Zähne hinein seinem Könige Treue bewahrt, das Leben aufs Spiel gesetzt und endlich, nachdem der Fürstin kühner Mut ihn gerettet, die Achtung und das Vertrauen des französischen Kaisers in solchem Grade davon getragen, daß man im Jahre 1810 keinen besseren Ambassadeur für Paris gewußt, als ihn; — dieser Fürst Hatzfeldt war nebenbei auch Künstlerlaie, schmückte zu seiner Zeit die musikalischen Abende in Malmaison mit seinem zierlichen Gesange; italienische Schule galt ihm einzig und allein; er war durch und durch Kavalier, auch im musikalischen Geschmack; — wir können uns leicht denken, wie sein Bericht über Eurynthe mag ausgefallen sein!

Schon triumphierte Ritter Spontini. Aber dennoch zu früh. Graf Brühl war auch ein Ritter und ritterlicher als jener. Er streckte die Waffen nicht. Er zeigte sich unermüdlich für seinen Freund Weber, und es gelang ihm: der König befahl — Karl Maria wurde berufen.

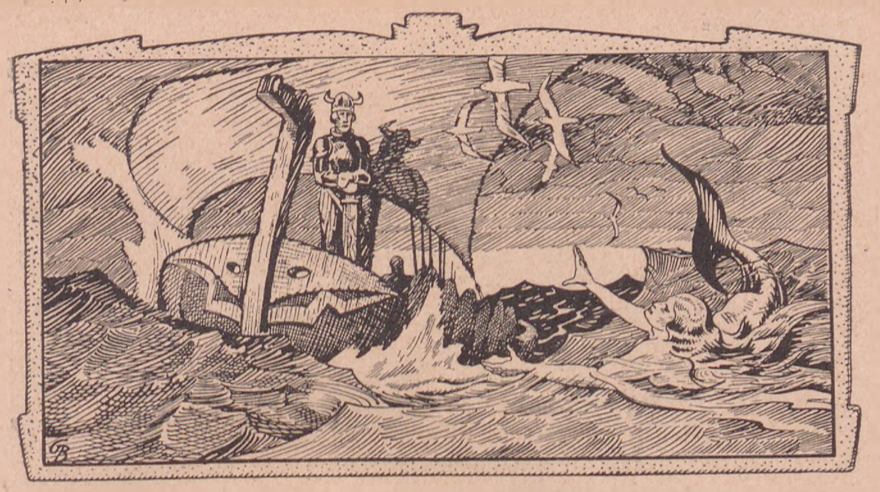
Ganz Berlin rüstete sich, ihm und seiner Euryanthe einen Empfang zu bereiten, wie es der Stadt gebührte, in deren Gassen seine Melodien früh und spät erklangen; einer Stadt, wo alle Stände ihn liebten; wo die Dienstmädchen zu sagen gewöhnt waren: „über Weber'n jeht Nichts; mit seinem Jungfernkranz legt man sich nieder und mit dem Jägerkorps steht man auf!“ Bekanntlich hatte der Freischütz das neuerbaute Berliner Schauspielhaus eingeweiht. Auch ein Sieg, den Brühl über des Königs Abneigung davon getragen. Die Berliner betrachteten Weber und dessen Kompositionen fast wie ihr Eigentum. Und als den Ihrigen begrüßten sie ihn auch, mochte er immer sächsischer Hofkapellmeister heißen.

Bevor ich zum Schlusse komme, sei dem alten Schwätzer gestattet, noch einmal von sich zu reden; von einem Lichtpunkt in seinem Schattenleben. Es wurde gerade auf der Königstädter Bühne eines meiner Stücke: „der alte Feldherr“ gespielt. Weber, kürzlich erst angelangt, hatte sich aus Wohlwollen für mich dahin verlaufen. Nachdem der Vorhang gefallen, kam er auf die Bretter. Zuerst das Handwerk begrüßend, sagte er dem Kapellmeister Henning einige Artigkeiten über die von mir gewählten Volksweisen. Dann faßte er mich mit beiden Händen an und sprach: Ich bin in Euer Theater gekommen mit der Erwartung, hier zu lachen. Nun haben Sie mich weinen gemacht; auch gut. Ich danke Ihnen, und Sie müssen mir ein Singspiel schreiben. Dergleichen hört man auf langer Lebensbahn bisweilen; aber wie Er es sagte, sagt es kein anderer. —

Euryanthe wurde denn aufgeführt und wurde, obgleich die Ausführung mancherlei zu wünschen ließ, aufgenommen mit der Begeisterung, die in allen Seelen vorwaltete für den Herrscher im Reich

der Töne. Man darf annehmen, daß zugegen war, wer in der großen, gebildeten Stadt Ansprüche auf Kunstsinn, auf höheres Verständnis, auf Teilnahme am Besseren machen konnte; daß an diesem Abende die Besten den Ton angaben; galt es doch, ihn zu feiern! Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zeichnete sich auch bei dieser Meyerbeers einflußreiche Familie aus. Sie hätte nicht regsamer, nicht anteilsvoller sein können, wenn der Abend und des Abends Ehren ihrem „Giacomo" gegolten. Daß er nur ja recht ordentlich empfangen wird, unser lieber Weber! rief Amalie Beer, die edle Mutter, die drei ihrer Söhne betrauerte, und welcher Gott zum Besten der Armut ein so hohes Alter verlieh, jedem Hausfreunde, der sich in jenen Tagen zeigte, ängstlich entgegen. Worauf wir im Chore erwiderten: wir werden schon unsere Schuldigkeit tun! Und wir haben sie getan. Leider nicht ohne schelmische Seitenblicke nach Spontinis Loge. Denn die Bosheit verlangt manchmal auch ihre Rechte. — Wenn auch nicht dieser, doch ein finsterer Geist war es, der in alle Triumphe des Meisters die düstere Larve grinsend steckte; der ihm ins Ohr raunte: „Mit mir ist's aus; ich fühl's, es geht zu Ende," das waren seine letzten Worte, als ich am Tage vor seiner Rückreise nach Dresden aus dem Tiergarten von Beers mit ihm zur Stadt fuhr.

Bevor er die Reise nach London antrat, war mir vergönnt, ihm noch einmal ins Angesicht zu blicken, noch einmal in seinem Hause weilen, an seinem Tische sitzen, ja sogar mit ihm lachen zu dürfen. Eine winterliche Geschäftsreise in Aufträgen der Königstädter Theater-Direktion führte mich nach Dresden, und ich flog, durchfroren wie ich ankam, zu ihm. Und er legte Beschlag auf mich, nach seinem Ausdruck, damit wir uns anstellen möchten, als ob wir noch lustig sein könnten. Aber es war bei all' dem eine traurige Lustigkeit. Nach dem Essen führte er mich in sein musikalisches Heiligtum: Überall Notenblätter — englische Studien — wohin man blickte: Oberon! Das Feuer brannte ihm schon auf die Nägel. Ich muß die Ohren steif halten, daß ich fertig werde, meinte er. — Und Sie wollen wirklich die Fahrt nach London machen? — Was hilft's! ich denke, die Seeluft soll meinem Halse gut tun! — Aber die furchtbaren Anstrengungen, die Ihnen unvermeidlich bevorstehen? — „Wie Gott will!" — Damit haben wir Abschied genommen. Und es war auf immer.



Gerhard Beuthner

Graf Strachwitz

Herrn Winfreds Meerfahrt

Herr Winfred fuhr auf schwarzem Schiff,
er wollte fahren nach Islands Riff,
er wollte holen die Braut zur See,
das bracht ihm gräßlich Todesweh;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred hoch am Maste stand,
er trug ein funkelndes Stahlgewand,
das blitzte hinunter und strahlt und glimmt;
die Nixe auf brausender Welle schwimmt:
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred, komm in mein Schlößlein blau!
Ich will dich netzen mit Perlentau;
du hast einen Helm von Golde klar,
viel goldner flutet dein Lockenhaar;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred sprach: Du falsches Bild!
Ich mag nicht tauchen ins Meergefild,
du hast einen Leib, halb Maid, halb Fisch,
und wohnst im kochenden Strudelgezisch;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fey zur Woge in Hast
und leckte hinauf am schwarzen Mast,

wollt lecken hinab den Ritter gut;
der stand und lachte in trotzigem Mut;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

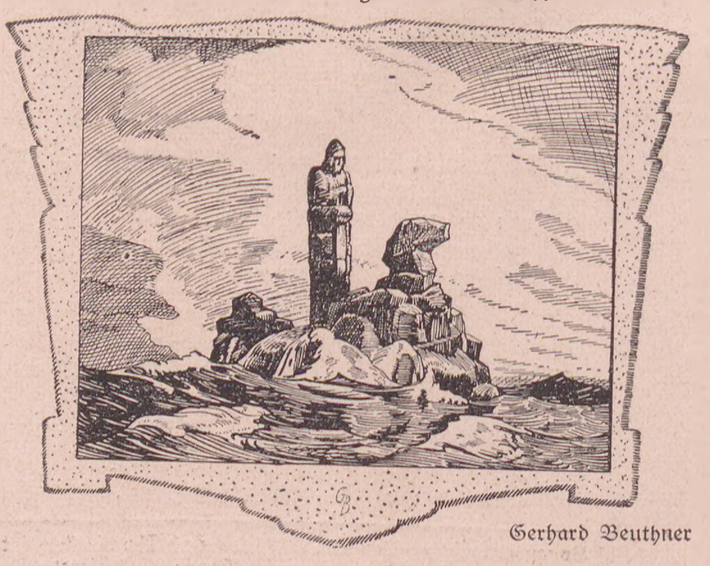
Da wurde die Fey ein grimmer Nord,
schlug brüllend an Bug und Steuerbord,
sie schlug den Mast in Stücke drei;
Herr Winfred stand und lachte dabei;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde zum Fische die schöne Fey
und schwamm an dem Schiffe und war ein Hai,
sie sah wohl hinauf mit dem Aug voll Wut,
Herrn Winfred gerann sein Herzensblut.
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und er schwang den Speer um das Haupt im Fluch,
und er schoß ihn im Zorn durch des Tieres Bug,
und als es zuckt in des Todes Qual,
da sah es hinauf zum letztenmal;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und als ihn der Blick der Feye fund,
da ward Herr Winfred ein Stein von Stund,
und als sie erfaßte des Auges Bann,
da ward zu Steine so Maus als Mann;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da ward zum Steine so Mast als Kiel
und stand als Felsen im Wellenspiel.
Noch steht Herr Winfred und schaut vom Bord,
und ewig funkelt das Auge dort;
hoch schlagen die Wogen am Borde.



Gerhard Beuthner

Das Herz von Douglas

„Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
gürt um dein lichtblau Schwert,
schnall an dein schärfstes Sporenpaar
und sattle dein schnellstes Pferd!

Der Totenwurm pickt in Sciones Saal,
ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
sieht nimmer den Morgen dämmern!"

Sie ritten vierzig Meilen fast
und sprachen Worte nicht vier,
und als sie kamen vor Königs Palast,
da blutete Sporn und Tier.

König Robert lag im Norderturn,
sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
auf der Treppe rasseln und schüttern!

Ha! Gott willkomm, mein tapfrer Lord!
Es geht mit mir zu End.
Und du sollst hören mein letztes Wort
und schreiben mein Testament:

Es war am Tag von Bannockburn,
da aufging Schottlands Stern,
es war am Tag von Bannockburn,
da schwur ich's Gott dem Herrn:

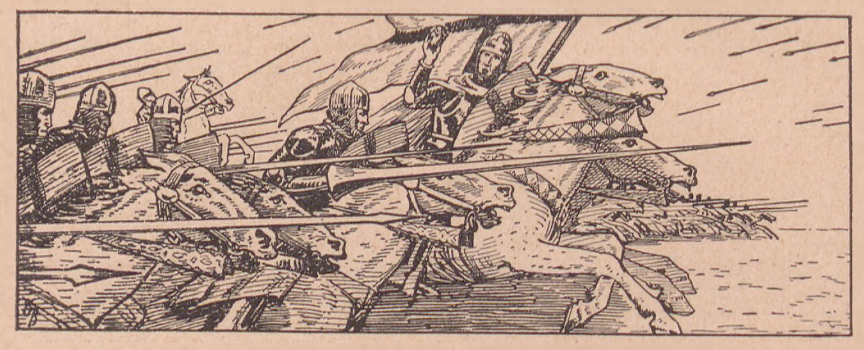
Ich schwur, wenn der Sieg mir sei verliehn
und fest mein Diadem,
Mit tausend Lanzen wollt ich ziehn
hin gen Jerusalem.

Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
es brach in Müh und Streit,
es hat, wer Schottland bändigen will,
zum Pilgern wenig Zeit.

Du aber, wenn mein Wort verhallt
und aus ist Stolz und Schmerz,
sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
mein schlachtenmüdes Herz.

Du sollst es hüllen in roten Samt
  und schließen in gelbes Gold,
und es sei, wenn gelesen mein Totenamt,
  im Banner das Kreuz entrollt.

Und nehmen sollst du tausend Pferd
  und tausend Helden frei
und geleiten mein Herz in des Heilands Erd,
  damit es ruhig sei!"



Gerhard Beuthner

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
  laßt flattern den Busch vom Haupt,
der Douglas hat des Königs Herz,
  wer ist es, der's ihm raubt?

Mit den Schwertern schneidet die Taue ab,
  alle Segel in die Höh!
Der König fährt in das schwarze Grab
  und wir in die schwarzblaue See!"

Sie fuhren Tage neunzig und neun,
  gen Ost war der Wind gewandt,
und bei dem hundertsten Morgenschein
  da stießen sie an das Land.

Sie ritten über die Wüste gelb,
  wie im Tale blitzt der Fluß,
die Sonne stach durchs Helmgewölk
  als wie ein Bogenschuß.

Und die Wüste war still, und kein Lufthauch blies,
  und schlaff hing Schärpe und Fahn,
da flog in Wolken der stäubende Kies,
  draus flimmernde Spitzen sahn.

Und die Wüste ward voll, und die Luft erscholl,
und es hob sich Wolk an Wolk.
Aus jeder berstenden Wolke quoll
speerwerfendes Reitervolk.

Zehntausend Lanzen schimmerten rechts,
zehntausend schimmerten links,
„Allah, il Allah!“ erscholl es rechts,
„il Allah!“ scholl es links.

Der Douglas zog die Zügel an,
und still stand Herr und Knecht;
„Beim heiligen Kreuz und St. Alban,
das gibt ein grimmig Gefecht!“

Eine Kette von Gold um den Hals ihm ging,
dreimal um ging sie rund,
eine Kapsel an der Kette hing,
die zog er an den Mund:

„Du bist mir immer gegangen voran,
o Herz! bei Tag und Nacht,
drum sollst du auch heut, wie du stets getan,
vorangehn in die Schlacht.

Und verlasse der Herr mich drüben nicht,
wie ich hier d i r treu verblieb,
und gönne mir noch auf das Heidengezücht
einen christlichen Schwerteshieb.“

Er warf den Schild auf die linke Seit
und band den Helm herauf,
und als zum Würgen er saß bereit,
in den Bügeln stand er auf:

„Wer dies Geschmeid mir wiederschafft,
des Tages Ruhm sei sein!“
Da warf er das Herz mit aller Kraft
in die Feinde mitten hinein.

Sie schlugen das Kreuz mit dem linken Daum,
die Rechte den Schaft legt ein,
die Schilde zurück und los den Zaum!
und sie ritten drauf und drein. —

Und es war ein Stoß, und es war eine Flucht
und rasender Tod rundum,
und die Sonne versank in die Meeresbucht,
und die Wüste war wieder stumm.

Und der Stolz des Ostens, er war gefällt
im meilenweiten Kreis,
und der Sand ward rot auf dem Leichenfeld,
der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen durch Gottes Huld
entrann nicht Mann noch Pferd,
kurz ist die schottische Geduld
und lang ein schottisch Schwert!

Doch wo am dicksten ringsumher
die Feinde lagen im Sand,
da hatte ein falscher Heidenspeer
dem Grafen das Herz durchrannt.

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
längst aus war Stolz und Schmerz,
doch unter dem Schilde festgeklemmt
lag König Roberts Herz.

Das Elfenroß

Es hatt eine Dam' einen Renner flink,
ein rasches, rotes Roß;
zum Boden herab die Mähne hing,
Blitzfunken die Nüster schoß.

Dem Renner, dem war sie treu und hold,
mit Silber war er gezäumt,
beschlagen der Huf mit rotem Gold,
mit Perlen der Gurt umsäumt.

Und eh die Sonne am Himmel schwamm,
in dem Stalle die Dame war,
sie kämmte dem Tier mit goldigem Kamm
sein goldiges Mähnenhaar.

Und Seide sie flocht und Perlenband
mit dem Lilienfinger hinein,
es trank der Renner aus ihrer Hand
den roten Burgunderwein.

Den vollen Arm, den weißen Arm
um des Tieres Nacken sie schlug;
es rann von der Wange die Träne warm
auf des Renners glänzenden Bug:

„Mein stolzes Roß, mein treues Roß,
dir klag ich all mein Leid.“
Aufriß das Roß, aufdehnte das Roß
die schnaubende Nüster weit.

„Sie wollen mir trauen als Bettgenoß
den falschen, verhaßten Mann.“
Da sprengte das Roß, da riß das Roß
der goldenen Halfter Bann.

Mein rotes Roß, mein rasches Roß,
heut rette mich, oder nie!“
Tief senkte das Roß, tief bog das Roß
vor der Herrin das schlanke Knie.

Und sah sie an gar bang und lang,
gar traulich und flehentlich,
die Dame sich auf den Renner schwang,
der Renner von hinnen strich.

Die Schwalbe, die unten im Sturme glitt,
sie holte ihn nimmer ein,
der Sturm, der oben auf Wolken ritt,
keucht ächzend hinterdrein.

Es steht ein Schloß im Elfenwald,
ein diamantenes Schloß,
da stockt es im Lauf, da macht es Halt,
da stand es das schnelle Roß.

Und als sie ihm dankend den Hals umfing,
es koste mit Mund und Hand,
statt des Renners der Dame im Arme hing
der König vom Elfenland:

„Du schöne Frau, du minnige Frau,
nun sollst du mein eigen sein;
das Elfenschloß und der Elfengau
ist alles, alles dein!

Und wie du vordem in Hof und Stall
kredenzt mir den roten Wein,
so kredenze fortan mir in Schloß und Hall
die roten Lippen dein.“

Ein Faustschlag

König Helge war ein alter Held,
der hatte sein Schwert zur Ruhe gestellt.

Den Panzer er in die Halle hing,
der Spinne Geweb den Helm umfing.

Sein schwarzes Schiff die Bucht umschloß,
auf der Weide trabte sein weißes Roß.

Er waltete gut und herrschte gerecht,
wog strenges Maß für Fürst und Knecht.

Das frommte Landen und Leuten baß,
auf Norwegs Felsen wuchs Korn und Gras.

Den Pflug hinschleppte des Stieres Mut,
der Kaufmann pflügte die blaue Flut.

Au'stiegen Städte aus wüstem Moor,
und Freya herrschte für Aukathor.

Der Bauer, der lebte frei und froh,
das wollten die trotzigen Jarls nicht so.

Sie ritten zu Hauf wohl dreißig und mehr,
in des Königs Halle, da traten sie her!

Da traten sie her in Erz und Stahl,
vom Sporenklange dröhnte der Saal.

Jarl Irold vor den König schritt,
hoch war sein Helmbusch und keck sein Tritt.

Sein Schwert an den Boden er rasselnd stieß,
sein Wort er zornig erschallen ließ;

„Wir wollen nicht sitzen und Spindeln drehn,
mit dem Normannsschwert nicht Hafer mähn.

Wir wollen furchen, wie Harald tat,
mit dem schwarzen Segler den feuchten Pfad.

Wir wollen tragen, wie Rollo trug,
auf Südlands Acker den Nordlandspflug.

Wir sind des Königs müd und satt,
der immer das Schwert in der Scheide hat.

Wir sind des Königs satt und müd,
der Unkraut jätet und Rüben zieht.

Und wer will zähmen des Normanns Blut,
der halte das Schwert und halt es gut!"

Jarl Irold sprach's; der König schwieg,
auf der Stirn ihm grimmig die Ader stieg.

Aus den Augen fuhr's ihm wie Blitz und Flamm,
die Brust ward voll, die Faust ward stramm.

Aus dem Sessel sprang er, der krachend brach;
Wie dumpfer Donner er also sprach:

„Mein Aug ist trüb, mein Haupt ist kahl,
am Nagel rostet mein guter Stahl.

Und tragt nach dem Schwert ihr so heißen Trieb,
so nehmt für heut mit der Faust vorlieb!"

Der König sprach es und macht' es kurz:
er hieb den Jarl auf den Helmessturz.

Er hieb einen Streich, einen Heldenstreich,
daß Helm und Schädel zerbarst zugleich.

Einkrachte vom Hiebe Schläf und Stirn,
aufspritzte vom Hiebe Blut und Hirn.

Auf den hallenden Boden der Jarl sank hin,
da brach den andern der trotzige Sinn.

Sie warfen aufs Knie sich Mann an Mann,
wollt keiner proben die Faust fortan.

Rolands Schwanenlied

König Karl, der hielt ein Mahl mit Schall
im Schlosse zu Paris,
als auf der Jagd von Roncevall
Roland sein Leben ließ.

König Karl sprang auf in Angst und Zorn,
er horchte lang und tief:
„Mir ist als hört ich Rolands Horn,
das fern um Hilfe rief.

Mir ist's als hört ich Olifant,
es hallt aus der spanischen Mark,
es hallt herüber aus Mohrenland
gewaltig und zauberstark.

Am Ebro kämpft mein werter Pair,
der Ritter von Anglant,
und wenn er dort erschlagen wär',
dann sei mir Gott zur Hand!"

Und tiefe Stille brach herein
von wetterschwüler Art,
es biß Herr Karl in banger Pein
den stolzen Silberbart.

Da klang es herüber zum zweitenmal,
es klang nicht leis und lind,
es schmetterte durch den Königssaal
wie rasender Wirbelwind.

Und als zum dritten das Horn erscholl,
da borsten Gewölk und Wand,
da sank der Humpen, Weines voll,
dem König aus der Hand.

Und wie der Ruf durch Hall und Turm
zum drittenmal gegellt,
da hatte des Ritters Atemsturm
das silberne Horn zerschellt.

Und wie der Klang nun himmelwärts
als Todesröcheln verbraust,
da hob Herr Karl in tiefem Schmerz
die stahlbewehrte Faust:

„Heut ist gefallen ein teurer Held,
das sei dem Himmel geklagt!
Ihn haben die Heiden mit List umstellt,
mit List zu Tode gejagt."

Das war Graf Rolands letzter Schrei,
er kam aus fernem Süd.
Wohl singt sich nimmer ein Ritter frei
solch donnerndes Schwanenlied.

Nordland

Ha! Nordlandsluft und Nordlandswind!
O Lust verwehter Tage!
Wie hab ich dich einst so heiß geminnt,
vollbusige Nordlandssage!
Du rittest mit mir auf Odins Tier,
acht Hufe hatte der Renner.
Du saßest in Wallhall neben mir
und schenktest den Met der Männer.

Ich hört' als Fei mit dem Wasserfall
dich tote Helden bejammern,
und sah dich als Alf in des Berges Hall'
an glühendem Golde hammern.
Du fuhrest mit mir übern Maalstrom,
es dampften des Strudels Mäuler,
du webtest in Trondhjems schwarzem Dom
als Dämmerung um die Pfeiler.

Ich sah dich über die schlafende See
als Schwanenjungfrau schwimmen,
und sah dich über den Gletscherschnee
als Nordlicht zackig glimmen,
Ich sah dich über die Heide der Schlacht
als Adler schweigend schweben,
und sah dich in dem Auge der Nacht
als Witwenträne beben.

Du botest mir eine Wange rot,
du schlanke, hohe, frische,
und brachest mir dann das Haferbrot
an des Normanns rauhem Tische.
Ich sah dich den Busen der Nordlandsdirn
als Freias Schmuck umkreisen,
du klangest um jede Normannsstirn
als Helm aus Wielands Eisen.

Ich sende dir diesen Kuß nach Nord,
er brennt wie Islands Feuer,
aufjauchzend springt dies Lied an Bord
und wendet zu dir sein Steuer.
Mag sich's mit dir auf Nordlands Riff
als klagende Tanne wiegen,
und mag's mit mir als Geisterschiff
durch Nordlands Meere fliegen!

Gebet auf den Wassern

Die Nacht ist hehr und heiter,
das Land ist weit, wie weit!
Es ruht das Meer in breiter
smaragdener Herrlichkeit.

Mir ist zu Mut, als schliefe
der Woge Grimm und Macht
und schwebte über der Tiefe
der Herr durch die heilige Nacht.

Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
hinsinken tief und jäh
zum grünsten Meeresgrunde,
o Herr, vor deiner Näh'!

Mir ist, als müßte hoch über
mir ruhn die feuchte Gruft,
und dieses Lied darüber
weben als Morgenluft.

Pharao

Auf dem roten Meer mit bekümmerter Seel'
mit der Stirn im Staube lag Israel,
vor ihnen der See tiefflutender Born
und hinten des Pharao klirrender Zorn:
„Jehova, erbarme dich meiner!"

Und Moses schlug mit dem Stab in den Schwall,
da türmte der Herr die Flut zum Wall,
und das Volk des Herrn durch die Gasse zog,
und auf beiden Seiten stand das Gewog',
und drüben fehlte nicht einer.

Und Pharao kam an das Ufer gebraust,
auf der Lippe den Grimm, das Schwert in der Faust,
sein strahlendes Heer, weit kam's gerollt,
und Roß und Reiter war eitel Gold!
„Nun, König der Könige rette!"

Und hinab in das Meer mit Wagen und Troß!
doch vorne sprengte des Todes Roß,
und als in die Gasse ritt Mann an Mann,
aufbrüllten die Wogen und schlossen sich dann
hoch über ihr altes Bette.

Schwer war der Harnisch und tief die See,
nicht Roß noch Reiter kam wieder zur Höh',
und Juda kommt, und der Herr war nah,
und es sanken die Wasser und lagen da,
und still ward's über der Glätte.

Maalstromsage

Der Wind geht frisch und frischer
das Boot geht schneebeschwingt,
der alte Norwegsfischer
steuert und singt.

Ein dunkles Lied! Die Scheren
erklingen bei jedem Wort,
und über den rollenden Meeren
zittert es fort:

Es liegt im Meeresgrunde
die Schlange Jormungand,
sie hält die Erdenrunde
dreimal umspannt.

Und wo im Wirbeldrange
des Maalstroms Strudel schnaubt,
da liegt der Midgardschlange
mähniges Haupt.

Sie liegt auf Menschengebein, und
ihr Rachen gähnt weit auf,
sie saugt den Odem ein und
stößt ihn hinauf.

Sie atme wohl im Fluge
hinunter die stärkste Flott',
vor ihrem Atemzuge
schütze uns Gott!

Das Lied erstarb im Säuseln,
wir schauten über Bord,
im Wasser ging ein Kräuseln
leise nach Nord.

Es kam ein dumpfes Brüllen
aus Norden schwer heran,
wir aber lenkten im stillen
südwärts den Kahn.

Wie ein fahrender Hornist sich ein Land erblies

Ein Spielmann aus dem Welschland kam,
der blies das Horn so süß,
daß er 'nem jeden, der's vernahm
das Herz aus dem Leibe blies.
Vor Kaiser Karl und seinem Gesind
da ließ er sein Horn erschallen,
er blies so laut, er blies so lind,
das tät dem Kaiser gefallen.

Mein Spielmann, mein Spielemann,
dein Horn hat hellen Ton,
und was das Horn erreichen kann,
das sei des Hornes Lohn.
Auf hohem Berg, in weiter Au,
da sollst du's blasen am Rheine,
so weit man's hört im Gau,
sei alles Land das deine!"

Der Spielmann auf dem Berge stand,
ringsum viel Rebenhügel
und blaues Gebirg und grünes Land
und blitzender Ströme Spiegel.
Er setzte das Horn wohl an den Mund,
sich selber auf den Rasen,
weit in die Rund,' aus Herzensgrund,
da tät er blasen und blasen.

Es war zuerst ein schwimmender Hall
und dann ein hallend Geschmetter,
der Westwind schwieg und der Wasserfall,
es schwieg das Rauschen der Blätter.
Die Bergeskuppen, die Schlösser drauf,
die neigten sich horchend hinüber,
den Flug, den hielten die Adler auf
und schwammen lautlos darüber.

Und lustiger blies der Spielemann,
er blies zum wirbelnden Tanze,
die Eichen faßten einander an
und walzten am Bergeskranze.
Die Schnitter warfen die Sensen fort,
die Dirnen mußten sich schwingen,
der alte Rhein am felsigen Bord,
wie ein Knäblein wollte er springen.

Der Spielmann nahm das Horn vom Mund,
war freudig aus der Maßen,
durch Dorf und Weiler in der Rund,
da schritt er seine Straßen.
„Hast du das Horn gehört?" fragt er,
tät sich ein Bauer zeigen,
und scholl ein „Ja" zur Antwort her,
rief er: „Du bist mein eigen!"

Ich wollt', ich wär ein Spielemann
mit solcher Klanggewalt,
daß alles käm in meinen Bann,
soweit mein Lied erschallt.
Nicht Land und Leut', nicht Burg und Wald,
die sollten vor mir sich neigen;
ich wollte nur, wo es widerhallt,
wär jedes Herz mein eigen.

Dann erst

Was des Herzens Drang geschaffen,
magst du treu und fest bewahren,
bis in freudigem Erwachen
sich der Klang mag offenbaren.

Laß ihn dann zum Lichte schießen,
wenn er nicht erliegt der Blendung,
denn die Sonne zu begrüßen
ist allein des Adlers Sendung.

Setz' ihn dann auf Rosses Rücken,
wenn er's kühn vermag zu spornen,
lehr' ihn dann erst Rosen pflücken,
wenn die Hand er wahrt vor Dornen.

Lehr' ihn dann das Meer befahren,
wenn sein Segel wehrt den Stürmen,
send' ihn dann in Schlachtgefahren,
wenn ihn starke Panzer schirmen.

Laß ihn dann durch Strudel tauchen,
wenn sein Arm die Flut mag zwingen,
dann erst in die Tuba hauchen
wenn ihm nicht die Adern springen.

Führ' ihn dann zu blut'gen Siegen
wenn den Arm nicht macht das Schwert matt,
lehr' ihn in der Rennbahn fliegen,
wenn er Schenkelkraft bewährt hat.

Der steht nimmer im Gefechte,
dem von morschem Holz die Lanze,
und des Ringers lahme Rechte
nimmer greift zum Siegeskranze.

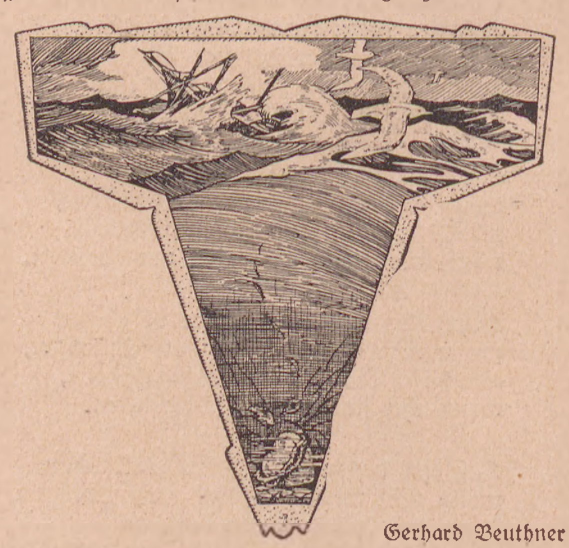
Der Sturm bricht los

Der Sturm ist los, der Schiffer muß verzagen,
der kühne Mast bis auf die Flut gebogen,
indessen die erbarmungslosen Wogen
das tapfre Fahrzeug an die Riffe schlagen.

Vorbei das Wollen und umsonst das Wagen,
der Wunsch begraben, das Gebet betrogen!
Der Wirbel kreist, das Schiff ist eingesogen,
und drüber hin die schnellen Möwen jagen. —

So sank mein Leben im Gewoge nieder,
und überm Schaum mit schrillendem Geklage
als weiße Möwen schießen meine Lieder.

Der Abgrund schweigt, die Welle murmelt trübe,
und leise singt die Fei zum Wogenschlage:
„Da drunten schlummert eine große Liebe!"



Gerhard Beuthner



Carl Hauptmann

Eine Heimstätte

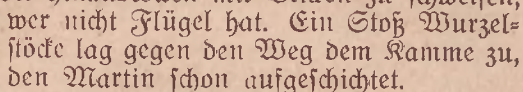
1.

Einsame Spätsommersonntagsstille oben über dem Bergwald — wo dann Heiden und Krummholzbüsche zum Kamme emporklettern — im Schlage, wo alte, knorrige Wetterfichten vor kurzem festgestanden hatten und nun nur noch die Wurzelstöcke aus dem aufgewühlten Boden ragten. Zwischen Blöcken und Stöcken blühten und glühten Weidenrosen. Die grünen Blaubeerblättchen und tausend kleinen Kräuter glänzten weithin wie in Silber, über die die roten Blüten gestreut schienen in stiller Sommerfreude. Es war klar, weithin in die tiefe, ferne Welt — und lautlos einsam. Nur Axtschläge hallten, und ein Spechtlachen klang. Ein Grüner und ein Schwarzer kamen in wogendem Fluge in der freien, frohen Sommerluft, suchten den Stamm der einzeln inmitten des Schlages verschont gebliebenen Fichte, die bis zum kleinen Wipfel astkahl war. Ein jeder Vogel saß emsig am Stamme, eilte ringsum, das Köpfchen rückwärts gestaut wie einer, der seine Zeitung weit halten muß, um sicher zu sehen,

Beltz' Bogenlesebuch * Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

das schwarze Köpfchen aus dem hellgrünen Jägerkleide nun neugierig noch einmal zurückwendend in die einsame, sonnendurchwirkte Halde — der Grüne — und dann laut und eilig pochend, daß weithin eilfertig der Doppelschlag der beiden lustigen Schweber hörbar über die Halde klang. Nun flog einer — dann der zweite in stoßenden Wellen weiter dem Walde zu. Es war ein Morgen, als wäre man nicht aus Erde, nur aus Licht und Luft geboren. —

Rubener und sein Ältester, Martin, hatten den ganzen Morgen hier oben gestanden zwischen Blöcken und Stöcken, Arbeit getan — hoch über der Welt aus weiten, blauen Wogen in den freien Unermeßlichkeiten der Berge, die hinauslocken mit Blicken zu schweifen,



wer nicht Flügel hat. Ein Stoß Wurzelstöcke lag gegen den Weg dem Kamme zu, den Martin schon aufgeschichtet.



„Martin — paß ock uf —," sagte nun der Vater, der mit harten Schlägen Stöcke zerkleinerte, die er mit einem Hebewerk locker gemacht und in die Luft gehoben. Aber Martin hörte nicht gleich, weil seine eigenen Axtschläge Rubeners Worte übertönten.

„Martin — Junge — stille! paß ock uf! uben — uf a Berg zu — sihste nee?"

Martin ließ die Axt sinken und sah sich nach der Höhe zu um. Und Vater und Sohn standen, ohne sich noch zu rühren. Frische Menschen von sicherer Kraft — hemdärmelig und in Arbeitskleidern, feste Stiefel an den Füßen — ein jeder die Axt zum neuen Schlage in der Hand bereit. Nicht alle im Gebirge sahen so frisch und trotzig aus. Rubener war kaum vierzig — war kurzbärtig und zäh in der Gestalt und mußte sich bücken, wenn er daheim in das niedrige Stübel der Rubenerbaude eintrat. So mußten die Menschen früher gewesen sein, wie sie noch alle Einsiedler waren — ungastlich und rauh — ganz nur für sich lebten, und noch nicht jeder jedem glauben machen wollte, daß sie Brüder wären — einer dem andern nur nahen gekonnt — nicht anders, als offen als Feind, zum Kampfe gefordert. So einer war Rubener — unbewegt — verschlossen, auch nicht groß Knecht und untertänig — stumm und stark in der Arbeit — sanft zu den Kindern und zum Weibe — und wortarm und in Gedanken versunken. Und Martin, ein ausgelassener Wildling, den es juckte, von neuem fröhlich in die Wurzelstöcke einzuschlagen, wenn er wie jetzt ruhen gemußt. Und beide sahen nun mit leuchtenden braunen Blicken, aufgerichtet im kühlen Luftzug über die Heide hin,

weil gegen das helle Licht über der Höhe ein Reh — und noch ein Reh und dann ein drittes langsam emporkam — äsend und äugend — ganz nur auf der Berglinie ein wunderzartes Schattenspiel — flüchtig wie in Sonnendunst gezeichnet — äsend und dann starr äugend und zum Fortspringen über Stein und Halde frisch bereit — und nun sicher gemacht — und dann von neuem hoch emporgerichtet ein jedes, wie der Rubener selber und der dreizehnjährige, frische Junge, in deren beider Blicken jetzt ein Lachen lag im Morgenfrieden, ehe die harten Schläge weiter in die Gründe klangen.

„A schienes Tierla“ sagte Martin leise. Aber er hielt es doch nicht aus. Er hatte längst niedergesehen, daß er einen klaffenden Spalt vergeblich in einen Klotz geschlagen, und schlug nun mit ausgeruhter Kraft fort, daß die Schneide sausend durch den Knorren fuhr und die beiden Wurzelarme splitternd auseinander fielen.

„Ich war dir'sch zeiga,“ lachte er schon wieder lustig für sich, wie das Werk getan war.

Auch Rubeners Schläge klangen eintönig weiter, daß die Rehe oben noch einmal geäugt hatten und dann mit leichten Sprüngen am Hange ins Walddickicht verschwunden waren. Allzulange gab es für die Rubenerleute kein Ausruhen. Früh im Morgengrauen war Rubener mit Martin ausgezogen, um das Winterholz für den eigenen Bedarf zusammenzurücken. Eine alte Gewohnheit. Auch Rubeners Vater hatte schon Stöcke von der Herrschaft gekauft, einen ganzen Plan, die er dann immer in Sonntagsfeierstunden selber ausgerodet und klar gemacht hatte, wobei auch ihm der Älteste, der nun Martins Vater war, geholfen hatte, wie heute Martin ihm. Auch Rubener hatte zu seinem Vater, wie heute Martin zu ihm, aufgeblickt, die stumme, gerade, harte Art, die so liebevoll und verläßlich war, heimlich immer neu angestaunt — auch die sichere Kraft — die es verstand, die vertrackteste Wurzel mit mächtigem Hebelgriff emporzureißen; daß man dann stand, als hätte man ein ganzes Rätselwesen von erwachender Schlangenbrut, Steinen und Blöcken dem tiefen Erdgeklüfte zu entreißen vermocht.

Eben hub Rubener den Stock einer alten hundertjährigen Fichte aus. Martin sprang ihm zu. Es gab eine harte Mühe.

„Ich war d'r'sch hal'n, Vater!“

„Nee — gih ock 'nim, Martin! — uf de andere Seite — hie nutzt 's nischt — hal' ock du lieber a Pflock mite! Pst! — pst! — ruhig — langsam, Martinla — ja nee gihn lo'n — langsam — sihste — asu giht's — langsam — das Ding werd schun gihn asu — stille — daß 's nee schwappt! — asu — werd — das — Ding!“

„Das is aber a grußer, Vater,“ sagte Martin, als jetzt der Wurzelstock umgekehrt dalag, die Wurzelenden, die ein Jahrhundert in den finsteren Erdspalten gegraben und gesogen hatten, in Greuel in die Luft züngelten — nur alles tot und starr. Rubener wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie verwehende Glockentöne klangen vom Talgrunde empor, daß Rubener lauschte.

„Jitzte werd de Mutter bal'e kumma, Vater," sagte Martin zufrieden, weil er ans Essen dachte, das Frau Rubener ihnen bringen sollte. Die Baude lag nicht weit. Wenn Frau Rubener von jenseits zehn Minuten in die Höhe war, konnte sie den Schlag überblicken. Auch Rubener dachte jetzt ans Mittagessen, wie er fest in das Holz einschlug. Und Martin lachte noch pfiffiger, ohne es zu merken, weil ihm fröhlich zumute war, wie den bunten, leicht wogenden Spechten, die neu vom Waldgürtel herüberflogen zur alten Wetterfichte — weil er hörte, wie hell Vaters Schläge in der freien Sonntagsluft widerhallten —, er lachte, weil er die Blüten der Weidenrosen glühen sah und die verwehten Glocken gehört hatte — weil er nun an die Mutter dachte, die bald, ein böhmisches, buntes Tüchel um den Kopf flatternd, wie die Rehe als Schattenspiel auf der Höhe erscheinen mußte. Martin stand jetzt vor den Holzstapeln am Wege, während der Vater tiefer unten Arbeit tat. Er überlegte. Er erwog, daß sie achtmal mit dem Schlitten vom Baudengrunde über das Bergjoch herüber müßten, wenn sie alles Holz heimbringen und Scheit um Scheit dem mächtigen Hausgötzen von Ofen in der niedrigen Baudenstube opfern sollten. „Hahahaha," er lachte, der Junge — den ganzen Morgen — er dachte an alles, wie wenn Träume vorübergingen: an das warme, wohlige Winterstübel und den dämpfigen, spinnwebigen, dunklen Stall, an die Wiege dachte er, worin das Kleinste der Rubenerkinder in dicken Betten lag, an dem die andern wie an einer Puppe hingen — alles kam und ging flüchtig und lustig vorüber, wie die braunen Käfer im Beerenkraut, und wie die Spechte und die Rehe kamen und gingen, alles flog und sprang und kroch eilig vorbei in seinen lustigen Gedanken, wie Martin den Holzstapel lange überlegend angestaunt.

„Martin!" rief wieder der Vater, daß es am Hange ein Echo gab, so laut mußte er über den Schlag hin rufen, so weit stand der Junge jetzt auch für den Alten gegen das Bergjoch zu.

„Was denn, Vater?"

„Is das nee de Mutter da uba?"

„Wu denn?"

„Nu uba — sih dich ock im — uba."

Martin trat hinter dem Holzstoß hervor und sah auf den Bergpfad. Wirklich, die Mutter Rubener kam eilig über die Höhe gelaufen. Auch Martin sah sie erstaunt an. Vater und Sohn regten keine Hand mehr, weil der Anblick der Mutter, die hastig über Stöcke und Blöcke sprang, beide gleich verwunderte. Man sah, sie hatte sich nicht wie sonst sonntäglich hergerichtet. Eine junge, frische, liebe Frau. Daß Martin ihr Sohn wäre, hätte man ihr den Augenblick gar nicht angesehen. Sie war arg gerötet vom Laufen und verriet im Blick eine innere Beschäftigung.

„Vater, Jeses, Vater!" rief sie ganz atemlos von der Ferne, noch ehe sie zu Martin heran war. Martin verfolgte sie mit dem Blick und trat Schritt für Schritt auch dem Vater näher.

„Nee, sieh ock amol, Vater — hie —," hastete die Frau nun beim Nahekommen und löste aus einem roten Tüchel ungeduldig ein weißes Schreiben, während der Heidewind ihre Röcke leicht wehte und ihre Blondhaare um Stirn und Schläfen herumtrieb. „Jeses! Du sollst dir'sch amol lasa —"

„Was denn?" sagte Rubener versunken, der keinen Blick von der Heranhastenden fortgewandt.

„A Beamter vo unten hot d'r dan Brief gebrucht, Vater."

„Was denn fir enner? vo wam denn?"

„Ich gleebe, 's is nischt Gudes, Vater."

Rubener hatte den Brief genommen und ihn bedächtig ausgebreitet. Der Wind suchte vergeblich daran zu reißen.

„Vo' der Herrschaft, Vater! — Ich gleebe, 's nischt Gudes, Vater, wenn das wuhr is, was der Kerl derzune sagte, Jeses, Jeses," sagte die Frau geängstigt, während sie den schon tief studierenden Rubener anstarrte. Martin war nun auch hinzugetreten und hatte längst in der Mutter Mienen erkannt, daß auf die friedsam sonnige Sonntagshalde plötzlich eine Sorge gekommen war.

„Was hot's denn, Mutter?" sagte er ganz erstaunt.

„Da war'n mir ock gihn," sagte der Mann, nachdem er lange stumm in das Papier hineingesehen, legte Axt und Hacke, Hebel und Balken beiseite und zog die Kette klingend aus dem Wurzelstocke, den er gerade in Arbeit gehabt.

„Was hot's denn, Mutter?" sagte Martin noch einmal leise, daß es die Mutter wohl hörte, aber weil sie des rauhen Rubener plötzlich starres und zernagtes Gesicht angesehen, dem Jungen nichts zu erwidern wagte. Das hing alles eng aneinander, wie Kopf und Glieder. Eine Vatermiene in banger Sorge fuhr als Träne aus dem Auge der Frau, heimlich und ungesehen — und als ein erstauntes und doch hoffendes Aufblicken mit gläubigem Augenschein zum Vater aus Martins Blicken. Der Vater hatte den vergriffenen Jägerhut nicht zurechtgeschoben, hatte alles sonst stehen und liegen gelassen, außer der Jacke, die die Mutter von einem Stocke nahm, und hatte sogleich den Heimweg angetreten. Nun stieg er empor, an der Seite die hastig laufende Mutter —, denn Rubener war ein starker, sicherer Schreiter — und auch Martin mußte manchmal einen Schritt mehr machen, ob er es gleich dem Vater sorglich nachtat. So gingen sie.

„Dar Mensch — dar Beamte —," begann Rubener unterwegs die Rede, „hot dar Mensch dir was gesa't?"

„Ju ju, Vater, er sa'te wuhl asu was!"

„Was denn, Mutter," fragte Martin eindringlich.

Aber Frau Rubener sah nur ängstlich zum Manne auf und hörte des Jungen Worte kaum. Sie begriff wirklich gar nichts. Sie sah nur den Mann wieder heimlich an und suchte mit ihm Schritt zu halten, den nun die Unruhe vorwärts trieb, daß er sich um die

Mitschreitenden nicht mehr kümmerte. Rubener hatte wohl begriffen, worum es sich handelte.

„Vom Grafen — 's kimmt vom Grafen — 's kimmt aus der Schloßkanzlei —," sagte er hastig.

Martin war bei des Vaters Worten plötzlich auch Angst geworden.

„Ju ju, vo' der Pacht hot'r geredt, Vater. Was is denn das?" klagte die Mutter.

Rubener hatte den Brief neu ausgebreitet und war auf der Höhe wieder stehengeblieben. Er las laut:

„Dem pp. Rubener wird zur Kenntnis gebracht, daß die Erbpacht der Baude, wenn sie nun am 1. April des kommenden Jahres zu Ende geht, nicht erneuert werden kann. Die Herrschaft verfolgt mit dem Plan andere Zwecke, das Haus wäre zum Frühling abzureißen und der Ort in jedem Fall zu verlassen usw. . . . . ."

„Das war'n mir erscht amol sahn, ob mir raus missa," sagte er wütend in die Luft: „Das war'n mir erscht amol sahn." Er war in solcher Versunkenheit und hatte plötzlich eine solche Miene von Haß, wie er weiter ging, daß Mutter und Martin ganz zernagt und stumm neben ihm hineilten, ihn dann und wann nur heimlich ansahen, weil sie sich fürchteten, und nur eine lichtere Hoffnung kam, als aus dem Grunde unten am Hange die Rubenerbaude sichtbar wurde und Hirtenjauchzen und Singen des zweiten Rubenerjungen zu den Hinschreitenden herüberklang.

Die Rubenerbaude lag da wie ein schwarzes, verwittertes, schlafendes Tier — sonnenumflort und ganz versunken — vereinsamt die öden Gerölle rings, wo zwischen Tages seit Ewigkeit der Baudenleute Kühe und Ziegen bis hinauf ins Krummholz ärmliche Gräser und bunte Blumen weideten, friedliche Glocken am Halse, mit denen sie in den flüsternden Heidewind verwehend Glück woben, wenn es, wie jetzt, Spätsommer war —: der Rubenerleute Kühe, d. h. des Urvaters Kühe und des Vaters und nun auch längst des Sohnes Kühe und Ziegen, was schon in späteren Geschlechtern war.

Von alters her lag sie dort am Hange, die alte geduckte Baude, das Gehäuse der Rubenerleute. Das Haus hatte ein Urvater gebaut in rauher, tüchtiger Arbeit. Kein Schmuck — aber daß es warm wäre innen und behaglich für Mensch und Vieh. Hundertjährige Stämme zu Balken hatten die harten, schweigsamen Holzmacher damals noch genug zu finden gewußt. Damals war der Wald ungastlich und einsam. Unterholz überwucherte in wildem Gewirr, wo die Waldwasser in rötlichem Grunde rinnen, kaum je von Menschen begegnet, und alte Baumriesen, die Männer nicht umspannten, ragten mit verschlungenen Kronen über dem moderigen, feuchten Walddickicht, viele lange geborsten, von Eulen bewohnt — und zerfallen. Da ließ sich leicht ein einsames Haus bauen. Die Wände der Rubenerbaude

waren wie trotzige Mauern, so hatten die Wetter der Jahrhunderte die alten Balkenwerke fest gefunden. Verwittert Dach und Hauswand, in weichen Linien wie geduckt, als wenn sich längst das Gehäuse als lebendes Wesen angeschmiegt an den verlassenen, öden Steingrund, wo nur noch Geröll und Blöcke lagen, und Wasser ferne rauschten in der Felsschlucht, tagaus, tagein — seit Jahrhunderten. Denn die Rubenerleute waren alte Bergsassen. Sie saßen in dem Balkengehäuse seit hundert und mehr Jahren — und nun sollte weder Dach noch Grund mehr ihr Eigen sein.

2.

Der nächtige Gebirgskamm lag einsam — flüsternd und fauchend und hastend bewegt — und weit und dämmerumsponnen im Scheine des Herbstmondes, der durch glänzende Wolken fiel — und umfloß von jagenden Nebeln, die aus den Dunkeltälern quollen mit Schatten und Schemen. Und es sah aus wie eine Nachtwelt im Chaos, noch ungeschieden oben und unten — und ungeklärt, wo Stürme und Stimmen von Versunkenen durcheinander wogten in ziellosem Gange — ganz außermaßen schaurig und ohne Erlösung — und es jagten und schwanden Dämmer und Dunkel und Schüttern und Stöhnen in weiter, hehrer, einsamer Stummheit.

Rubener war wieder im Tal gewesen. Er hatte seit Wochen weder Rast noch Ruh. Er hatte auch heute wieder in dem engen Stübel dem Amand, dem Struppbärtigen, gegenüber gesessen, der den Dorfleuten unter der Hand ein Ratgeber war, der neue, große, weiße Bogen bedächtig seinem Fensterschranke entnommen und auch nach dem letzten vergeblichen Versuche noch immer wieder getröstet hatte, daß es schon gehen würde. — Rubener hatte mit Amand lange zusammengesessen und ratlos hin und her überlegt. Der gräfliche Portier und die Leute in der Schloßkanzlei, die sich längst ansahen und anlachten, wenn Rubener hartnäckig wie ein Kind es sich nicht verdrießen ließ, immer wieder einzutreten und um Einlaß zum Grafen zu bitten, hatten ihn heute hart angefahren, so daß auch er schließlich mit derben, groben Worten und plötzlich sogar mit Verdächtigungen nicht zurückgehalten. „Das sein ock de Beamten,“ hatte er dann im Zorn geredet, wie er bei Amand eingetreten war. „Das sein ock de Beamten,“ hatte auch Amand immer aufs neue gesagt, als er das Schreiben direkt an den Grafen aufgesetzt und dann sorglich und umständlich erklärt hatte. Und die guten, ängstlichen Bittworte waren Rubener feierlich einmal und nocheinmal in die Ohren geklungen, und dann war er endlich, flüchtig getröstet, wieder seinem Heimatshange zugestapft.

Eben war er aus dem finsteren Waldgürtel und dem Flußgrunde, wo Nachtnebel das Grollen der Wasser noch dumpfer gemacht, in die Sturmhöhe emporgekommen und schritt flatternd und kämpfend über die weiten Hochmoore. Aber niemand sah dem stahlharten,

rauhen Manne, der seinen Bergstecken gleichmäßig pinkend fest in den Boden stieß, an, daß das, was er im Tale gehört und erfahren, ihm noch arg zusetzte und seine Gedanken umgingen und nicht zur Ruhe kamen. Monddämmer umwehte geheimnisvoll die schweigenden Blöcke und glänzte weiß in den düsteren Moorlachen, an denen er stumm vorbeischritt. Die Höhenlüfte streichelten wie seufzende Geister flüchtig die bleichen Gräser am Wege — und es stöhnte und rieselte in den verlassenen Halden. Es war klarer und klarer geworden, je höher er aufstieg. Nebelgestalten tanzten jetzt kaum noch in Körpermacht in der Dämmerhöhe — nur noch wie Ahnungen wirbelte es aus dem Lichtmeer heran, das jetzt hinter ihm lag und Gründe und Täler ganz zugedeckt, Dörfer und die Menschenwohnungen drin begraben hatte. Kein Schimmern kam mehr aus Menschenland. Nur von den unermeßlich glänzenden Wolkenwogen, die bis in unsichtbare Ferne alles deckten, quoll und wogte es in den steinigen Uferhalden empor — groß und einsam und wie in Erstarren gebunden —, löste Schleiergestalten und trieb sie hastig und pfeifend über die klaren Mondwiesen heran. Der abgrundtiefe, nachtdunkle Himmel stand stumm, in seinem Grunde Stern an Stern gezündet, weit über dem unermeßlichen, bleichen Wolkenmeere in der Erdenrunde, aus dem das öde Höhenland einsam wie am ersten Schöpfungstage sich hob und dehnte — der Mond schwebte im milden Glanzkleid lautlos im Raume, daß Rubener plötzlich wie befreit hinschritt seinen silbernen Lichtsteig aus eitel Blinken und Strahlen wie in einem unbegreiflichen Ätherlande, daß er wie auf einer anderen Erde hinwanderte, umfaucht und umflüstert und unsichtbar und rätselgesprächig umwirbelt und umpfiffen seine stillversunkenen, rauhen, stapfenden Schritte.

Tiefer am Abhang, in dem wolkenerfüllten Seitental, wohin nun der einsame Rubener nach weitem Gange über die Höhe eifriger zuwanderte, erwachte und strahlte ein Licht — ein fernes, kleines Licht — hell wie ein Stern, der in Nachtwolken aufblitzt, golden funkelt und erlischt — und wieder kommt in Silberdämmern, wenn unsichtbare Hände die Bahrtücher wegheben und der Mond dann frei in die Gründe leuchtet. Allen Rubenerleuten hatte oft der Stern geschienen, wenn sie spät aus der Waldarbeit heimwärts schritten. Ein jeder Rubener, wie sie seit hundert und mehr Jahren — von alters her — hier saßen, hatte in Sommer- und Winternacht, in Sturm und Nebelfinsternissen oder im sanften Dämmerlicht der Berge den einsamen, goldenen Schein dort blinken sehen. Denn dort lag noch immer der Rubenerleute alte Heimstätte.

* * *

„Ach du himmlischer Gott und Vater,“ seufzte eine sorgliche, abgehärmte Stimme im niedrigen Viehstalle, der dämpfig war, und wo eine rauchige Laterne an der Erde im Stroh schwachen Schein von unten auf drei, vier Kühe und einige Ziegen im Winkel warf: „Wenn 'r ock a Grafen wenigstens eemol gefunden hot.“

„Er werd 'n schun gefunden ha'n, Mutter," klang es in sicherem, zutraulichem Tone zwischen zwei schwarzglänzenden Kühen hervor.

Mutter Rubener und Martin saßen jedes unter einem Kuhleibe im halben Scheine und molken. Die Kuhschatten gaben einige Bewegung an die spinnwebigen Deckenbalken und die verwitterten Stallwände — und man hörte, wie die Milch in Strahlen in die Kübel floß. Alles war still sonst — und blieb still, daß drinnen aus dem Nachtgetümmel der steinigen Halden nur Stimmen allein noch hörbar wurden, Geisterfinger an die Scheiben strichen und klopften, und alles nur vom nahenden Winter, von noch tieferer Einsamkeit und hartem Kampfe und von Träumen und Vergrabensein zu reden schien.

„Mein Gott! mein Gott! Wenn 'r ock a Grafen endlich amol selber finden tät," sagte in der niedrigen Stube drinnen auch der altgewordene Leiermann, indem er sich vom Tische erhob und einen blöden Blick der kauenden Leiermannsfrau zuwarf, die versunken vor ihrer Suppe saß.

„Jeses, Jeses! daß der Mann heute wieder nee kimmt!" sagte die Frau halb verzweifelt. Der kleinere Rubenerjunge, der zehnjährige Max, der am Tage einsam die Kühe geweidet, saß neben ihr in der Bankecke und verfolgte ihre Bissen zum Munde.

„Was söllt' 'n ock die armen Leute um Jesu Christi willen a'fangen, wenn 'r a Grafen nee a eenzigstes Mol finden tät!"

„Nu ebens, nu ebens!" sagte der Leiermann und stand alterssäumig in der Stubenmitte.

Man hörte nur das Wippen der Wiege, die die vierjährige Ella zu schaukeln begonnen, weil das Kleinste plötzlich leise gewimmert hatte.

Es ging Sorge um in der Rubenerbaude.

Auch die Leiermannsleute quälte es längst, daß alles beim alten bliebe, daß Rubener die entlegene Heimstatt nicht an die Herrschaft abgeben müßte, in der sie — so lange die beiden weißhaarigen Bettelleute dachten — Sommers in der niedrigen Bodenkammer oben genächtigt hatten, und von der Wenzel an jedem Morgen früh in seinem weißen Filzflausche auf die einsame Steinhalde zog, dort oben gedankenlos vor sich hin in seiner verfallenen Felshütte stehend — und hervorkriechend wie ein alter Dachs — langsam zum Leierkasten am Kammweg schlurfend, wenn Wanderer das hohe Rad mühsam niederstiegen — um in die starken Berglüfte fern und matt in Sturm und Sonnenschein seine zerflatternden, quakenden Leiertöne hineinzudrehen — einsam versunken und stumm bedient von der Alten — gedankenlos und immer windumweht.

Jetzt war Herbst — und morgen wollten die Leiermannsleute für den Winter zu Tale ziehn.

* * *

Frau Rubener war in Unruhe vor die Tür gelaufen und sah in die samtene Finsternis hinaus. Sie fühlte kaum, wie einsam es war. Das war das Leben, das sie kannte. Sie stand im Türrahmen und hielt die Klinke fest in der Hand, weil der Sturm riß. Sie war von Kühen und Ziegen weggelaufen und lauschte. Die Bergwasser fielen hörbar nieder in der Schlucht. Der Sturm trieb ums Haus und johlte höhnisch auf den Holzstapeln, die aus Scheiten gebaut nebelumweht an der Hausecke ragten. Die Rubenern war wie abgehetzt. „Wenn 'r ock a Grafen gefunden hot," ging es ihr wieder durch den Sinn.

Rubener kam. Es klangen ferne Tritte. Frau Rubener war gleich in den Stall und zur Arbeit zurückgeeilt. Er durfte nicht merken, daß sie ihn in Sorge erwartet hatte. Er war in Nebel und Nacht versunken herangestapft und stand wieder vor der Haustür. Im Hausflur war niemand, als Rubener auf den Steinfliesen laut im Dunkeln tappte.

„Gu'n Abend," sagte er bloß, als er im Lampenschein in der Tür erschien.

„Gu'n Abend, Vater," rief die vierjährige Ella.

Rubener tat, als wenn nichts wäre. Er hatte den Hut gleich aufs Ofengestänge gehangen, den Rock beiseite gebracht und setzte sich wie immer auf die Ofenbank. Auch der Junge kam aus dem Winkel, ohne viel zu sagen. Rubener saß bald dumpf vor sich hinbrütend im Halbdunkel.

„Der Sturm ging wohl gar rasnig?" sagte endlich der Leiermann wie ablenkend.

„Nu do," sagte Rubener.

Es blieb lange still, unterdessen der alte Leiermann mühsam seinen Packen auf der Fensterbank zu schnüren fortfuhr. Endlich platzte dann die Leiermannsfrau doch heraus.

„Sag ock endlich amol, wie's stiht," sagte sie entschlossen.

Rubener lachte höhnisch und kraute sich, aber er kam nicht zu sich.

Die Leiermannsfrau warf nun heimliche Blicke auf Rubener und machte ein ratloses Gesicht. Jedes dachte jetzt, daß es nicht gut wäre zu reden im Scheine der ärmlichen Rauchlampe. Altes und junges Wesen rings — der pfiffige Max in fragender Neugier vor dem Vater, und Ella auf der Ofenbank, die sich schweigsam an den dumpfen Sinnierer drückte, niemand wagte zu plaudern in Rubeners hartnäckiges Versunkensein.

Aber in Rubener ging einmal wieder die Hoffnung um. Er hatte neu und neu die Worte ersonnen, die aus Amands Munde hervorgeklungen, und er redete sich längst wieder heimlich ein, daß der Graf sie lesen und erhören müßte.

Martin kam bald — frisch und laut —, weil er Vaters Tritte

im Stalle gehört. Aber er verstummte gleich, wie er ihn auf der Ofenbank sitzen sah.

Auch wie Frau Rubener in die Stube kam, dampfte Rubener nur gleichmäßig blaue Rauchwolken in die Luft.

„Quirlt mir ock ni alle im a Ofen," fuhr die Mutter los, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Hust'n getroffen?" fragte sie im flüchtigen Hantieren und sah kaum auf.

Rubener lachte nur wieder.

„A Grafen?" sagte er dann langsam und starrte lange in der rastlosen Frau Hantierung hinein. Die stopfte hastig Scheit über Scheit ins Ofenloch, daß ihr Gesicht vom Feuerschein glühte.

„Triff'n ock — a Grafen!" murrte Rubener noch fast für sich, als er endlich weg und gleichgültig an die Decke sah.

Aber dann redete er ganz zutraulich.

„De Beamten — 's sein de Beamten —," — sagte er fast pfiffig. „Aber wart ock, Mutter, nu ha' ich's Amanden überga'n! Alleene kann ich's doch ni breeta."

Frau Rubener begann, mit dem Schaff in der Hand, vor sich hin zu erstarren und laut aufzuschluchzen.

„Amand werd's schun machen," sagte Rubener ganz tröstlich. „Kannst's gleeben, Mutter!" „Dar hot's schun gemacht," fuhr er hartnäckig fort. „Dar — dar — hot heute 'm Grafen salber a amtliches Schreiben a'gefertigt — und hot'm alles noch amol ei guten Worten virgestellt — 'm Grafen salber — Mutter — daß nu Jeses! — hahaha — a jedes kann's ju sahn! — Wenn ich bluß asu denke — de Al'en — der Grußvater — de Grußmutter, wenn se hie hinga eim Ufeneckel saßen — de ältesta Verwandta ha'n doch hie — sein doch hie — ei dam Häusel — aus und ein geganga — gelabt und gearbeitet . . . . ei dam Häusel . . . ." Seine Stimme klang von Erregung erstickt, daß er nicht weiter redete, — und daß es dann lange stille blieb. Die alten Leiermannsleute schlurften ratlos zur Stubentür und verschwanden in die Baudenkammer, ohne daß jemand ein Wort weiter gewagt hätte. Man hörte durch die Decke, daß sich die Greisen ins knackende Strohlager hingeworfen. Rubener sog an seiner Pfeife und murrte auch einmal wie im Jähzorn Unverständliches vor sich hin.

Es blieb stumm in der Stube. Fauchen und Heulen der Bergstürme drang herein. Der Seeger ging. Dann und wann nur ein Räuspern, wenn Rubener ausspie, und das gleichmäßige Wippen der Wiege, wie Frau Rubener das Jüngste neu zu schaukeln begonnen.

„Giht ei's Bette," sagte Rubener endlich zu den Kindern, weil das Kleine in der Wiege zu schreien anfing. Die Rubenern hatte sich gleich an den Tisch gesetzt im Lampenscheine, daß der Säugling blinzelte, wie sie ihn an die Brust nahm. Sie war zernagt heimlich. Das Kind beruhigte sich im Augenblick, aber es fuhr von neuem

schreiend auf, weil es die Unruhe der Mutter im Blute spürte — daß Rubener ängstlich hinübersah, bis die Mutter das klagende Weinen mit Lullen im Stübel herum: „Kß — kß — kß!“ beruhigt hatte. Nun saß sie neben ihm auf der Ofenbank und sah stumm und sorglich nieder. Auch Rubener sah auf das Kind an der Mutterbrust. Daß alles allmählich in stiller Heimlichkeit spann und die Trauer, einmal aus der Heimstätte vertrieben zu sein, nur noch in der Tiefe und Ferne wie verhallend umging.

3.

Es war einige Tage später, daß man drüben auf der Berghöhe über dem Wassersturz, in dem mächtigen Steinhause, das, flach gedacht und mit hohen Fenstern versehen, aussah, wie ein Fabrikgebäude, so ganz ohne eigene Seele, zum Talgang endlich rüstete. Der Herbststurm pfiff in der Hohle unheimlich aufwärts, daß dauernd wie ein Grollen im Grunde hörbar war — die gelben Gräser nickten rastlos unter Sturm und Lüftedrang — und außer ein paar Baudenleuten kamen nur noch selten Wanderer des Weges. Aber heute war unerwartet noch einmal Leben geworden in der großen Schenkstube.

Schon am Nachmittag waren Beamte gekommen und ein Förster — die nun an einem der gewaschenen Tische saßen und spielten, während der alte Siebenziger, der Vater Kiesewald, der hier gräflicher Pächter war und unten im Tale einen kleinen Gasthof zu eigen hatte, gefällig unter ihnen saß, die lange Pfeife im welken Munde wie angewachsen, und unter seinen weißen, buschig niederhängenden Brauen pfiffig hervorsah, oft ein Wort, und immer ein Lachen in die Runde gebend! Die Beamten waren gekommen, um eine Wegeanlage zu besehen, und auch, um mit Kiesewald darüber Rat zu halten. Aber die Sachen waren längst erledigt, nun es Abend wurde, und Worte und Gedanken kamen nur noch bruchstückweise auf manches zurück, wenn im Behagen und Sinnen beim Spiel Karte gegen Karte aufschlug und dann einmal wieder Pause wurde.

„Was will denn überhaupt der Mann?“ rief der eine, dem die große Hängelampe einen vollen Schein in sein rundes, rotes Gesicht und auf seinen emporgezwirbelten, vollen Schnurrbart warf, während er geduldig zusah, wie der Förster stumm die Karten gab. „Rubener kann doch nicht verlangen, daß ihm der Graf die Grundrechte schenkt.“

„O mein Gott, du, du — ja ja — nee nee,“ sagte lässig der Kiesewald. „Heute muß jedes 's Geld feste hal'n, und was ma sonst hot — au' de Herrschaft.“

„Sie haben eben früher hier einfach gebaut, — wohin's gerade war — wie's Holz nichts galt und in den Wäldern die reine Wildnis herrschte.“

„Aber den Pachtzins haben sie von vornherein immer bezahlen gemußt,“ gab der Förster gratzig dazu.

„Freilich, freilich — nun versteht sich! es war doch immer Grafens

Grund," rief der Beamte wieder, „das ist doch klar wie Bergnebel! Ich bitte Sie! Wo käme denn die Herrschaft hin? Die Zeiten sind vorüber, wo jeder noch bauen und sitzen konnte, wo er wollte — hahahaha." Der Beamte sah jetzt in seine Karten. Aber er kam nicht zur Ruhe über die Sache, die sie schon am Nachmittag umständlich besprochen hatten.

„Die Zeiten sind freilich vorüber," sagte auch der Förster, die Karten vor Augen, und dachte flüchtig an die einsamen, alten Bergwälder, wo einst die Leute wie Einsiedler hausen mußten. „Die Zeiten sind freilich vorüber," wiederholte er bedächtig und dachte auch daran, daß damals nicht in Wald und Kammweiden überall Städtervolk das Wild verscheuchte und lärmte.

„Das muß doch jeder einsehen, der die Verhältnisse kennt. Hahah!" schrie wieder der Beamte. — „Hier zum Teufel die letzte Kuh aus 'm Stalle!" lärmte er und warf Karten aus und redete eilfertig: „Der Rubener — so'n Holzmacherdickschädel — begreift das nicht. Als wenn nicht jeder sehen müßte, wo ein Ertrag herausspringt — heutzutage. — Hahaha! — Das muß doch jeder begreifen — heutzutage. — Wozu sind wir denn überhaupt heute noch da auf der Welt? — Hahaha!" Und er lachte und sah dem Förster und Kiesewald und dem Dritten, der bleich und fast immer stumm dasaß, ins Gesicht. Niemand sonst lachte. Rauchwolken spannen im Raum. Eine Schleußerin brachte neue Schoppen und goß die Schnapsgläser voll und amüsierte sich flüchtig, indem sie dem Schnurrbärtigen in die Haare fuhr.

„Dar Mann — dar Rubener is euch jitzte manchmal geradezu wie verstört," sagte Kiesewald vor sich hin, „jemersch — mein Gott — wenn nu aber die Sache werklich abgemacht is —"

„Die Sache ist abgemacht," rief der Lachende. „Die Sache ist abgemacht. Da gibt's keine Würstel! Der Graf kauft die Baude. Der Graf wird ihm ja das alte, morsche Gehäuse bezahlen. Da wird er sich schon mit der Zeit beruhigen, der Rubener. Jetzt ist er nicht von den Fersen zu kriegen, der Dickkopp! Was will er denn eigentlich noch? Er sollte lieber zufrieden sein. Vor Jahren, der mußte die Hütte überhaupt ganz wegreißen! — Nicht? — Ist's nicht wahr? Der Graf zahlt's ihm ja!"

„O mein Gott, du du!" sagte Kiesewald gleichgültig und blies Rauch auf, „viel werd das ni sein!"

Zwei Harfnerinnen, junge, steife Mädchen in böhmischen Brusttüchern, kamen aus der Küche und nahmen ihre Instrumente, die in der Ecke gelegen. Sie begannen sogleich aufzuspielen. Es wurde Leben in der Schenkstube. Der Schnurrbärtige schrie jetzt noch lauter dazwischen: „Nun freilich! Nun natürlich wird's nicht viel sein," schrie er, „wie kann's denn viel sein? Wer kann denn für eine solche windschiefe, graue Kaluppe viel Geld ausgeben? Viel genug, wenn der Graf überhaupt etwas gibt. Eigentlich müßte der Rubener das

Haus einfach wegreißen, wenn jetzt die Grundpacht zu Ende geht. Einfach! Hab ich nicht recht, mein Söhndel?“ rief er dem Förster zu, der im Spiel keine Miene verzog.

Es kamen ein paar Studenten mit Ränzeln auf dem Rücken, müde und durstig, die zuerst kurzsichtig in der Tür standen und in den Rauch sahen, ehe sie einen Tisch in der Ecke auswählten. Die Harfen klimperten, und die Stimmen der ernsten Mädchen mischten darein einen monotonen, kreischenden Gesang.

„Was ist gefällig?“ sagte die Kellnerin pfiffig und lachte ihnen zu.

„Nun, liebes Kind,“ sagte der eine, der offenbar Musiker und von einfachem, kindlichen Benehmen war, volle, braune Haare und einen breiten, flaumigen Mund hatte: „Ja? — nun was denn gleich?“

„Verflucht kalt hier oben!“ sagte der kräftige Blonde.

„Wir haben Grog — Bier — Kaffee —,“ wollte die Kellnerin, vor ihnen auf den Fußspitzen wippend, ihre Litanei herbeten.

„I — da erst einmal Kaffee — nicht?“

Der Musikant hatte mit seinem Ränzel zu schaffen, worin er eine Geige mit sich trug.

„Freilich — Kaffee! Bringen sie nur Kaffee! — und gleich 'nen ganzen Topp!“ rief er der in die Küche eilenden Kellnerin in die Tür noch nach, „recht viel und recht heiß,“ während nun beide hin und her in der Stube sich die Glieder vertraten und dann vor die Harfnerinnen sich stellten und zuhörten.

Es war gemütlich in der Stube. Zumal die Harfenlaute behaglich durch alles klangen, und die Stimmen der jungen Böhmischen sich immer neu aufmachten — Lied um Lied den Raum erfüllte, zuweilen durch das Geschrei der Spielenden unterbrochen — und ein tolles Gelächter, das wie ein leises Lächeln immer auch die Gesichter der Singenden flüchtig überhuschte. — Und alles blau umsponnen von sich dehnenden, müden Rauchwolken.

Es war übrigens ziemlich Abend schon, da kam noch ein Trupp — Vater und Mutter und Töchter, auch ein paar junge Männer mit ihnen — alle in lautem Lärm hereinstürmend und in heller Freude, endlich im Warmen zu sein. Offenbar kleine Krämersleute und nicht von sonderlichem Benehmen, die gleich dreist und vertraulich mit Gästen und Wirten umgingen. Es begann sofort ein rechtes Getümmel.

„Papa — hast du gesehen?“ sagte das jüngere der beiden Mädchen so laut, daß es alle hören mußten, „da war doch eine Herdstelle. Da muß doch früher einmal ein Haus gestanden haben!“

„Wo?“ fragte der Familienvater, der noch mit dem Abhängen der mancherlei Hüllen zu schaffen hatte.

Die Studenten besahen die jungen Mädchen und lachten sich flüchtig zu.

„Nun, du hast es uns ja selbst gezeigt," sagte die Junge und sah nun wie absichtslos zu den Studenten hinüber.

Nur die Spielenden lärmten gerade in rechtem Eifer und kümmerten sich gar nicht um die Neugekommenen.

„Gott, ja, da oben am Hange, überm Grunde. Da müssen wir wirklich den Wirt mal fragen. Sagen Sie mal, Herr Wirt, Sie sind doch in diesen steinigen Einöden hier oben gewissermaßen der Haupt- und Griselbär. — Was?" begann der Familienvater seine Rede. Alle lachten. Auch der Frager lachte. Er hatte einen Witz machen wollen, und es war ihm gut gelungen.

„Nu — und ob ich bekannt bin," sagte Kiesewald, allein kalt gelassen, sah nur den Frager groß an und spie aus.

„Stand da unten am Abhange nicht einmal ein Haus? Warum ist das abgerissen?"

„Weil's nie hie gehörte," sagte Kiesewald.

„Herr Jeses!"

„Nu, ja ja! — 's is eemol asu," sagte der Siebzigjährige, ohne auch nur die Miene zu ändern.

„Der is gut!" lachte der Familienvater und goß aus einer Flasche, die er bei sich getragen, den letzten Tropfen in die Kehle. Die Töchter, nachdem sie die Kleider tiefer gelassen und offen gemustert, was im Lokal wäre, verschwanden mit der Mutter noch einen Augenblick aus Harfengetümmel, Lachen und Singen und Sprechen hinaus in die Nacht. Ein Blick vor dem einsamen Hause oben machte den weiten Grund im Dämmer sichtbar, die Bergwälle dehnten sich mächtig und einsam, und man sah ganz von fern einige Lichtpunkte aus Dörfern im Tale.

Dann begannen die Menschen drinnen schnell warm zu werden. Sie plauderten bald, daß keiner die eigenen Worte recht hörte, und die Mädchen lachten und kicherten. Schon darüber, daß der Student seine Geige aus dem Ranzen genommen und mit den Harfnerinnen um die Wette zu fiedeln angefangen. Zuerst hatte man ihm sogar eine Weile erstaunt zugesehen. Dann war plötzlich die Lust in alle gefahren, daß der Krämer mit einer Tochter, einer lauten Person von Zwanzig, die als Verkäuferin oder so ausgebildet, den Umgang mit Menschen zum Lebenszwecke erkoren, ausgelassen den Reihen angeführt. In den Tabaksqualm mischten sich Staubwolken. Alles tanzte. Der Student, der nicht spielte, hatte sofort die zweite Tochter ergriffen. Auch die Familienmutter tanzte mit einem Tochtergalan, die übrigens die Größte war und durchaus nicht hinter den lärmenden Töchtern zurückstand, obwohl sie bei jedem Handgriff sonst eilfertig zum Rechten sah. Bald war ein solcher Umgang in dem Raume, daß der Fußboden zu wippen und zu wogen schien, so ein Durcheinander von Harfenlauten und Stimmen und Summen und vom Gellen der Fiedel — von drehenden Köpfen, die paarweise

kamen, deren Augen im Staube und Qualme lachten oder feierlich schienen — je nachdem.

„Hahahaha," lachte jetzt auch der Förster plötzlich, weil der Schnurrbärtige vom Spiele aufgesprungen war, ehe sie noch abgerechnet und Kleingeld gewechselt und ausgetauscht hatten, gleich die junge Verkäuferin ergriffen, wie sie der Student losgelassen, und mit ihr im Linkswirbel gegen alle Ordnung fortgestürmt war. Nun walzte alles und schlurfte und juchzte dazwischen zu Harfen- und Geigenklang — alles in hellem Wirbel, daß Kiesewald sich von seinem Platze wegheben und in die Bierausgabe stellen mußte, um nicht hinderlich zu sein. Es war schnell ein tolles Leben geworden, heute am letzten Tage in der Höhe, ehe Kiesewald die Baude für den Winter schloß. Morgen abend saß dann schon ein kleiner, verwachsener Baudensiedel für Monate einsam in demselben Raume und begann Holz zu hacken und um sich aufzuspeichern — Tag um Tag wie ein Biber in seinem Bau. Heute hieß es vergnügt sein.

„Deutschland und Österreich," hörte man aus dem Redewirrwarr und den Rauchwolken. „Deutschland und Österreich," rief dann auch der Familienvater dem Schnurrbärtigen über den Tisch zu, daß die Harfnerinnen hinsahen, weil in diesem Augenblicke der Schnurrbärtige aufgesprungen war, um den feierlichen Moment nicht ungenützt vorüber zu lassen. „Hier auf einem so erhabenen Grenzpunkt," begann er nun feierlich zu reden. Nur kam er nicht glatt weiter. Er fing bald zu stammeln an — um eingehend und gewichtig darzulegen, daß gerade die Beamten hier oben .....

„Hier oben, wo Nord und Süd — Deutschland und Österreich — die beiden mächtigen Bruderreiche," erhob er mit Begeisterung den Ton und sah dabei aufgeblasen in die Runde: „Hier oben, wo zwei mächtige Brudervölker sich über Stein und Felsen friedlich die Hände reichen," rief er noch einmal —: „Wo bei dem gesteigerten Verkehr immer mehr für entsprechende Etablissements gesorgt werden mußte, damit auch den vornehmeren Bedürfnissen des Städters allmählich Rechnung getragen wäre," — er war nun offenbar sehr stolz, daß ihm dieser Satz ohne Anstoß gelungen war. „Die gräfliche Verwaltung — die gräfliche Verwaltung ......"

„Sie lebe hoch! Die gräfliche Verwaltung lebe hoch!" riefen der Familienvater und die Studenten wie aus einem Munde, denen allen die Worte des Beamten längst lächerlich waren.

„Die gräfliche Verwaltung folgt nur einem Zuge der Zeit, wenn sie ihr ganzes Augenmerk darauf richtet, daß an den schönsten Punkten des Gebirges endlich für komfortable Unterkünfte Sorge getragen werde. Es ist das nicht so leicht," wollte er eben breit ausführen und gar noch auf die Geschichte der Rubenerbaude umständlich zu sprechen kommen. Aber die Studenten lachten und riefen wieder:

„Sie lebe hoch! — sie lebe hoch! — Die gräfliche Verwaltung lebe hoch!" Daß bald ein stürmisches Durcheinander, ein Rufen und

Gläserklingen sich einheitlich erhoben hatte, die Studenten und die Mädchenstimmen mit ihrem Hochgesang getragen hineinklagen und die Harfen neu einfielen.

Es war die letzte Nacht hier oben im Baudenhaus, ehe der Winter Dach und Grund zudeckte und drinnen nur das Klingen der Axt ins Holz, Scheit um Scheit — tagaus, tagein — im leeren Gehäuse einsam hörbar war, während im Grunde die Bergwasser unter Eise grollten und brausten — und von den Hängen in wilden Nebel- und Flockenwirbeln über die weiten Wälder hin die Sturmreiter zu Tale schütterten und rasten.

4.

Rubener war wieder im Tale. Als er gesehen hatte, daß bei Amand keine Hilfe war, hatte er sich selbst von neuem dahintergelegt. Erst war er dem Grafen auf ein Gut im Lande nachgefahren, weil er dachte, daß ihn die Beamten dort nicht kennen würden. Dann war er ihm in die Stadt nachgefolgt. Alles vergeblich. Es war nicht durchzudringen. Da war Rubener endlich mit seiner Sache zum Rechtsanwalt im Dorfe gelaufen, daß der bei der Herrschaft noch einmal eindringlich versuchen sollte. Der junge Anwalt hatte auch ein Schreiben bald abgesandt. Und nun stand Rubener vor dem Holzgitter in der Schreiberstube und hörte, was der Anwalt ihm als Antwort darauf und als Schluß der Sache dartat. Es war ein umständliches Erklären. Daß der Graf alle Erbpacht allmählich einzöge, daß schon andere vor ihm dasselbe Schicksal getroffen, daß mit ihm keine Ausnahme gemacht werden könnte und dergleichen.

„Nichts," sagte der Rechtsanwalt, nachdem er jeden Satz bestimmt und klar und langsam vorgelesen und Rubener, ihm auf den Mund und in die Augen starrend, jeden Satz auch einen Augenblick begriffen hatte.

„Nichts," sagte er, „die Sache bleibt, wie sie ist. Die Erbpacht geht eben auch einmal zu Ende, lieber Rubener, es ist nichts weiter zu machen."

Es war an einem stillen Wintertage, nachmittags gegen die Dämmerung. Totenruhe herrschte, und nur die Federn der Schreiberjungen fuhren laut kritzelnd über die Aktenbogen. Rubener hatte gestanden und gestanden. Er war nicht mehr aufzuwecken. Er sann in sich hinein — starrte und lachte — ohne rechten Sinn. Er hatte nicht gemerkt, daß, als es zu lang wurde — die Erstarrung — der Rechtsanwalt endlich mit einer alten Dorffrau lang und umständlich verhandelt und flüchtig gelacht hatte — daß ein Geldbote auf den Tisch zwischen den Gittern Goldstücke in Reihen hingezählt und schließlich ein Trinkgeld mit zufriedenem Blick in seinen Leinenbeutel geworfen hatte. Alle, auch die Dorffrau und der Briefträger, hatten dann und wann einen fragenden Blick nach Rubener hin getan. Alle hatten wohl gesehen, daß da eine Last sich unsichtbar getürmt hatte, die nicht

leicht zu lösen war. Alle, auch die bleichen Schreiberjungen, wenn sie beim Umblättern oder Trocknen der Seite ein Recht hatten, aufzublicken, hatten immer wieder nach dem dumpfen Sinnierer hinübergesehen. Und niemand hatte ihn zu stören oder aus seinem ratlosen Brüten aufzurütteln gewagt. Niemand hatte gewagt, ihn gar einzuladen, heimzugehen, hinauf in den Grund — in die einsame, verschneite Rubenerbaude — die nicht mehr seine Heimstätte war.

Und nun tastete Rubener wie in einer heimlichen Hast auch gleich unsicher hinaus — mit einem blöden Lachen fast — wie er endlich aus seiner Erstarrung selber aufgefahren, weil noch die Schreibersleute um ihn waren. Eine volle halbe Stunde hatte er wortlos und starr dagestanden. Nun tastete er eilig hinaus, nachdem er seinen Stock, mit blödem Lachen zum Rechtsanwalt hinüber, der ihn deswegen freundlich zurückgerufen, fest an sich genommen und nur ein paar dumpfe Worte, die man nicht verstand, vor sich in die Luft gemurmelt hatte.

Und nun lief er schon ewig und dachte nicht an daheim. Es war ihm auch gar nicht sorgenvoll. Er stapfte unsicher und war berauscht, als ob er getrunken hätte. Er hatte, weiß Gott, immer wie ein Lied im Sinn. Daß er vorwärts schritt, wie zu einem guten Ziele.

„A — a Ihr — nee —," er lachte, „asu was! — das ha' ich aber doch glei' gewußt — daß die sich asu was ausklügeln wer'en — hahaha —," murmelte er und sah Gesichter im Dunkeln grinsen, die zerflossen, weil Dämmer und Schneeflockenfall längst seinen Weg begleiteten. Rubener war lange vorwärts gewandert und schritt mühsam stapfend in ein enges Tal hinein. An Weib und Kind dachte er gar nicht. Ohne einen Gedanken zu hegen, bei dem er haftete, war er lange fürbaß gelaufen und strebte nach einem unbekannten Ziele. Alles ging in fernen Gedanken um. Er erinnerte sich gar nicht, was vorgefallen. Er lief immer vorwärts und merkte nicht, daß Dunkel zu Dunkel glitt — und daß er das Unvermeidliche eben gehört hatte. Er ging auf Wegen, die er fast nicht kannte seit seiner Jugend — und die Nacht und Flocken tiefer und tiefer verhingen. Und manchmal fing es ihn an in seinen Gesichten zu narren, daß es ihm nicht mehr geheuer erschien. Er war deshalb einmal stehen geblieben. „Hahaha — das sein Sacha —," sagte er vor sich hin, wie er nun einen und noch einen Lichtschein aus Hütten am Hange blinken sah. Viele zerstreute, kleine Sterne waren plötzlich im Dunkeln aufgetan. Wie ein Weihnachtsbaum leuchtete es einsam und stumm von den Hängen, daß eine kindliche Lust neu in Rubener aufwachte, wie er Schritt um Schritt im weichen Schnee versinkend, einem Fensterleuchten zustapfte. Als stünde ein unsichtbarer Baum weit in die Nacht gereckt. Stern an Stern brannte aus seinen dunklen Zweigen. Wie eine Hoffnung kam's. Wie ein kindliches Flehen fast — erfüllte es plötzlich Rubener, zu etwas, was er anrufen könnte

in seiner Not, von der er sonst nichts wußte und nichts fühlte — wie im Halbschlaf oder fernen Traum.

„Hahahaha — nu' sein mir do," lachte er endlich, als er vor einer alten Hütte stand, die einen rotglühenden Schein lockend in die Schneenacht warf.

Nun war er wie zu Hause. Er trat geschäftig ein. Das Licht im kleinen Raume blendete ihn. Er tat, als wenn er für sich wäre. Der alte Mutterbruder am großen Tische, der, ein Andachtsbuch vor sich, durch eine große Hornbrille hineingesehen, sah ihn erstaunt an.

„Ne, mein Gott und Jesus! — nee, Franzel! — Du?" sagte der Alte sofort erschrocken und merkte, daß es mit Rubener nicht ganz richtig war.

„Ich kann ni meh heem gihn," sagte der nur heimlich und in sich hinein, wobei er sich auf die Ofenbank gesetzt hatte, ohne zu grüßen.

„Mein Gott, nee, ims Himmels willen, Franzel!" sagte die alte Verwandte, die fürs Abendbrot am mächtigen Ofen umging und ihn längst erstaunt angesehen.

„Ich kann ni meh heem," sagte Rubener noch einmal vor sich hin, war aber gleich wieder aufgestanden und lief nun in der Stube hin und wieder. Und dann setzte er sich neu auf die Fensterbank neben den Alten, der ihn im kleinen Lichtschein ängstlich unter der großen Brille anstarrte, weil er den Stock gleichgültig aus der Hand gleiten ließ, daß er zu Boden fiel. Den Kopf hatte Rubener nun in beide Hände genommen und war nicht bei sich. Die Alte, Topf und Tiegel beiseite lassend, kam mit einem fragenden Blick zum Alten eilig an den Tisch und versuchte, Rubener aufzuwecken.

„Nee, Jeses, Jeses, Franzel! nee, hier ock amol! nee — was hot's denn? was hot's denn?"

Da begann er kindlich zu ihr zu plaudern:

„Ach — stille! — stille! — nee — ach Gott! — wär' ich bloß derbeine gewa'n! — wenn ich 'n ock amol salber —," er schwippte mit den Fingern in die Luft und lachte für sich, „nee, wenn ich ock a Grafen amol — hahaha — wenn ich 'n ock amol salber hätte sprechen kinnen. — A —!" er wehrte mit der Hand ab und lief von neuem hin und her. „Nee, gleebt m'rsch ock, — gleebt m'rsch ock, dar Mann is euch asu gutt — ee Wort — ee Wort vo' mir! — Nu söllt' ihr'sch werklich amol sah'n, ich brauch's'n ock sah'n — 'm Grafen, wie's is! — nee, 'is is doch immer inse Häusel gewa'n! — is ni wuhr? Nu söllt'rsch amol sah'n, un war ich's 'm amol virstall'n — nee — nee — das Häusel is freilich inse — hahahaha — das Häusel blei't freilich inse — das kinnt ihr gleeba." Der starke, harte Mann begann kindlich wie ein Mädchen zu reden, so sanft und zutraulich und lieblich fast. „Ach Gott, nee nee — gleebt's ock — ich war'sch 'm nu' amol virstall'n — das Häusel blei't freilich inse — das Häusel ju — das Häusel ju!" — und er lächelte völlig abwesend.

Dem Alten am Tische war himmelsangst geworden, weil ihm der

Zusammenhang der Rede sofort klar war, so daß auch die Mutter mit offenem Munde zugehört hatte und dann eilig zur Stubentür gelaufen war, um die Tochter aus dem Stalle zu rufen.

„Pauline! Pauline! kumm ock amol rei', Pauline, Franzel is do!“ rief sie absichtlich so harmlos wie möglich.

„Nee — nee — ach, lußt se ock dessa, lußt se ock dessa, — ach Gott! ach Gott! 's darf's ju kee's erfahren,“ redete Rubener dumpf und hastig und trat dann zu dem alten Mutterbruder. „Ich — wißt de Vincenz, — ich kann ju doch ni meh' heem gihn,“ sagte er jetzt verzweifelt. „'s is doch nischte meh' do.“ Offenbar verwirrte sich etwas in seinen Gedanken. „Die Beamten ei'm Schlusse ha'n 's doch gesa't — 's wär nischte meh do — Jeses, Jeses“ — sagte er dumpf und traurig und sah auf Pauline, die eben mit der Mutter in wortlosem Einverständnis eingetreten. Kein Blick an ihm änderte sich.

„Nee, Franze — sa' m'r ock, du kimmst? Was treibt dich denn ei' später Schnienacht noch zu ins?“ redete jetzt auch Pauline zutunlich. Aber Rubener war nicht in Ruhe zu halten.

„Du — du —,“ sagte er gleich eifrig mit gewichtiger Miene und sah Pauline böse an, „lußt euch mit kee'n Beamten ei'! Lußt euch ni mit a Beamten ei'! Ihr kinnt m'rsch gleeben! Ich sa's euch.“ Er begann seine Worte immer mehr herauszuschreien. „Die schla'n mei Häusel kurz und kleene. Die ha'n nischt Gudes ei'm Schilde, sa' ich euch. Die kumma — und nahma — und behaupta, daß 's geschrieba stünd. — Ich luß kenn ei' mei Stiebel! Ich luß kenn'n ei' mei Häusel! — Ich nahm aber glei' — da nahm ich doch glei' Schemel und Banka — und schla' alles ei' Grund und Boden 'nei,“ schrie er jetzt, wie wütend gemacht. „Weg giht 'r — ihr Beamta — weg giht 'r — mit samt 'm Grafen! — furt — furt sa' ich! — Ihr verfluchta Räuber — Räuber!“ Er hatte den Schemel am Tisch ergriffen, so daß ihn Pauline und der Alte krampfhaft hielten. Die alte Muhme lief in Schrecken eilig ins Nachbarhaus, um einen jungen, kräftigen Mann zu Hilfe zu holen. Als sie eintraten, war Rubener schon ruhig geworden und schlürfte in stummer Verstörung aus der Tasse, die ihm Pauline mit Kaffee hinhielt.

„Ihr kinnt's ni gleeba, was ich für Kummer ha',“ schluchzte er einmal wie aus tiefster Not, und als wenn sich ein Lichtblick aus seinen Augen stehle. Aber dann sah er wie gierig in den Kaffeetopf hinein und tat, wie wenn er allein wäre, — trank vor sich hin und lachte und begann neu zu murren.

„Nee — nee — nee — ich bin kee bieser Mann gewa'n,“ — redete er fort. „Was? — ich war euch de Pacht schun ga'n — das is ju an Kleenigkeet — sa' ich euch.“ Er war von neuem aufgesprungen. „Ach, mein Gott, du, du! — dreimol asu viel! — fünfmol asu viel! Ich ga euch, was ihr denkt — ich kann's ju —! Nu freilich! — ich kann's ju! — Asu viel war'n mir schun ufbreeta —

ihr verfluchten Reischlinger, ihr —," redete er prahlerisch, daß Pauline und der junge Nachbarsmann vergeblich versuchten, ihn stille zu machen. Erst spät nach Mitternacht, wie der alte Seeger geschlagen hatte, war Rubener, ohne Gruß und Sinn, für sich hinaus und auf den Heimweg gelaufen, von übernächtigten, kummerbewegten Mienen der Alten und der Jungen ins Flockenspiel der Nacht verfolgt — und war einsam seinem Heimatsgrunde zugeirrt, während Nachtstürme mit Schneewirbeln in den Gebirgen oben rasten und brandeten.

5.

In den Gebirgen oben war es still wie im Tode und gleichmäßig lagen in Luft und Tälern die grauen, einförmigen Tinten, wenn nicht aus dem ewigen Stummsein und Trostlostot und Starr ein Silbersonnenglühn für Augenblicke hindurchgeblitzt hätte, fast wie ein großer Schalk im Glanzkleid hinter einem ärmlichen Vorhang, um zu necken, daß es jetzt nicht Zeit wäre, herauszukommen und die stumme, verschlafene Welt aufzuwecken. Tot war es. Die Welt hing in Millionen weichen, tanzenden Flocken. Die Lüfte waren voll davon, daß sie Martin in Mund und Nase kamen, ihn juckten und krauten, als er vor die Türe trat, um nach dem Vater auszusehen. Er sah nichts, als nur eine Enge ohne Raum und Grenzen, erfüllt von Gequirl und sinnlosem Hin und Her im nahen Luftkreise — als wenn es nichts gäbe, als dieses Einerlei, immer nur Flocken nah und fern, wo eine und noch eine sich eine Lust machte, im Bogen zu schießen, und eine und noch eine und tausend fielen mit der ganzen Würde eines winterstillen Tages — und eine und noch eine und eine andere sich wieder erheben wollte, daß sie in die Lüfte käme und fortfliegen könnte, wer weiß wohin, wie ein Vogel oder eine graue Motte. Alles war verschüttet und vergraben hier oben in Gründen und auf dem Höhenmoore. Es gab kein Unten und Oben, nicht ein Tal mit Menschenwohnungen tief — und eine weite, einsame Höhenwelt. Nur Flocken nah und fern — tief und hoch — aufdringlich dicht und weich und stumm — alles sonst zugedeckt im Winterschlaf.

„Martin — Martin!" rief Frau Rubener aus der Stubentür, lief eilig in die Holzkammer am Flurende, wo das Bergwasser in einen Trog rann und es eisig und dunkel war, und sah dann in den Stall, woraus warmer Brodem in die Kälte quoll. Die Frau ging in Hoffnungslosigkeit herum; denn sie wußte, daß Vaters Hoffnung, die ihn auch heute wieder zu Tal getrieben, längst ein Wahn geworden war.

„Martin — Martin!"

„Was wär denn?" erwiderte eine Knabenstimme mit großer Ruhe von draußen.

„Der Vater kimmt nee."

„Nu ebens, ebens, Mutter. Da wer'n mir halt missen alleene gihn." Martin kam hemdärmelig, aber mit hohen Stiefeln an den

Füßen von draußen herein, wo er sich im Schuppen am Holzschlitten zu schaffen gemacht.

„Werd ihr denn au' durchkummen?“ fragte die Rubenern, während sie selbst vor die Tür geeilt und sorglich nach dem Grunde ausgesehen. Die Schneewirbel waren plötzlich verschwunden, die Luft war rein geworden. Es war schon am späten Nachmittag.

„Mir nahmen ni viel, Mutter. Der kleene Schlitten is au' leichte!“ Max war ebenfalls aus der Stube getreten. Dann liefen die beiden Jungen munter hinein, packten sich warm in kurze Kittel und zogen Schals und Mützen über, unterdessen die Rubenern den Holzschlitten vollends aus dem Schuppen ins Freie zog. Als Martin dann noch wie ein Alter die Ketten aus der Wasserkammer geholt und an der Deichselstange befestigt hatte, ging es mit dem leeren Schlitten heidi der Höhe zu. Es war still und stumm. Der Himmel grau, aber die Luft klar geworden bis zum Kamme.

Frau Rubener war gleich in die Stube zurück an die Arbeit gegangen. Es waren Stunden vorüber geflohen — zu schnell für den, der seine Zeit mit Sorgen und Handreichen ausfüllte, wie die gehetzte Rubenermutter. Sie hatte im Stall und am Ofen hantiert, hatte gewaschen und den Butterschwengel gezogen — an Ella ermahnt und das Kleinste an die Brust gehalten — gequält und abgehetzt an den Vater denkend und an all ihr Leid und hatte mehrmals nach dem Vater ausgesehen. Daß ihr die Stunden in der Hast des rastlosen Tuns und Sinnens hingestreut schienen wie Millionen Flocken, und jede fiel — und jede zerging. Nur einmal war die Sorge lauter aufgewacht. Ein Sturmstoß hatte sich, als es dämmerte, plötzlich greifend und rüttelnd aufgemacht und Schneewolken verfinsternd zu Tal getrieben. „Jeses! Jeses! daß au' de Junga nee kumma!“ hatte sie hastig vor sich hingeredet und war einen Augenblick ans Fenster geeilt. Aber hier oben in der Bergschlucht — der Sturm — das ist ein Genosse der Einsamkeit fast Tag und Nacht und ein Freund derer, die den Menschen fern in der Höhe leben. Frau Rubener hatte nur flüchtig gedacht, daß 's ock nie etwan die Jungen vom Wege treibt — nur so etwas ganz ferne. Und dann war sie neu in ihre Arbeit versunken, daß die Stube vom Getöse des Stampfers erfüllt gewesen und das Kleinste mit offenen Augen auf die Mutter, und die Mutter aus Hast und Sorge mit flüchtigem Lachen auf das Kind gesehen. Aber wie dann der Abend ganz herangekommen und niemand heimgekehrt war, begannen für Frau Rubener furchtbare Stunden. Draußen waren wieder Sturmlüfte aufgewacht — dann aber auch diesmal eingeschlafen. Frau Rubener war in heller Angst plötzlich vor die Haustür geeilt. Wie sie die Höhe im Dämmer deutlich liegen sah, hatte sie sich noch einmal beruhigt, daß sie eben in die Stallarbeit zurücklief. Da begannen mächtige, neue Erschütterungen. „Mein Gott! 's is ju ni meeglich!“ hatte sie sofort hastig hervorgestoßen, wie es ihr vollends klar einfiel, daß die beiden Jungen jetzt in Nacht und Schneesturm oben auf der Höhe wären. Sie hatte gleich alle Sorgen

hinter sich geworfen und dachte an nichts mehr. Sie war in die Stube zurückgelaufen, hatte das Kind eilig in die Wiege gebettet, Ella einen Schemel daneben geschoben, eine Sturmlaterne entzündet und war in Wettersturm und Flockenfinsternis hinausgeeilt. Und nun lief sie aufwärts. Sie kannte die Stelle, wo das Winterholz stand, und lief und stapfte. Das Jagen der aufgewehten Lawinen fegte rasend um ihren Weg, daß sie bald nur Schritt um Schritt vorwärts kam und nicht Atem fand. Es war eine Nacht zum Erschauern. Die Lüfte stießen und rissen und bliesen um das Laternenlicht, selbst wie sie es unter ihrer Jacke geborgen und eine Weile mitten im Tiefdunkel stehend überlegt hatte. Es war nicht vorwärts zu kommen. Es war völlig aussichtslos, den Weg in den jagenden Wirbeln in stockfinstrer Sturmnacht bis hin zu den Holzstößen auf der Höhe auszufinden. Und sie tat doch immer wieder Schritte, überlegte, schöpfte Atem, und es kam eine helle Verzweiflung. Aber sie mußte vorwärts. Sie stapfte und stapfte. Den Strahlenschein der Baudenfenster hatte sie noch in ferner, unbestimmter Sicht. Sie watete nun mit Kraft. — Sie merkte längst, daß es nicht Sinn und Ziel hatte, daß nicht an Vorwärtskommen zu denken war. Die Nacht war pechschwarz. Die Sturmreiter sausten und schlugen an Harnisch und Waffen, und nicht Vater noch Mutter konnten da Wege finden, selbst wenn ihr eigen Fleisch und Blut längst in Nacht und Kälte erstarrt war.

Frau Rubener war jetzt zur Baude zurückgestapft und ratlos wieder in die Stube gegangen. Sie sah, daß Ella eingeschlafen vor der Wiege saß und hörte, wie der Seeger lief und eintönig hin und her ging. Sie setzte sich einen Augenblick ziellos auf die Ofenbank und begann zu schluchzen. Sie wußte wirklich nicht, was zu tun war.

„Wenn ock der Mann käme! Jeses, Jeses, wenn ock der Mann käme!“ sprach sie laut geängstigt in die Luft. Und sie stand wieder draußen und dachte daran, zu Tale zu eilen. Sie tat einige Schritte dem Grunde zu — sie lief eiliger und eiliger, den Laternenschein vor sich in die Nacht tragend, weil hier im Waldgrunde die Wege leichter verweht waren und die Wegstangen sie sicherer machten. Aber sie wußte nicht, wo jetzt in tiefer Nacht der Mann zu suchen war. Sie dachte, er könnte auf einem anderen Wege zurückkehren, ehe sie zu Tale käme, so daß sie doch abließ, weiterzuhasten, zögernd umkehrte und wieder heim lief. Aber kein Mann war da. Die Stube lag so still wie vorher. Ella war schlafend in der Bankecke umgesunken. Keiner ihrer beiden Jungen war zurückgekehrt. Die Mutter fing es plötzlich an zu schnüren und zu würgen. Sie hätte es hinausschreien mögen, daß ihr jemand zu Hilfe käme, in der Seelenangst. Und sie lief wieder vor die Tür, als sie an dem Seeger gesehen hatte, daß es auf die zehnte Stunde ging, und die Welt in hoffnungslosem Aufruhr und Finsternis verschlungen lag. Sie rief jetzt — kläglich in die Nacht, wie eine Hirschkuh nach ihren Jungen schreit: „Martin — Maxla — Martin!“ immer von neuen erbärmlich hinausklagend: „Martinla! Maxla! — Jeses, Jeses! Ihr Junga! Martin! —

Marla!“ Aber nur das Heulen auf den Holzstapeln und von den Hängen umpfiff sie grauenvoll wie ein wilder, finsterer Rachen.

* * *

Wer kennt die Erde noch, wenn sie schneeumfegt im grauen Nachtwind erfüllt ist von grausamen, einsamen Lauten, und nirgends Schutz ist, und überall nur ein Grab, hineinzusinken und zu erstarren. Hoch oben am Wegrand lagen die Hölzer. Sie waren hochgeschichtet und tief verschneit, und die beiden Jungen waren noch im Tagesdämmer sicher hingelangt. Aber das waren nun schon viele Stunden — und Stunde um Stunde war verronnen, ohne daß ein bekannteres Blicken außer in die sinnlose Flocken- und Schemenjagd — die neu aufgewacht — über die Halden und in die Gründe gekommen war. Wie die beiden das Holz aufluden, badeten sie im Schnee und kamen nicht rasch vorwärts. Zuerst hatte Martin gelacht, weil auch der Sturm dazu sein Lied gepfiffen. — Er war wie der Vater — ein frischer Kerl, dem nicht bange wurde. Und es war ihnen auch wirklich gelungen, Holzscheite zu laden und dann, trotz Wirbel und Lüftedrang, aufs Tal loszufahren. Aber an ein Selbstgleiten des Schlittens war vom ersten Augenblick an gar nicht zu denken gewesen. Sie hatten hart anziehen müssen — und schwere Arbeit tun, auch nur hundert Schritt weiter zu kommen. Martin hatte immer noch gelacht. Aber die Sache war bald nicht mehr lächerlich. Der Sturm hatte seine Stimme mit neuer Gewalt aufgehoben. Es waren wilde Stöße gekommen, die dicke Flocken in wirbliger Jagd umfegten, die ganze Gegend in sinnloses Wesen hüllten und nur noch selten und immer seltener einen freien Blick in den Grund zugelassen, nur unaufhörlich tanzende Luftgestalten eine um die andere die Höhe hinabgewirbelt und bald alles wie in Nacht verschlossen hatten. Max, der längst vom ziellosen Stapfen und ewigen Einsinken ratlos und müde geworden, nicht mehr recht vor- und rückwärts konnte, und dem es auch den Atem benahm, hatte da plötzlich zu weinen angefangen.

„Flenn ock nee,“ sagte Martin beruhigend, der längst schwitzte und klapperte, aber noch immer nicht den Mut sinken ließ.

„O Jeses, Jeses, ma' sieht ju nischte,“ weinte Max und hatte die Deichselstange des Schlittens losgelassen, der tief im Schnee steckte und nicht mehr zu bewegen war. Martin schlug die Hände in seinen Fausthandschuhen zusammen, weil die Kälte ihm in Finger und Zehen biß. Heulend umpfiff es sie, kam sinnlos heran und brachte die Nacht wie im Zuge. Martin überlegte. „Mir missen vurwärts,“ sagte er hastig, weil auch an ein Laternenentzünden gar nicht zu denken war. „Mir kummen au' vurwärts,“ sagte er jetzt auch freudig, wie plötzlich das Licht aus der Baude unter ihnen im Grunde aus dem Dunkel einen Augenblick zu leuchten begann. Sie hatten es beide aufblinken sehen und sofort neu angezogen. Nun ging es eine Weile dem Scheine zu. Am Himmel blinkten jetzt auch einige Sterne in sausenden Flockennebeln auf und schossen vorüber, als wenn sie sich

jagten. Die Welt war einen Augenblick nachtdämmerig geworden, und sie sahen, wohin sie fuhren.

„Zieh ock feste, Marla, mir missen vurwärts, 's is ju ganz richtig hie — hie sein ju au' de Stangen, hahaha!" Die beiden mutigen Jungen mußten an den Gurtbändern ziehen, wie Pferde in schwerem Geschirr. Aber sie kamen an kein Ziel. Denn die Stürme haben kein Herz wie Liebende und wie Vater und Mutter und wußten nicht, daß die beiden rüstigen Gebirgskinder oben am Hange im Schnee wateten und heim mußten. Die Flocken fielen längst wieder ohne Sinn und Liebe, nur totenstumm und schießend, und wußten nicht, daß Rubener nicht daheim war, Fleisch und Blut, das ihm liebend zugehörte, zu retten aus Todesnot. Und es kamen neue Nebelgestalten, die hinflatterten, wie in riesigen Grabestüchern — über Kamm und Schlucht — die noch mehr einhüllten, als nur so ein warmes Strahlenlicht aus der winkenden, wohligen Heimstätte am Hange oder eine winzige Stimme aus der heißen Kinderbrust — die beide nur wie Mücken waren in dieser weiten Mäntel kleinster Falte. Jetzt hörte man Kinderstimmen, zuerst ein einziges kleines Weinen und Wimmern. Es klang gleich ganz hoffnungslos. Kein Auge, das offen war, sah noch in solcher Welt. Kein Ohr, das gespannt lauschte, hörte außer den Sturmlawinen, die zu Tale stürzten. Es war längst wieder die wilde Nachtjagd der Wintergebirge, die aufgeweckt war, und das Kinderwimmern war kaum stark genug, auch nur die Flocken mit seinem Hauche zu rühren, die in den Mund flogen und in den Hals. Beide Kinder hatten lange fortgezogen — und standen immer nur in tiefster Finsternis. Sie hatten hierhin und dorthin versucht, während die Stürme schon durch Wams und Stiefel griffen, daß es sie stach. Aber sie waren nur in zielloser Runde herumgeirrt. Dann waren sie endlich stehen geblieben, weil sie bis an den Leib im Schnee steckten. Sie hatten noch immer die Deichselstange in Händen. Aber die Hände waren angefroren, und die Kälte machte sie schauern.

„Vater! Vater! mein Gott! Jeses!" hatte jetzt plötzlich Martin auch zu rufen versucht. Sie sahen sich jetzt nicht mehr, nur wenn der Älteste dem Jüngsten ins Gesicht griff — fühlten sie sich. „Jeses! Jeses! wu sein mir denn hie?" Martin überkam jetzt plötzlich auch eine Angst wie zum Herzbrechen, daß ihm der Schweiß neu ausbrach. Er hörte nun das Wimmern Marens, das der Sturm grell zerriß und in den Grund fegte. Er begann laut zu rufen: „Vater! Vater! — ach, lieber Vater!" Erst noch zögernd, dann immer herzhafter und lauter: „Vater! — mein Gott! — Vater! O Jeses nee — hie — hie uba! — hiert ock! — hie uba!" Der Kleine hatte längst die Deichsel losgelassen. Und er schrie jetzt auch lauter und flehte in die Stürme — und huschte sich wie vor bösen Geistern, wenn die Schneewehen im Tiefdunkel herandrängten und flatterten. Kein Stern kam mehr. Kein Leuchten aus der Tiefe winkte mehr vom Grunde.

„Marla, bis ock geduldig. Nee — mir wer'n schun heemkumma, bis ock geduldig, hie stell'n mir ins an Weile hinger die Schnie=

wand,“ sagte Martin, den die Jammerlaute des Kleinen in der Seele quälten, und der sich immer noch wieder ermannte und Hoffnung fand. Dann versuchten sie wieder, vorwärts zu kommen. „Wu mir ock hiegeraten sein,“ sagte Martin frisch.

„Vater, Vater — nee, Vater,“ entrang sich dann wieder klagend seiner Kehle. Laut und eindringlich, und dann plötzlich war auch bei ihm kein Halten mehr. Und sie schrien in die Sturmlaute nach Hilfe und saßen tief in weichen Schneemassen — sahen und hörten das Heulen aus Nachttiefen und aus der finster drohenden Flockenjagd. — Stunden waren vergangen. — Sie hatten sich lange stumm umschlungen gehalten und versuchten wieder fortzustapfen. Es war ein unbarmherziges Irreführen mit Schein und Laut manchmal, weil ihnen die Pulse in den Schläfen schlugen und in den Ohren sinnloses Auf- und Abwogen sie erfüllte, heller Schein vor ihnen und hinter ihnen aus Sturmnacht sie nun narrte, und bekannte Rufe sich formten in der verzweifelten Seelenangst.

O, die lieben, munteren Jungen in Nacht und Schnee hoffnungslos begraben. Das Schreien war erstorben. Das Weinen erfroren im Auge, und die Gesichter hingen voll Schnee und Eis. Die Kleider waren starr, vom Schweiß gebadet und dann hart geworden wie Bretter. Sie hatten sich in den Schutz einer Schneewehe gesetzt, ohne es zu merken, daß sie den Holzstoß zufällig wieder gefunden. Nur dann und wann murmelte eins einen Laut. Dann wurden sie wieder neu aufgestachelt von dem schneidenden Erstarren, das bis zum Herzen kroch — daß sie zum Leben neu zu flehen und zu rufen begannen. Sie hatten sich ganz umfaßt, wie zweie, die sich halten und küssen. Sie brachten die Münder nahe aneinander, um das Warme zu fühlen. Dann schrie Martin allein, weil der Kleine längst matt und erstarrt war. Er schrie unheimlich — und mit rätselfremder Totenstimme — ganz einzeln jedes Wort — und eindringlich — und manchmal mutig noch wie ein Jugendton: „Hie uben — sein Rubenersch Jungen — — eim Schnie — versunka —! Vater! — Vater! — hie — uben — stecka de Rubener Jungen — eim Schnie —.“ So schrie Martin, sich noch einmal aufraffend, mit fremder, hoffnungsleerer Totenstimme — noch einmal — noch einmal. Alles zerflatterte. Dunkel und Einsamkeit und Eiseskällte und Sturm und tausend johlende Stimmen — ohne Sinn — antworteten um sie ohne Erbarmen.

* * *

Wie der Morgen zu dämmern begonnen, war Rubener heimgekehrt und war auch sogleich — aus seiner dumpfen Verstörtheit aufgeweckt — samt dem zernagten Weibe hinausgeeilt. Und er fand auch die Kinder bald im Schnee — erstarrt — nicht atmend. Leeren Auges sah er sie an. Leeren Wesens, staunend fast. — Hastig horchend und lauschend hob er den ältesten Jungen, der oben lag, der den Kleinen mit seinem Körper decken gewollt. Wenige Schritte davon steckte der Schlitten mit dem Holze im Schnee. Rubener horchte nahe

am Munde des Großen. — „Hauch — ah“ — sagte er, wie zufrieden lachend, und versuchte, ihm geschäftig einen Schluck einzuflößen, den er seit gestern mittag unberührt bei sich trug. Dann horchte er an dem Munde des Kleinen. Aber der lag ganz erstarrt und tot. Und Rubener nahm den ältesten Jungen ohne eine Erregung auf den Rücken und stapfte mit ihm heim. Dort hatte er ihn feierlich auf sein Bett gelegt, wo Martin noch einmal aufatmete — tief — freundlich und erstaunt — mit ganz seltsamem, fernem — ganz seligem Blick aufsah — dann einen langen, tiefen nicht endenwollenden Atemzug tat — und dann nicht mehr. Die Erschöpfung war zu groß gewesen. Wie die Leiche des Kleinen in die Baude kam, wußte Rubener nicht mehr. Er hatte nicht gesehen, daß im Morgendämmer sein Weib hinter ihm den Weg gemacht — weil der Sturm längst geschwiegen und die Welt weiß und klar und ruhig dalag — und daß sie gleich nach ihm den Kleinen ins Haus getragen hatte.

6.

Oben am Hange, wo einst die Rubenerbaude einsam stand, sahen die ersten beiden Frühlingsgäste im Juni — um Pfingsten herum — die hinauf gewandert waren, weil unten Stare im Tal längst Nester gebaut und die Drosseln im Walde flöteten und die Spechte in allen Tönen lachten — auch die Meisen ihr spitziges Zwirlen and Zetschern und die Rotschwänzchen ihr Schmetzen hören ließen — daß hier alles jetzt anders war. Es war neben der alten Baude, die noch leer stand, ein heller Neubau entstanden — ein rechtes, kahles Schenkhaus — wie drüben. Auch ein Freund des da drüben war als Wirt vom Tale eingezogen. Der Wirt war dick und rot. Er hatte eine gestickte Mütze auf und sah sehr wichtig aus. Er hantierte mit Kisten und Kasten und sann eben nach, wo er seinen Zigarrenvorrat aufstapeln müßte, um zu zeigen, daß alles in guter Art wäre. „Der Rubener war kee Wirt,“ meinte er selbstbewußt zu denen, die mit dem Ranzen auf dem Rücken frisch gewandert, ein paar Studenten, denen die Idee gekommen, einmal den neuen Weg herüberzugehen, den man im Vorfrühling angelegt, und die eben mit lautem Gruße in das Schenkhaus eingetreten waren. „Der vorige Inhaber war kee Wirt,“ wiederholte der Dicke behäbig und hob die Zigarrenkasten in ein Regal, das er über der Tür hatte anbringen lassen, wobei ihm eine junge Frauensperson half, die dann gleich die Gäste bediente. Daß da vor ihnen ein Wirt war, sah man gleich. Einer, der die Stuben vollstopfte wie eine Kolonialwarenhandlung, in der man auch Schnaps und Wein bekam. Die Wände waren bereits bis an die Decke mit Plakaten bemalt, überall stand jetzt, daß — und was — und mit wieviel Zehrpfennigen man zu essen und zu trinken bekam. Die Tische im Raume waren so reichlich, daß man sich nicht rühren konnte. Man mußte sich durchdrücken, obwohl jetzt noch niemand weiter da war, als die beiden ersten Gäste. Das war Bethusys Vergnügen, zu denken, daß er ein Wirt wäre, recht einer, der in Rauch und Wirbel

steht und schmunzelnd zusieht, wenn alle Hände und Augen begehren — und auch schelten, wenn es nicht schnell geht — nur um Geschäfte zu machen. So ein Wirt war er. — Und aus der Baude war ein rechtes Schenkhaus geworden für all die Leute aus dem Tal, die nicht mehr wissen, was eine Heimat ist — für Beamte — oder für Händler — die an jeder Stätte ihre Heimat haben, wo nur Ware in Geld reichlich sich verwandelt. Und Frau Bethusy ging in dem neuen Hause um. In der Küche war ein Herd errichtet, ganz wie in Restaurationsküchen. Wenn nur bald ganze Schwärme kämen. Nun konnte man sie bekochen. Und sie schalt mit einer Magd und einer Schleußerin und machte kein Hehl, daß die Rubenern nichts verstanden, als Milch zu melken und Butter zu schlagen — aber von Kochen und Braten keine Spur. Und auch sie sagte, während sie in die Holzkammer hinauf an mächtigen Betten mit trug: „An schlafen konnte man früher hier gar nich' denken, denn die Leute waren zu schlecht gewöhnt.“ Man fühlte ihr wirklich die Würde an, und die Schleußerin und die Magd, die beide bis ins Gesicht im Bette trugen und mit Federn und Staub bis in den Mund voll waren, lachten. Denn sie dachten jetzt ebenso — ganz nach ihrem Leben, dem sie als Hebel und Häkchen dienen mußten — daß hier ein gutes Schenkhaus an das alte, elende gewachsen war — und wußten nicht, daß unter ihrem Geist und Tun eine schicksalsdunkle Heimstätte begraben lag. Ganz begraben — für einen, der ausgezogen, ohne groß Worte und Wesens zu machen, ins Unvermeidliche schließlich stumm ergeben, so daß nur die Frau geweint hatte, wie sie, den Säugling im Arm, das letztemal zurücksah, und dann auch die kleine Ella weinte, weil sie die Mutter weinen sah. Ganz begraben — wenn nun Zechbrüder und Beamte kommen würden, mit lustigen Schlachterstöchtern zu tanzen bis ins Morgengrauen. Heidi! — es war ein Schenkhaus geworden — alle Sommertage — und Bethusy und sein Weib und Schleußerin und Kellnerin, alles war am rechten Flecke. Gute Wirte und gute Bedienung.

Rubeners Leute saßen in einem kleinen Dorfe im Tal, und Frau und Kinder, die noch übrig waren, lebten von der Zeit an viel allein. Die Mutter hatte ihr Kleines zu versehen und zwei Kühe, die sie in dem einlitzigen Häuschen am kleinen Steig drüben halten konnte. Ella lebte und wuchs heran. Rubener war jetzt selten zu Hause. Er hielt es nicht aus. Einmal aus den Bergen ins Tal gekommen, hatte er sich keinen Rat gewußt, hatte bald einen kleinen Wagen mit einer großen Orgel gekauft und einen Pony vorgespannt. Er zog nun im Lande um und verdiente im Wandern. Man sah es ihm an, daß es ihm nicht aus Lust gekommen war, nur aus Gram und aus der Notdurft. Er sorgte so für die Seinen. Er sah stumm drein all die Jahre, wenn er neben dem Wägelchen herging und den Fuchspony am Lenkseil riß und antrieb. In manchem böhmischen Dorfe gab es ein Aufsehen, wenn die dröhnende Orgel kam. Weiber und Kinder umstellten sie und lachten und tanzten. Er spielte viele

lustige Weisen, und es ging ein mächtiges Brausen aus dem dunklen Kasten, den er drehte, weit hinaus über die Dörfer. Aber er sah finster drein. Er hörte die Klänge kaum. Und wenn er im Wirtshause nachts Rast hielt, war er immer dumpf für sich, der Kurzbärtige; Gram lag in seinen Mienen und eine Verachtung, daß ihm kaum ein Fremder nahte. Jahre vergingen. — Wenn er dann einmal daheim war — selten — wenn das Kleinste, das längst ein launiges Mädchen geworden, Martin ähnlich, ihm neckend ins Grauhaar fuhr — die Mutter merkte es heimlich, daß er da doch noch wieder flüchtig lachen konnte. Aber Fremde sahen das nie. Die Menschen draußen gingen an ihm vorüber, wie die Bäume am Wege. Sie sahen einen Düsteren und Gramvollen — und einen Verächter. Und wußten nicht, daß er mit einer unbegreiflichen Sehnsucht umherging, — daß er nur wanderte, um Ruhe zu suchen, vergeblich — jahraus — jahrein.

Aus meinem Tagebuch

Nebel

Gestern nach dem Abendbrot machte ich einen Spaziergang und entzückte mich an den mondlichten Nebeln. Ich schritt in einem Lichtdämmer. Da und dort, weit und rätselhaft ein Haus, ein Baum, eine seltsame Gestalt — und über mir wogend feiner Silberdunst, der sich hob, mich umschwebte, sich löste, mir für Augenblicke die diamantenen Sterne enthüllte und sich wieder schloß. Ich stand lange am Bache, unten auf meinem Grunde, sah die traumhaften Hänge der Wälder und lauschte in Totenruhe dem seelenhaften Geplauder und Plätschern und Tuscheln und Klingen, das die schimmernde, blendende Nebelwelt erfüllte. Dann, wie ich zur Kirche aufstieg, schwand der Lichtdunst hinweg, — plötzlich; — die Häuser in meiner Nähe waren blank und klar, die Wiesenmatten lichtgrün, die Wälder schwarz, der Himmel ätherklar. Ein wahres Wunder! Und unter mir, fast zu Füßen, lagen die weichen, mondbeglänzten Wolkenzüge hereingedehnt von tieferen Tälern und stauten zurück. Ich ging H. B. holen. Es war ein bestrickendes Wandelbild — aus Mondlicht und Dämmer und glastender, farbiger, stolzer Bergwelt und Himmelswölbung und Sternengewoge. Wir schritten noch einmal zur Kirche. Gegen Mariental lag es flatternd wie Silberschein. Dazu rauschten die Zackenwasser herauf. Sonst Totenruhe. H. B. sagte: Daß es etwas Befreiendes habe, wenn man sähe, wie die Welt sich so vor Augen verwandele und umbilde. Das Starre und Feste — wo hat es seinen Sitz? Man bekommt Mut, auch mitzutun und mitzubilden. — Und mir kam das Wort der Genesis in den Sinn: „Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern". Der Geist Gottes — als Nebel — wie er mit Liebe das Land einhülle und entschleiere, wie tändelnd, um immer wieder neue Wunder am Nächsten und Bekanntesten zu entschleiern. Was für ein schlichtes Mittel — und wie groß das

Wirken. — Und nun sahen wir, wie der Wind von Westen in die Nebel hineinblies und im Nu das Tal klar war vom zartesten Hauche — und die Lichtdünste sich zu Bergen häuften, von unserem Tal zurückgehalten, wie von unsichtbarer Hand. Wir haben lange gestanden und dem Schleierspiele Gottes zugesehen.

Gib acht!

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einemmal.
O gib acht! Gib acht!

Weites Wunderland ist aufgetan;
silbern ragen Berge traumhaft groß,
stille Pfade silberlicht talan
aus verborg'nem Schoß.

Und die hehre Welt so traumhaft rein.
Stummer Buchenbaum am Wege steht
schattenschwarz; — ein Hauch vom fernen Hain
einsam leise geht.

Und auf tiefen Grundes Düsterheit
blinken Lichter auf in stumme Nacht.
Trinke Seele! Trinke Einsamkeit!
O gib acht! Gib acht!

Erdgeboren

Über mir in wolkigen Lüften
wogen Lerchen traumverloren.
Tief im Heidekraute lieg' ich,
fühle mich so erdgeboren.

Ganz als ob ich aus der Scholle
wild entwachsen wär', wie Bäume,
leicht vom Heidewind geschaukelt,
Erde halb und — halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
aufgeflogen wär' mit Schwingen,
hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb — und halb doch Klingen.

Wenn ich hoch oben geh

Wenn ich hoch oben geh,
schwinden die Qualen,
fängt mir die Sonne an,
Schlösser zu malen.
Und rings die weite Welt
ist für mich hingestellt.
Wenn ich hoch oben geh,
wird mir so frei.

Wenn ich in Höhen geh,
unter den Sternen,
längst unter Wolken ruhn
Täler und Fernen,
und rings nur Felsen stehn,
und starke Lüfte wehn.
Wenn ich hoch oben geh,
wird mir so frei.

Wenn ich zu Tale geh,
klingt es dann weiter.
Was mir hoch oben klang,
wird mein Begleiter.
Wandle durch tiefe Nacht,
hab' es doch heimgebracht.
Was über Wolken klingt,
nur das macht frei.

Frühling

I.

O weiche, silberne Frühlingsnacht!
Ich atme wieder deinen Duft,
ich fühle wieder, wie sanft und sacht
deine Schwinge haucht durch die Dämmerluft.

Ich stehe in meinem Giebelraum
und blicke ahnend ins weite Land:
und über Wiese und Bach und Baum
streicht schimmernd ihr bleiches Gewand.

Und sie kost die schlummernde Knospe am Strauch
und im Neste das träumende Lebenslicht
und die Welle, die emsige Murmlerin auch,
es schlummert alles — und träumt und spricht:

„O weiche, silberne Frühlingsnacht!
Wir atmen wieder in deinem Duft,
wir fühlen wieder, wie sanft und sacht
deine Schwinge haucht durch die Dämmerluft."

Und die Schimmernde streift mich leise und lind
und lockt und flüstert im Weitergehn
und lockt ein törichtes Träumerkind
durch Nacht und Frühling in Sternenhöhn.

II.

Über Bergen goldne Ketten,
dunkel noch im tiefen Tale —
leise haucht ein Rosenschein.
Über Bergen goldne Ketten,
Stare pfeifen Frühlied in der Linde,
Murmelbäche rauschen drein.

Klarer wird's mit einem Male:
Bergeswogen — blaue Hügel —
und im Grunde blinkt ein Teich.
Klarer wird's mit einem Male,
Sonnensaum umsprühet schon die Gipfel
und enthüllet weites Reich.

Und nun steh ich ganz im Scheine
deiner goldnen Strahlen, Sonne!
Alles rauscht und alles glüht.
Und nun steh ich ganz im Scheine
deiner ewig reichen Wonnen, Frühling,
und mein einsam Bergnest blüht.

Wenn die Frühlingssonne wieder scheint,
und in meinem Tale Blumen blühn,
ist's als müßt' ich mit dem hellen Sonnenstrahle
schweifend über Busch und Berge ziehn,
weit empor in klare Himmelräume,
tief hinein in ew'ge Weltenträume
nun als warmer Lebensodem glühn.

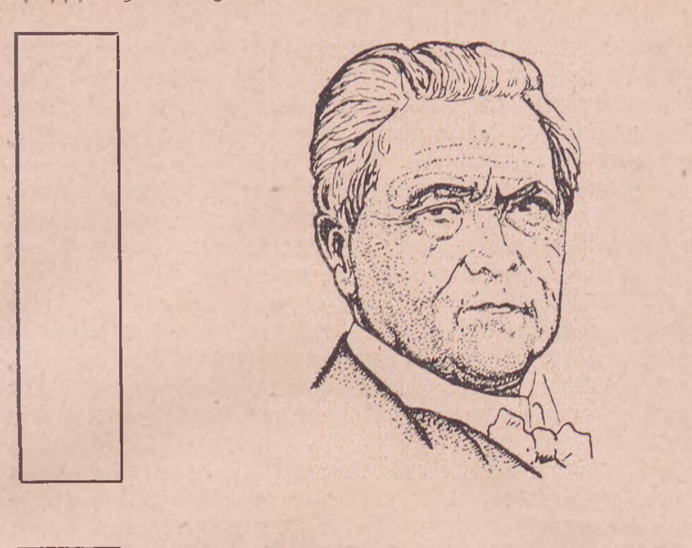
Einmal . . .

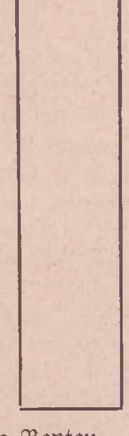
Einmal schien die Welt
dir so weit, so weit.
Einmal schien die Stunde
dir wie Ewigkeit.
Einmal schien das Leben
sonnig überreich.
Einmal deuchtest du
dich Göttern gleich.

Aber einmal muß
die Sonne trüber sein.
Einmal geht der Weg
dir enger ein.
Einmal scheitest du
nur sorglich Schritt um Schritt;
einmal schreitet
ein Begleiter mit.

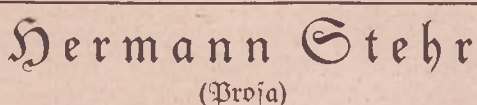
Richtet deinen Blick
dann unverwandt
auf ein blumiges
Gräbergartenland. —
Einmal wirst du
unter Erd' und Rosen liegen,
Einmal wird dein Sein
wie Hauch verfliegen.

Die Erzählung „Eine Heimstätte" ist des Dichters Buch „Aus Hütten am Hange", die Gedichte sind dem Buch „Aus meinem Tagebuch", beide verlegt bei Georg D. W. Callwey, entnommen. „Nebel" stammt aus alten Tagebüchern des Dichters, die, selbst nicht zum Druck bestimmt, als Grundlage für „Aus meinem Tagebuch" dienten. Einige solche Tagebuchblätter, darunter „Nebel", wurden erstmalig im 14. Jahrgang der Monatsschrift „Die Bergstadt", Verlag W. G. Korn, Breslau, veröffentlicht.

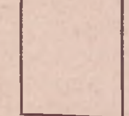




Hugo Bantau



Hermann Stehr
(Prosa)



Wendelin Heinelt

Der Arbeiter Heinelt hatte ein Weib und sieben Kinder; aber weil er meistens Kartoffeln und Kaffee blasen mußte, wie daheim in seines Vaters kleiner Stube, waren seine Brust und seine Wangen eingefallen, und obzwar ihn niemals Krankheit plagte, so taugte doch seine Gesundheit nicht allzuviel, und mit dem Durchkommen hatte es allemal sein Wenn und Aber.

Er führte den schönen langen Namen Wendelin und hatte es sein Lebtag doch nie lang hängen lassen können, sondern mußte hinter jedem Pfennig her sein wie der Teufel hinter einer armen Seele.

Als es in seinem Heimatsorte nun durchaus nicht vorwärts gehen wollte, dachte Wendelin, wo die Herde groß ist, muß auch die Weide gut sein und zog mit Sack und Pack in ein Dorf, das größer war als manche Stadt. Dort wohnte er in einem Hause mit hundert anderen Menschen zusammen. Das Gebäude sah aus wie ein ungeheurer, behauener Steinkasten, und guckten die Leute zum Fenster hinaus, so konnte man nicht anders denken, als sie seien sämtlich Gefangene.

Also ging es dem Wendelin Heinelt auch hier nicht zu gut, trotz seines reichen Namens. Aber er verlor den Mut nicht, denn das war das einzige, was ihn aufrecht erhielt. Er sang zwar nie, gehörte jedoch

Beltz' Bogenlesebuch ✶ Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer

zu jenen Menschen, die den Mund bloß so oder so stellen dürfen, da ist das Lied fertig.

Manchmal standen seine Augen doch quer im Kopfe, und allerhand lief auf den geheimen Wegen seiner Seele, was er nicht hindern konnte, so unbehaglich ihm auch davon wurde.

Auf diese Weise litt er eines Sonntagsmorgens mehr als je vorher. Der Frühling hatte das erste Laub an die Bäume gehängt. Wendelin lehnte an dem Zaune des kleinen Hofes, der hinter dem großen Hause war. Geputzte Leute, Weiber und Männer und auch ganze Scharen Kinder gingen auf dem Wege dahin, der nicht weit davon übers Feld lief und in die große Chaussee mündete, die nach einigen Krümmungen sich im Walde verlor. „Die haben's gut," dachte Wendelin bei sich, „lassen Sorge und Kummer in der Ecke ihrer Stube liegen und steigen auf die Berge, daß sie auch einmal Luft kriegen nach dem Krummstehen die ganze Woche lang."

Da, wo er lehnte, wuchs ein Ahornbaum, und wie er so in den Ästen hinaufsah, um doch auch etwas von dem großen Himmel zu haben, bemerkte er, daß die jungen Blätter am Wipfel schwarz geworden waren und welk herunterhingen, als habe sie jemand während der Nacht verbrannt. Die anderen Bäume, die ein wenig abseits in einer Mulde sich angesiedelt haben, waren unversehrt. Denn in der Nacht war ein Frost durch die Luft gefahren und hatte dem Ahorn am Zaune so übel mitgespielt; die anderen aber hatte das Land geschützt.

„Dir geht's wie mir", simulierte Wendelin weiter, „und wenn ich mich nicht wegmache, so haben wir, ich, mein Weib und meine sieben Kinder bald keinen gesunden Trieb an uns. Denn ist Armut nicht schlimmer als Frost?"

Weil er aber so schnell nicht fortlaufen konnte, wollte er seiner Not wenigstens auf ein paar Stunden aus dem Wege gehen und wie die anderen auf die Berge steigen. Also wartete er einen günstigen Augenblick ab, da seine Frau in dem Keller war, ging in die Stube, schnitt sich verstohlen ein tüchtiges Stück Brot los, rieb Salz darauf und machte sich aus dem Staube. Während er so den anderen nachging, übers Feld, die Lindenallee entlang, dachte er nach, was er alles kaufen wollte, wenn er einmal so viel Geld hätte, daß es mit zwei Händen nicht zu fassen wäre: neue Hemden für alle, Hosen für die Jungen und sich, seinem Weibe einen neuen Rock und wenn's langte, ein Umschlagetuch mit einer Blumenkante. Vor allem aber, wenn er das Glück haben könnte, müßte alle Tage ein Stück Fleisch im Topfe sein. Das andere würde sich schon finden. Denn ein satter Magen macht Courage. Kaum aber war er einige Schritte weiter gegangen, da warf er die alten Wünsche um und dachte an vier Handvoll Geld und das Nötige dazu, und je mehr er verlangte, desto unglücklicher wurde er. Die Leute vor und hinter ihm lärmten in ihrer Fröhlichkeit gar so sehr, so daß Wendelin nicht sinnen konnte, wie er wollte, den Faden verlor und vom Hundertsten ins Tausendste kam. Deswegen sah er sich um, auf welchem Wege man der lauten Gesellschaft am schnellsten entrinnen könne. Ein paar hundert

Meter im Walde teilte sich die Straße, und es wurden drei Steige daraus: links und rechts ein gemächlicher, wohl geebneter Pfad, wie der Weg in einem Herrgottsgarten, in der Mitte eine enge Stiege, jäh und steil, rechts in eine Wildnis von Steinen hinein. Auf dem schritt er weiter, und nachdem er sich mit dem Steiglein um ein paar Felsblöcke gedreht hatte, klang das Singen und Johlen der anderen fern und undeutlich wie aus einem geschlossenen Topfe, und Heinelt wußte selbst nicht mehr recht, wo er war. Es hatte alles ein so eigenes Aussehen um ihn her.

„Wenn ich nicht wüßte, daß das der Ochsenkopf ist, über den ich hinaufklimme, so möchte ich wohl glauben, ich habe mich verlaufen und sei in einem fremden Lande,“ sann er für sich hin. Weil er meinte, sich leichter daheim zu fühlen, wenn er an sein Weib und seine Kinder und seine enge Stube denke, so fing er wieder an, über sein Elend nachzugrübeln. Doch es wollte ihm nicht glücken. Allemal, wenn er aufsah, war es ihm, als seien die Steine, die so still und stumpf mit krummen Rücken im Moose hockten, eilfertig wie die Katzen über seinen Weg gesprungen, während er so hinging, die Augen auf den Weg geheftet. Je weiter er kam, desto toller wurde es: die Bäume zogen die Wurzeln aus dem Boden, umschlangen sich mit den Ästen wie Braut und Bräutigam und tanzten den Berg hinauf und hinunter. Die Steine hüpften lautlos umher wie wilde Kaninchen. Heinelt wurde es ganz heiß um den Kopf, und er meinte, es sei eine Krankheit über ihn gekommen.

Indem er hilfesuchend seine Augen umhergehen ließ, sah er nicht weit von sich eine geräumige Höhle, hoch wie ein stehender Mann und rechts und links darin lange, liegende Steine wie Bänke. Dort hinein ging er, nahm sein buntes Taschentuch, trocknete sich die Stirn, setzte sich dann und begann sein Salzbrot zu verzehren.

Er wußte nicht, daß er in der Gegend der laufenden Steine sei, und wie er so sah und aß, rückte die lange Felsbank mit ihm vom Flecke immer tiefer in die Höhle hinein. Anfangs merkte er davon nicht das Geringste, weil er von der Freude der Sättigung ganz eingenommen war. Als er aber die letzte Kruste verzehrt hatte, die Krumen von seinen Hosen in die Hand strich, den Kopf zurückbog und die Brosamen vorsichtig als Nachtisch in seinen Magen schickte, gewahrte er mit Entsetzen, daß er mitten im Berge sei. Den Eingang zur Höhle sah er nur noch wie ein Talglicht schwelen. Die Steine aber liefen durch den Berg wie Hasen, hinter denen der Hund dreinjagt. Die Stürme der Tiefe brausten, die Felsen barsten krachend vor ihm auseinander und schlossen sich donnernd hinter ihm. In jedem Augenblick sah er die Reichtümer des Erdinnern golden, silbern, in tausend Farben aufschimmern, daß er die Augen geblendet schließen mußte. Er hielt sich nur immer mit beiden Händen an dem Steine fest, um nicht herunterzufallen, und weil er mit dem Leben abgeschlossen hatte, so fürchtete er sich gar nicht mehr so sehr. Endlich liefen die Steine langsam und immer langsamer. In der Ferne tauchte Helle auf, so winzig wie ein Grubenlicht, ward größer und größer.

Zuletzt stand der Stein still, und Wendelin Heinelt saß am Ausgange der Höhle und wußte nicht, ob diese Fahrt wirklich so vor sich gegangen sei, oder ob er nur geträumt habe. Er trat vor die Höhle und sah sich um. Da lagen Steine wirr durcheinander, und Bäume standen dazwischen gerade wie vorher.

„Weil man nichts Rechtes in den Magen kriegt, kommen allerhand solche schwache Stunden über einen, und man sieht dann Hölle und Teufel durcheinander," überlegte Wendelin bei sich und ging den schmalen Steig weiter. Plötzlich stand ein Mann vor ihm, der war gekleidet, wie es unter den Bürgern vor hundert Jahren Mode war, hatte einen langen Rock mit einer Spitzenkrause um den Hals, kurze Samthosen und Wadenstrümpfe, die in Schnallenschuhen steckten. Er nahm den Dreistutz ehrerbietig vor dem armen, mageren Wendel Heinelt ab, verbeugte sich tief und ging dann stumm auf dem Wege weiter, immer zehn Armlängen voraus. Der Erstaunte sah ihm nach und wollte warten, bis er hinter einer Biegung verschwunden sei und dann den Berg schnell hinunterlaufen, denn es wurde ihm unheimlich zumute. Der Unbekannte drehte sich jedoch nach ein paar Schritten nach Wendel um und klopfte mit dem spanischen Rohr, das er in der Hand trug, einige Male auf den Boden, daß es war, als klänge ein goldenes Glöckchen aus der Erde herauf. Der Laut war so verlockend, daß Wendel alle Scheu verlor und dem seltsamen Manne nachging, weil er meinte, so schlimm könne es nicht werden und zum Fortlaufen sei immer noch Zeit. Er war sogar ein wenig fröhlich, daß ihm in seinem eintönigen Leben auch einmal etwas Seltsames begegne. Sein Führer schritt gravitätisch vor ihm her, nicht anders wie ein Priester, der zur Kirche geht, und Heinelt schluckte noch bei rechter Zeit die Frage hinunter, ob er auch verheiratet sei und Kinder habe. Gleich darauf aber bemerkte er, daß der wunderliche Mann zweierlei Strümpfe anhabe, auf dem linken Bein einen blauen, auf dem andern einen roten. Das deuchte ihm gar so komisch, daß er, ohne sich lange zu bedenken, rief: „Heda! Guten Morgen!"

Sogleich drehte sich der Mann um, nahm ehrerbietig den Dreistutz vom Kopfe, senkte sein Gesicht und wartete, bis Wendel bei ihm war.

„Ihr habt's wohl eilig gehabt, heute morgen aus dem Bett in die Kleider zu springen?" fragte er ihn. Der Mann lächelte ihn traurig an.

„Na, ich meine, weil Ihr den blauen Wochen- und den roten Sonntagsstrumpf auf einmal angezogen habt."

Der Mann gab noch immer keine Antwort.

„Na, so redet doch! Ich bin auch ein armer Teufel, und wenn Euch etwas drückt, so sagt es mir immer frei heraus. Vielleicht kann ich Euch raten, ich bin nämlich der Heinelt Wendelin."

Über des Mannes Lippen kam kein Wort, aber sein Gesicht nahm jetzt einen so schmerzlichen Zug an, als trage er die Qual von sieben Kirchdörfern auf einmal mit sich herum unter seiner gelben Weste. Unter Kopfschütteln bedeckte er sich wieder mit dem Hut und ging auf dem Wege weiter, wobei sein Stock jene liedartigen Töne aus den Steinen schlug, die es Wendel unmöglich machten, fortzulaufen. Der Pfad stieg noch

einmal ganz besonders steil bergan, das Duster des Hochwaldes nahm immer mehr ab — und bald standen sie auf dem Gipfel, an den sich rechts und links, von Einsattelungen getrennt, andere schlossen, größere und kleinere. Wie mit einer Schere war quer über den Scheitel eines jeden Berges der hochstämmige Wald weggeschnitten. Alle südlichen Lehnen, jene, die vor ihren Augen lagen, trugen unzählige junge Bäumchen, jedes nicht größer als ein Zylinderhut, den ich ins Gras stelle. Wendel sah auf seinen Begleiter, der neben ihm stand, um ihn aufmerksam zu machen, wie lustig das anzusehen sei. Der aber war ganz in den Anblick der Ferne versunken, wo sich zwischen einzelnen Bergen die Ebene auftat: Dorf an Dorf, getrennt von fruchtbaren Feldbreiten, Flüsse und Seen dazwischen, ein buntes, bezauberndes Spiel, immer blasser und blasser, bis es zuletzt nur ein grauer Hauch war, der sich mit dem Blau des Himmels vermischte. Gleich darauf wandte sich der Unbekannte an Wendelin, und nach einer ehrerbietigen Reverenz ging er um ihn herum und klopfte mit seinem Rohr auf vier Steine, die nach den vier Himmelsrichtungen lagen und wie Grenzsteine aussahen, aber Sterne auf ihren oberen Flächen trugen. Sobald der klingende Stock einen Stein berührte, verschwand der Stern, und ein herrliches Lied machte sich aus dem tiefsten Boden los und stieg langsam empor. Als der sonderbare Mann wieder auf seinen vorigen Platz zurückgekehrt war, spürte Heinelt sich von vier singenden Strömen eingeschlossen, die aus der Erde sich gerade in den Himmel hinauf ergossen. Davon bekam er ein Gefühl, als ob nie ein Kummer sein Herz versehrt habe.

Voll innigen Dankes richtete er seine jung gewordenen Augen auf seinen Wohltäter. Dieser nickte, zufrieden mit seinem Erfolge, bedeutete ihm aber mit einer geheimnisvollen Gebärde, daß er noch mehr zu schenken bereit sei.

Er hob den Stock und richtete seine Spitze gegen die Ferne des Horizonts. In dem Augenblicke, da sie dem grauen Hauch des Sehkreises gerade gegenüber stand, brachte der Wundermann das andere Ende an seine Lippen und begann blasend seinen Atem in den Stock zu treiben. Davon verlängerte sich dieser immer mehr, fuhr über alles Land hin und bohrte sich endlich in den Nebel der fernsten Ferne ein. Er war dünn geworden wie das Schweifhaar eines Pferdes und zitterte im Winde.

Heinrich erkannte, daß der merkwürdige Mann alle diese Kunststücke zu seinem Pläsier machte, traute sich aber nicht ein Wort zu sagen, weil er den Kleinen in sehr großer Aufregung sah. Wahrhaftig, der Mann war nicht groß, und Heinelt wunderte sich, dies erst jetzt zu bemerken, denn es war doch unsinnig, zu denken, er sei eingefahren, seit er in den Stock geblasen habe. Auf alle Fälle wollte er nichts aus den Augen verlieren. Die vier singenden Ströme flossen indessen ohne Aufhören aus der Erde in den Himmel. Plötzlich tat der Zauberer einen lauten Schrei in einer unbekannten Sprache. Das Wort ward sichtbar und flatterte wie ein leuchtender Käfer an dem Haar entlang, so schnell,

daß es aussah wie ein brennender Strich. Als er an das Grau der letzten Ferne stieß, gab's einen feinen Knicks.

Auf dieses Zeichen brachte der Mann den Stab wieder an seine Lippen und begann seinen Atem noch viel heftiger hineinzudrücken als das erstemal, daß ihm die Wangen standen wie den Engeln, die das letzte Gericht herbeiblasen. Die ganze Welt, Himmel und Erde, die doch immer wie eine Kugel um uns steht, schien nichts anderes zu sein als eine große, bunte Seifenblase an dem Stock des geheimnisvollen Zweistrumpfes, der seinen Atem immer stärker hineintrieb. Die übermenschliche Gewalt seiner Lungen zerbrach die Säulen der Ferne und schob die Wände des Sehkreises immer weiter auseinander, so daß bald die ganze, ganze Welt vor den Augen Heinelts lag: alle Könige und Bauern, die Städte samt ihren Bürgermeistern, keine Zehe und kein Zahn fehlte, kein Wasser und kein Berg. Und Wendelin wußte sich gar nicht zu fassen vor Staunen. Er rief nur immer gerade aus: „Sieh, die goldene Stadt! — Sieh, das endlos grüne Meer! Oh, die tausend Kühe!" und hätte gar nicht mehr aufgehört, wenn auf seine glückvollen Rufe nicht ein Stöhnen geantwortet hätte. Das wurde immer verzweifelter und qualvoller. Endlich konnte er beim besten Willen nicht anders, als auf den Zauberer einen Blick zu werfen. Was er da sah, war zum Erbarmen. Der Zauberer war eingeschrumpft, daß er nicht größer war als ein großer Weihnachtsstriezel, zitterte am ganzen Leibe in großem Schmerz, und Tränen strömten über sein Antlitz, das weiß war wie der Kalk, ehe der Maurer Sand hineintut. Doch konnte er von dem Rohr nicht loskommen und mußte immer hineinblasen, ohne Aufhören. Heinelt wollte ihm beispringen. Die vier singenden Ströme, die um ihn waren, hielten ihn gefangen, und so mußte er mit ansehen, wie der Zauberer unter Stöhnen sich immer mehr in den Stab hineinblies, bis er ganz darin verschwand. Der Stock zog sich langsam ein, als sei er das Horn einer Schnecke, wich immer mehr in die Unendlichkeit um ihn, und Heinelt konnte bald gar nichts mehr davon sehen. Die Schönheit der ganzen Welt lag vor seiner Stirn ausgebreitet. Nur ein leiser, weher Schleier hing darüber, der vorher nicht gewesen war. Das ist vielleicht das Stöhnen des Mannes, der sich um meinetwillen in die Welt verschwendet hat, sagte Heinelt bei sich, und trotz aller Freude über das schöne Wunder da vor und um ihn übermannte den Guten eine schmerzvolle Rührung. Nach einigem Besinnen fiel ihm aber ein, daß auf Erden nichts verloren gehe, und sei der Zauberer zu dem Stock hineingefahren, so müsse er doch wohl auf der anderen Seite irgendwo herauskommen. Das gab ihm seinen frohen Mut wieder, und er hob seinen Blick wieder in all die unaussprechliche Schönheit der Welt hinein. Das dauerte aber nicht länger, als du die fünf Nägel deiner Hand gezählt hast, so kam eine Verwandlung in alles. Die Fernen wurden unruhig wie ein Tuch, das jemand schwenkt, hoben sich auf und nieder und rückten immer näher.

Heinelt wußte anfangs nicht recht, was das für eine Bewandtnis habe. Dann sah er aber, daß sich alle Weiten in einen Vogel mit glänzendem Gefieder ergossen, der gerade auf ihn zuflog und immer kleiner

wurde, je näher er kam. Zuletzt war er nicht größer als eine Blaumeise, schwirrte ihm einigemal um den Kopf und verschwand unversehens in sein Ohr.



Hugo Bantau

Wendel dachte, sein Kopf müsse platzen, als die ganze Welt so hineinflog, und duckte sich, um nicht zu grob aufzuschlagen. Doch er fiel gar nicht um; nur ein Schwindel benebelte ihm einen Augenblick das Bewußtsein. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war alles, wie es immer gewesen war. Er stand auf dem Ochsenkopf, und drunten hinter dem Walde sah er den Rauch der Essen und das Dorf, in dem er zu Hause war.

Sogleich stieg er hinunter, um noch rechtzeitig zum Mittagessen daheim zu sein. Die Absätze seiner Schuhe waren von all den Wundern an die Fußspitzen gedrückt; aber er spürte es nicht. Und während er seinem Hause zuzustreben glaubte, entfernte er sich immer weiter aus seinem Leben und schritt in die wundersamen Verschlingungen des Daseins.

Wenn etwas Großes an uns geschehen ist und die Seele sich wieder von den Erschütterungen erholt hat, dann wissen wir nicht, ob das Traum oder Wirklichkeit war, in dem wir noch eben gleich einer geheimnisvollen Blume geblüht haben.

So erging es auch dem armen Wendel Heinelt. Indem er die Lindenallee entlang seinem Dorfe zustrebte, versuchte er, sich alle Vorgänge zurechtzulegen, um zu wissen, was eigentlich mit ihm auf dem Berge geschehen sei. Doch er kriegte es nicht heraus; nur soviel spürte er, daß er nicht derselbe wie heute morgen, sondern ein ausnahmsweise tüchtiger Kerl sei. Sein Gang war leichter, sein Kopf stand stracks zwischen den Achseln, wie ein Ballon, der steigen will, und die Arme waren nicht mehr so steif wie Karrendeichseln. Die Leute, die an ihm vorübergingen, sahen nichts von alledem und trollten dahin, wie er es sonst auch getan hatte, das Gesicht zur Erde gekehrt und suchten den gestrigen Tag. Heinelt hatte daran, daß niemand seine Veränderung sah, eine Freude, die er sich nicht recht verzeihen konnte. Und wie er an den Zaun kam, der das kleine Höfchen hinter dem Hause abschloß, lehnte da der Wirt des Hauses hinter dem engen Türchen, durch das er mußte, und rauchte seine Zigarre. Er war ein ungeschlachter, gemästeter Mann, sein Gesicht rot, als sei es mit Kälberblut bestrichen, und die Augen vor Hochmut starr wie Glasknöpfe. Sein Bein stemmte sich schräg vor das Pförtchen, daß kaum jemand ein noch aus konnte. Und auch da Wendel Heinelt, dem doch die ganze Welt in den Kopf geflogen war, auf den Zaun zuschritt, zog der Dicke das Bein nicht zurück.

Ich will doch sehen, ob er nichts merkt, dachte der Verschlungene, und sagte keck: „Guten Morgen. Machen Sie sich auch ein Vergnügen? Der schöne Tag lohnt sich wirklich.“ Dabei sah er scharf auf das quere Bein.

„Wenn jeder Esel draußen herumläuft, kann ich wohl auch an meinem Zaune lehnen,“ antwortete der Flöz und ließ sein Bein stehen, wo es stand. Gut oder böse, Wendel Heinelt mußte über das Bein hopsen, und der Fette lachte höhnisch hinter ihm drein, daß sein Kehlbraten wackelte.

Traurig, daß er sich alle Grobheiten einstecken mußte, verzehrte Heinelt sein Mittagessen, stopfte eine Pfeife, legte sich unter die Bäume der Mulde, die der Frost nicht getroffen hatte, und dachte darüber nach, wenn ihm der Mann mit den zweierlei Strümpfen schon was Gutes antun wollte, so hätte es auch was anderes sein können. Das, was er hatte, ging doch auf keine alte Hose zu flicken. Dann sann er den ganzen Nachmittag nach, was er wählen würde, wenn er wüßte, daß jemand seine Wünsche erfüllen könne. Als das Abendrot am Himmel aufging, war er wie trunken davon, erhob sich und kroch ins Bett.

Sein Weib hatte ein behutsames, lindes Gemüt und ging so vorsichtig mit Worten um, als sei es goldenes Geld. Sie hörte wohl ihren Mann tief Atem holen, wußte aber, daß er nicht schlafe, mochte er auch still liegen mit dem Gesicht gegen die Wand und tun wie eine Maus-

vor dem ersten Speck. Geruhig saß sie und wiegte das Jüngste in den Schlaf und sang dazu so leise, als halte sie eine Blume zwischen den Lippen. Da machte das Büblein bald ein Fäustchen und drehte das Köpfchen auf die Seite. Das war das Zeichen, daß es der Engel in seinen Arm genommen.

Nun lag das Weib auch und sann nach, wie sie es beginnen solle herauszukriegen, was ihren guten Wendel quälte. Es fiel ihr aber nichts ein; darum sagte sie auf gut Glück: „Wenn die Sonne so weiter scheint, werden die Bäume bald blühen."

Wendel, der wirklich noch wach war, spürte gleich, wo das hinaus wollte und dachte: „Mit Markus fängt sie an, und den Herrn meint sie." Weil er aber der Ansicht war, es sei für des Weibes Ruhe besser, sie erfahre nichts von dem Manne mit den zweierlei Strümpfen und dem Wundersteden, so gab er sich den Anschein, schon zu schlafen und fing sogar nach einer Weile an, ganz laut zu schnarchen. Die Frau redete noch einige Fragen leise in die Nacht und beruhigte sich dann.

So nahm Wendel das Geheimnis mit in den Traum und schlief mit ihm die ganze Nacht, ohne zu mucken. Darum geriet er ganz in seinen Bann.

Als er erwachte, war Montag, und die Plage fing wieder an. Er hatte ein wenig verschlafen und warf sich ohne Umsehen seine Arbeitskleidung über. Der Kaffee dampfte schon auf dem Tische, ein schöner Laib Brot lag daneben, und sein Weib saß ihm gegenüber. Sie sah ihn manchmal unauffällig an, um herauszubekommen, ob er derselbe sei wie alle Tage seit ihrer Verheiratung.

Heinelt war die Nacht auf allen sieben Bergen gewesen, und die gute Frau sah das wohl an seinem Gesichte, schob aber die Schuld auf die Eile, die er hatte. Sie ging ihm auf alle Weise zur Hand, damit er so schnell wie möglich fortkomme. Beim Abschied fuhr sie ihm lind an der Wange herunter und sagte: „Grab dir einen anderen Tag aus."

Froh, daß sie ihn nicht mehr gefragt hatte, sprang er die Treppe hinunter und begab sich auf den Weg zur Grube. Denn es waren um das Dorf herum eine Anzahl Schächte, aus denen man Kohle heraufholte. Heinelt, der nicht genug Kräfte hatte und auch die Sonne nicht so lange entbehren konnte, war nur über Tag beschäftigt. Sonst schichtete er Holz, schüttete die Hunde aus und planierte wohl auch die Halde. Seit Tagen aber war er Erdarbeiter geworden. Um die Melchiorgrube, so hieß die Stelle, an der er beschäftigt war, sollten neue Gebäude errichtet werden, weil ein kluger Mann in der Erde ein Erz entdeckt hatte, das noch viel kostbarer als Kupfer und Eisen war, dessen Namen sich aber Wendel nicht behalten konnte. So kurios war er.

Wie er also seinem Arbeitsplatz zuschritt, dachte er nach, wie reich und glücklich die Besitzer werden würden, wenn alles gelungen sei und die eisernen Rohre schnarchten und wie er schon zufrieden sein wollte, wenn er einmal seine Armut und alles, was damit zusammenhing, in die Erde graben könnte, daß es nicht mehr herausfände zu ihm.

Also war es klar, daß dem armen Heinelt die Augen schon quer im Kopfe standen, ehe sich der Herrgott recht auf die Sonne gesetzt hatte, darauf um die Erde zu reisen.

An diesem Tage ereignete sich jedoch nichts. Nur wenn einer der Direktoren auf seinem Lustwagen geräuschlos ein wenig seitab vorüberfuhr, stützte sich Wendel auf den Halm seiner Spitzhaube, sah dem Gefährt nach und spuckte dann etwas lauter in die Hände, als es eigentlich notwendig war, um sich zur Arbeit anzufeuern. Hatte er dann eine Weile die Haue auf und nieder gehen lassen, so sagte er unvermutet: „Nein, so geht es nicht weiter!“ Auf diese Weise trieb er es drei Tage. Am vierten war Donnerstag. Das ist ein ausnahmsweise günstiger Tag in der Woche, fast so glücklich, wie der Goldfinger an der Hand unter den übrigen Fingern. Die häufigen Selbstgespräche hatten ihn in der Arbeit zurückgebracht. So stand er etwas abseits und mühte sich ab, ein kümmerliches Birkensträuchlein aus dem Boden zu graben. Das war klein und mager und hatte wenig mehr Blätter, als an einem alten Kalkulator Haare auf dem Kopfe geblieben sind. Trotzdem wollte es nicht von der Stelle weg und hielt sich mit den Wurzeln so fest im Boden, daß dem mißvergnügten Wenzel endlich die Geduld riß. In Erregung warf er die Haue hin und rief: „Nein, das ist wahrhaftig nicht mehr auszuhalten!“ Wie er auffsah, kam ein Mann auf ihn zu und sagte, da habe er durchaus recht. Er, der Wendel, scheine das zu sein, was man so einen rechten Kerl nennt. Dem Heinelt kam der Mann verdächtig vor, weil er ihn lobte. Außerdem trug er einen schwarzen Filzhut mit breiter Krempe. Deswegen traute er ihm noch weniger. Er ließ sich nicht weiter mit ihm ein, sondern langte die Haue wieder her und ging dem Birkensträuchlein tüchtig zuleibe. Der Fremde aber plapperte wie hundert Töpfe, in denen es kocht, und malte ihm allerhand goldene Berge vor.

Wendel hörte alles, was er sagte, und wenn er einmal anhielt, um Atem zu bekommen, murmelte er vor sich hin: „Du bist auch so ein Zweistrümpfiger.“ Denn er war überzeugt, daß all die Unruhe und das Mißvergnügen von dem Manne mit dem Zauberstecken herrühre. Ja, sah er des Rundhuts Gesicht von der Seite, so war er einen Augenblick versucht, ihn für den Zauberbläser selbst zu halten. Davon wuchs aber nur sein Mißtrauen, und sein Knurren wurde immer lauter. Endlich hörte der Fremde doch, wie Wendel allemal etwas in den Bart murmelte und sprach, sei etwas so schlecht oder ungeschickt, daß man es nicht laut sagen möge, da solle man es lieber gleich mit der Zunge erwürgen und wieder hinunterschlucken.

Wenn jemand mit dem Absatz anklopft, so macht man ihm mit der Faust auf. Wendel war darum nicht höflicher als der andere und antwortete, er solle ihn in Ruhe lassen. Ganz und gar. Könne er ihn nicht von Kopf zu Fuß in- und auswendig glücklich machen, so möge er sich in Gottes Namen hinscheren, wo der Pfeffer wächst. Das sagte er nicht leise. Der andere aber wurde sehr höflich und entgegnete, das ließe sich ganz leicht machen. Wenn er heut nacht in dies Birken-

wäldchen komme, so solle ihm das Glück zuteil werden. Aber die Haue dürfe er nicht vergessen.

Weil Wendel so laut gesprochen hatte, war der Aufseher aufmerksam geworden. Er stand von der Bank auf, knipste die Asche von seiner Zigarre und frug herüber, was es gäbe.

Heinelt glaubte, die Wahrheit verschweigen zu müssen, weil er fürchtete, der Aufseher würde ihm das Glück vorher wegschnappen. Darum antwortete er, ein Freund aus seines Vaters Dorf sei hier und verlange die Bezahlung einer alten Schuld, die der Selige nicht habe vor seinem Ende begleichen können.

„Wer?“ fragte der Aufseher sehr verwundert, trat ganz nahe an ihn heran und blies ihm den Rauch mitten ins Gesicht.

„Nun, der, der hier steht.“

Dabei wandte sich Wendelin Heinelt um und wollte auf den Fremden zeigen. Aber die Stelle war leer, und das hartnäckige Birkensträuchlein war auch verschwunden. Da überfiel den armen Arbeiter ein großer Schreck, daß er ganz blaß wurde und Himmel auf Erde sich um ihn drehten. Die singenden Ströme stiegen aus dem tiefen Boden herauf, gerade wie auf dem Berge. Das dauerte nicht länger, als man sich durchs Haar fährt; dann war es wieder alle.

Der Aufseher, der von allem nichts wußte, meinte, Wendel sei krank und habe die fliegende Sucht. Deswegen sei es notwendig, er gehe nach Hause und lege sich zu Bett, bis es wieder besser sei mit ihm.

Des war er froh, nahm die Hacke und suchte seine Stube auf. Sein Weib drang mit Fragen auf ihn ein, was es gäbe, daß er so zeitig nach Hause komme, kriegte aber nichts aus ihm heraus. Endlich sagte er barsch: Er sei müde und wolle schlafen und fiel auch wirklich in einen tiefen Schlaf.

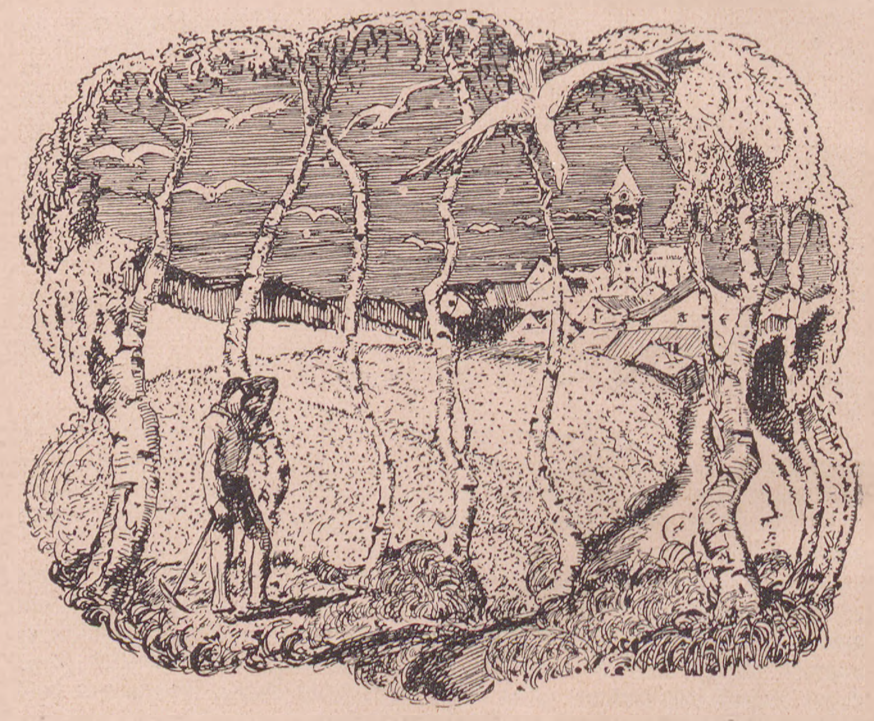
Eine Stunde vor Mitternacht rüttelte ihn jemand. Er drehte sich um, gewahrte aber keinen Menschen. Nur der Mond stand am Himmel und sah mit einem Gesicht zum Fenster herein, als wollte er sagen: „Mein lieber Wendel, die Geschichte ist gar nicht übel.“ Deswegen erhob sich Heinelt ganz leise, ergriff die Haue, schlich aus dem Hause und war bald in dem Birkenwäldchen.

Es war eine Nacht so licht wie der Tag. Die Birken standen ganz still, so still, daß man den Mondschein über die Blätter fließen hörte wie ein silbernes Luftwasser. Wendel ging zwischen den weißen Stämmen, fühlte die samtene Rindenhaut hinunter und atmete den Duft der jungen Blätter, aber von dem Fremden sah und hörte er nichts.

Da schlug die Glocke im Dorf drunten die zwölfte Stunde. Jeder Schlag summte eine Weile im Turme, bis er das Schalloch gefunden hatte. Im Herausfahren aber wurde er ein weißer Vogel mit breiten Schwingen, so groß wie ein Schwan. Jeder schlug mit den weißen Flügeln auf die Luft, daß es durch den hohen Himmel tönte bis hinauf zu den Sternen, die davon erzitterten.

So flog der Zug auf das Wäldchen zu, ein Klangvogel hinter dem anderen, als seien es richtig wandernde Schwäne. Sie beschrieben einige Kreise über den Wipfeln der Birken, schossen dann gerade herunter, daß es aussah, als falle ein schimmerndes Seil aus dem Himmel, und verschwanden im Gezweig nicht weit von ihm.

Sogleich herrschte wieder eine große Stille, ja, wie ihm schien, lag atemlose Erwartung in der Luft, daß er sich anfangs nicht getraute, den Finger krumm zu machen. Selbst als die Beklemmung von ihm gewichen war, hob er sich nur auf den Zehen von dannen bis zum Ort,



Hugo Bantau

wo die weißen Vögel erloschen waren. Das Gezweig der Birken hob und senkte sich bebend, und die winzigen Blätter zitterten wie ein silberner Schleier darüber.

Kopfschüttelnd sagte Heinelt: „Die Vögel können doch nicht in die Erde gefahren sein.“ Weil ihm aber schon zuviel Wunderbares in den Tagen geschehen war, bückte er sich zum Erdboden nieder und sah das junge Gras an, das den Boden bedeckte Doch das schlief fest. Jeder Halm ein wenig geneigt, und ein winziges Tröpflein hing an seiner Spitze, als weinte es im Traume. Da ward dem guten Wendel ein wenig weich ums Herz, weil er glaubte, das Gras sei über ihn traurig, daß er, einer rechtschaffenen Mutter Sohn, auf solchen Wegen wandele.

Um endlich von diesem Zauber loszukommen, fuhr er mit den Fingern durch die Halme und benetzte sich mit der Feuchtigkeit die Augen. Kaum aber hatte das Wasser der Mitternacht seine Lider benäßt, so fühlte er es wie Spinngewebe von seinen Augen sinken, und seine Ohren wurden entriegelt. Aus dem Grase hörte er eine Stimme, die klang wie das Zirpen der Sommergrille am fernen Rain. Ein blaues, bleiches Feuer drang aus der Erde und erleuchtete das grüne Gras von unten, daß es aussah, als wachse es auf einer unruhigen breiten Flamme. Indem er genauer hinsah, bemerkte er, daß die Halme sich bewegten, als krieche eine träge Hummel durch das Grün.

„Nun kommt das Glück," dachte Wendel Heinelt, faßte den Halm der Haue fester und rückte den Atem in seine Brust.

Es war aber neben dem Büschel, auf das er sein Auge heftete, eine kahle Stelle, an der nur Moos wuchs, und einige trockene Winterblätter lagen da. Das Rühren der Halme näherte sich immer mehr dem freieren Raum, und die verklungene Stimme ließ sich von neuem hören. Doch nun klang sie kurz und unwirsch wie eines Fuhrmanns Ruf, der ein säumiges Tier antreibt. Ein anderes Stimmchen antwortete, leise singend wie der Flügel der spielenden Mücke und jauchzte in die Luft. Ehe er mit dem Auge einmal zwinkern konnte, trat aus dem Grasbüschel ein kleines, kleines Männchen heraus, das war nackt und fleischrot. Seine mageren Beinchen endeten in Mausefüßchen, und hinten hatte es ein haarloses Schwänzchen, dünn wie ein Wurzelfaserchen. Ein langer, weißgelber Bart hing von seinem uralten Runzelgesicht; auf seinem Kopfe wuchs Moos statt der Haare, und die Augen glommen matt von ewiger Trauer.

An einem trockenen Halm zog es ein Heupferd hinter sich her. Das war verschlafen, stemmte sich mit den Beinchen ein und senkte verstockt seine Fühler.

Jetzt war es glücklich aus den Halmen heraus. Da erblickte Wendel auf seinem Rücken ein Wesen, daß er erstaunte, wie es etwas so Kleines überhaupt geben könne. Es glich ganz dem großen Männchen, war aber nicht länger als ein Mehlkäfer. Da wußte Heinelt, daß er unter die Wurzelmännchen geraten sei, die die Keimchen der Erde pflegen und die Tür zu allen unterirdischen Schätzen behüten, und strengte sich an, den Atem noch länger zu behalten, weil er hoffte, aus ihrem Gespräch manches zu erfahren, was ihm nützlich sein konnte.

Immer noch wehrte sich der Grashüpfer und wollte gar nicht recht laufen. Der alte Wurzelmann begann darum wieder mit seiner zirpenden Stimme zu singen:

> „Züttele, zottele, Mickerling,
> rühr dich schneller, faules Ding;
> sonn dich tags und lieg und blinz:
> jetzt will reiten unser Prinz."

Heinelt aber konnte beim besten Willen den Atem nicht mehr halten und ließ ihn platzend gehen. Die Wurzelmännchen erschraken zu Tode.

Der Alte stieß einen quälenden Schrei aus, riß den Kleinen vom Pferde und verschwand durch einen Spalt in der Erde. Er hörte sie rufend hinuntertrappeln, ergriff die Haue, benetzte die Spitze mit dem Nachttau und hieb in den Boden, wo die beiden verschwunden waren, daß nur so die Funken stoben. Wohl fielen die Schollen, die er herausschlug, immer wieder zurück und schlossen den Zugang zur Tiefe; aber er ließ nicht nach. Der Schweiß troff ihm von der Stirn, seine Arme zitterten, doch das Loch wurde größer und größer. Die Helle von unten nahm zu, und endlich kam er auf einen breiten Stein, der sah aus wie eine Falltür.

Er hielt eine Weile und lauschte auf das Gewirr ängstlicher Stimmchen, die in großem Aufruhr drunten durcheinanderschwirrten. Je länger er aber rastete, desto mehr beruhigte sich der Lärm der Wurzelmännchen, und der herausgeworfene Boden begann langsam von den Wänden des Loches wieder niederzurieseln. Also erkannte Wendel, daß, wenn das nur kurze Zeit so weiterginge, die Öffnung bald wieder geschlossen sein würde.

Jedes Mitleid mit der Not und Angst der kleinen Erdgeister war sogleich verschwunden, und mit der Wut blinden Heißhungers hieb er mit dem Kopf der Haue gegen die Falltür, sie zu zerschmettern, wenn ihm nicht geöffnet würde.

Nach dem siebenten Schlage stand ein graues Männchen mitten auf dem Stein, hielt abwehrend sein weißes Händchen über sich und sah mit Augen nach ihm hin, daß den armen Glücksucher eine Empfindung ergriff, die aus Schrecken und Ehrfurcht gemischt war. Er mußte, mochte er wollen oder nicht, sogleich die Haue neben sein Bein stellen und das Männchen betrachten, das, ohne weiter nach ihm hinzusehen, sich niedergelassen hatte und das Gesicht auf seine weißen Hände neigte, die geschlossen nebeneinander lagen.

„Was willst du von mir?“ fragte es nach langem Schweigen, hob den Kopf und sah den Wendel Heinelt tief an.

„Tu deinen Blick von mir, ich kann ihn nicht ertragen,“ antwortete der; denn der Schrecken begann ihn zu überwältigen.

Der Graue senkte das Gesicht auf seine Hände und fragte abermals:

„Was willst du von mir?“

„Das Glück,“ brachte Wendel endlich stockend hervor.

„Dein Glück oder das anderer?“

„Nein, mein Glück.“

„Das kann ich dir nicht geben, das mußt du dir selbst suchen. Aber das Auge, das nach ihm hinsieht und es findet, das kannst du haben, wenn du es nicht anders willst. Ich werde von hinnen gehen und es dir zurücklassen. Ergreif es ohne Zagen. Laß es nicht aus der Hand, sobald du es erfaßt hast. — Ich will dir auch ein Zeichen sagen, woran du es erkennen kannst: Sobald du dein Glück gefunden hast, wird das Auge, das nach ihm hinsieht, erblindet sein, daß du es nicht mehr erkennst.“

Er erhob sich, warf ein goldenes Schlänglein aus der Hand und war nicht mehr zu sehen. Wendel bückte sich schnell und erfaßte das goldene Tier. Das brannte, daß sein Körper wie Feuer loderte. Als er es aber unentrinnbar mit seiner Hand umschlossen hatte, ward es eine runde, kalte, schlüpfrige Kugel, nicht anders wie der Augapfel eines gestorbenen Menschen. Seinen Sinnen aber wurde in demselben Augenblicke die Stumpfheit genommen, die Gott gnädig um sie hüllt, und er sah und hörte alles, wie es war.

Das verwirrte den armen Heinelt zum tiefsten Schrecken. Denn, obwohl es Nacht war und blieb, lag alles in blassem, schwelendem Scheine, der von der Erde hinauf in den dunkleren Himmel gleich dem Rauch eines verborgenen Feuers strömte. Im Felde war dieser Brodem leicht und friedevoll. Bäume und Sträucher schliefen in schwarzer, innerer Nacht, und aus den Sternen ergossen sich dünne Lichtfäden auf sie hernieder. Über dem Dorfe, auf das Wendel nun seinen Blick heftete, glomm diese geheimnisvolle Helle stärker, unruhiger, kränker. Eine Weile zauderte er hinunterzuschreiten unter diesen Schimmer, der wie ein schwankes Leichentuch über allen Dächern lag.

„Aber, wer A gesagt hat, muß auch B sagen,“ sprach Wendel zu sich, ermannte sich und schritt rüstig bergunter. Wie er zwischen die Häuser kam, merkte er, daß die Helle, die über allem lag, gleich schmerzvollen leuchtenden Schweißtropfen aus den Poren der Mauern dringe, und zugleich hörte er durch die Wände das Stimmengewirr der Träume dringen, von welchen die Schläfer in ihren Betten heimgesucht wurden. Wenn er nur eine Viertelstunde darauf gelauscht hätte, er wäre um seinen Verstand gekommen, oder er hätte müssen das Glücksauge von sich werfen. Allein er wollte weder das eine noch das andere, sondern lief, so schnell ihn seine Beine trugen, über die Straße, das kleine Gäßchen hin, quer durch den Hof, die Stiege hinauf in seine Stube. Als er endlich unangekleidet in seiner Bettstatt lag, wunderte er sich, wie er es fertig gebracht hatte hereinzukommen, ohne daß jemand von den Seinigen erwacht war. Kaum aber hatte sich die Aufregung des Laufens in ihm gelegt und er rückte sich zum Einschlafen zurecht, so begann das Glücksauge auch in seiner Stube zu wirken. Sogleich setzte sich Heinelt in seinem Bette halb auf. Sein Weib und seine Kinder lagen, trotzdem das Zimmer finster war, sichtbar auf ihrem Lager. Die Sucht ihrer Herzen glomm aus ihnen und erleuchtete sie; zugleich klangen die Stimmen ihrer Träume aus ihrer Brust. Der kleine Raum ward von Schluchzen, Lachen und Singen und lauten Rufen so erfüllt, daß er fürchtete, sein Weib könnte von dem Lärm erwachen und fragen, was das sei. Dann mußte er ihr alles erzählen, das Glücksauge zeigen, und all seine Angst sei dann umsonst gewesen, und er müsse der arme Wendel bleiben bis in sein letztes Hemd hinein. Dieser Gedanke brachte ihm den Schweiß auf die Stirn. Denn er merkte wohl, daß das nicht ginge. Indessen erbebte das ganze große Haus immer lauter von dem Traumgetöse. Denn es wohnten da außer dem Wirt noch viele andere flözige Menschen, und ihre Seelen lärmten im Schlafe wie leere Hundewagen

auf holprigem Pflaster. In seiner Angst ergriff Heinelt seines ältesten Jungen Drachenschnur, die in einem Knäuel auf dem Fensterbrett lag, und lief die Treppe hinunter in den Hof. Dort lag in der Ecke hinter einem Stoß Grubenholzes ein alter Brunnen, der mit Brettern notdürftig zugedeckt war. Wendel ging hin, hob ein Brett weg und band das Glücksauge kreuz und quer so an die Schnur, daß es nicht entschlüpfen konnte.

„Ich will es in den Brunnen lassen, wenn es in der Tiefe hängt, aus der es stammt, so werden die Häuser finster liegen, und die Träume der Menschen bleiben ruhig in ihrem Leibe. Ich aber will mich hinlegen, damit ich im Schlafe erfahre, was ich tun soll.“

Also ließ er sein Glücksauge an des Jungen Drachenschnur in den alten Born hinunter. Aber wie das Auge unter die Erde kam, immer tiefer und tiefer, nahm es an Gewicht zu und ward zuletzt so schwer, daß die Schnur jeden Augenblick reißen mußte. Umsonst bemühte sich Wendel, es wieder heraufzuziehen, es hing daran schwer wie eine Kirchenglocke. Seine Arme zitterten, die Schnur knackte. Um das Glück seines Lebens nicht zu verlieren, sprang der verzweifelte Wendel selbst in den Brunnen hinunter.

Er verlor die Besinnung, und als er unten ankam, war es dämmergrau wie bei uns auf der Erde, ehe die Sonne über die Berge steigt, und er konnte so tief unter sich wie über sich schauen. So befand er sich zwischen zwei Abgründen. Vor sich sah er ein helleres breites Band hinauslaufen, das war ein Weg, den er gehen wollte. Das Glücksauge lag neben seinem linken Fuße und schimmerte rötlich zu ihm herauf. Er bückte sich, um es aufzuheben. Da war es ihm, als lange aus dem dichten Nebel, der um alles stand, ein anderer weißer Arm danach. Wendel stieß mit dem Fuß danach, und die gierig gekrümmte Hand zerfloß wie ein Schatten, indes ein verhaltener Schmerzensschrei ertönte, der nach einem kurzen Zittern in solch erzitterndem Weh erstarb, daß Heinelt sein Glücksauge eilig aufraffte, die Drachenschnur wegwarf und unbesehen auf dem Wege fortlief.

Er ging und ging. Auf einmal war es ihm, als seien tausend andere Menschen um ihn, die demselben Ziele zustrebten wie er. Wo er seine Augen hinwandte, rechts oder links, vor oder hinter sich, es schimmerten ihm undeutlich die Umrisse eines Menschen entgegen, als stehe er überall einem tiefen Wasser gegenüber und erblicke darin sein Ebenbild.

Obwohl Wendel Heinelt soviel des Wunderlichen erfahren hatte, überkam ihn doch ein geheimes Grauen. Er zog den Kopf ein und lief, so schnell er konnte. In der Ferne glomm es licht auf, ward heller und heller, so, als ob gedämpfter Lampenschein durch einen Gitterzaun falle. Als er näher kam, bemerkte er, daß es ein riesiger Baum sei, der sein Geblätter weit hinaus- und hinaufstreckte. Die Blätter waren geformt wie der atmende Mund eines Menschen, und das Geäst lag so dicht aufeinander und war so eisenhart, daß es dem armen Wendel unmöglich war hindurchzuschlüpfen. Deswegen nahm er das Glücksauge

in die linke Hand. Kaum hatte er die Finger darum geschlossen, begann es sich zu rühren, drängte mit solcher Gewalt auf den Baum zu, daß Heinelt nicht widerstehen konnte.

Er legte die paar Schritt zum Stamm polternd zurück, drückte die geballte Rechte gegen die Rinde und rief herzhaft:

„Ich bin Wendelin Heinelt. Wer auch immer die Baumtür zuhält, ich bitte, macht mir auf!"

Da fuhr ein Brausen durch das Geblätter, der Stamm tat sich auf, und Wendel ward von seinem Glücksauge hindurchgerissen. Das ging sehr schnell, und das Rauschen war auch in seinem Leibe. Als der Baum sich wieder mit lautem Getöse schloß, wußte Heinelt nicht, habe der Flug ein Jahr oder eine Sekunde gedauert. Noch immer erbebte sein Körper in dem Luftstrom, der ihn getragen hatte, daß sich alles in ihm drehte. Dazu war ein Gedröhn wie von Stimmen unzähliger Menschen um ihn. Er hob erstaunt sein Haupt und fand sich in einem runden Saale, der so groß wie eine Welt war Seine Wände wurden von Bäumen gleich dem gebildet, durch den ihn sein Glücksauge getrieben hatte. Fortwährend öffneten sich die tausend Stämme, und von allen Seiten strömten Menschen herein, Männer und Weiber jeden Alters und Standes mit Ausnahme der Kinder. In schnellem Laufe, die Arme empor geworfen, die Augen in glühendem Verlangen weit geöffnet, stürzten sie nach der Mitte des ungeheuren Saales der unteren Welt hin.

Manche waren eilig wie das Wild des Feldes; anderen stand der Schweiß auf der Stirn, und sie kamen langsam von der Stelle. Jene Starken, denen ihr Säumen den Weg versperrte, machten sich über sie und stießen sie mit Händen und Füßen darnieder. Sowie ein Unterlegener mit seiner Brust den Boden berührte, löste er sich in Rauch auf, der von der Erde gierig aufgesogen wurde. Dieser erbarmungslose Kampf tobte ohne Aufhören. Nur wenige von den Tausenden und Abertausenden, die durch die lebendigen Bäume getrieben worden waren, erreichten die Mitte des Saales. Dort stand das Häuflein Auserwählter still, und sie huben ihre Stirn und Hände über sich. Denn das Deckengewölbe des Saales, das sich grau und ungewiß wie steigender Rauch aufbaute, hatte in seiner Höhe eine runde Öffnung, durch die überirdisches Licht auf die Wartenden unten herniederfloß.

Heinelt, der all das sah, ward von den Wundern der unteren Welt, vor allem von dem Schicksal der Unterlegenen so ergriffen, daß er ganz vergaß, nach seinem Glück gewandert zu sein und richtete voll mitleidsvoller Neugier seine Augen auf die wenigen Menschen in der Mitte. Er hatte es wohl herausgekriegt, aus der Öffnung in der Höhe werde das Glück kommen.

Ehe er aber selbst sein Leben wagte, bis dorthin zu gelangen, wollte er erst abwarten, was sich weiter ereignen würde. Ihm gerade gegenüber, in der äußersten Reihe der Wartenden, stand ein schöner Jüngling, schlank und blond. Er war von dem mörderischen Laufen noch so ermattet, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, und seine erhobenen Arme drohten ihm fortwährend niederzusinken. Jetzt bog

die Erschöpfung seinen Leib so zur Erde, daß seine Locken fast den Boden berührten. Sein Gesicht war ganz erloschen, und es schien ihm ganz gleichgültig zu sein, ob ihn die Erde aufsauge oder nicht. Da ging ein Jubelschrei durch die Auserlesenen. Aus der schimmernden Höhe ließ sich langsam eine leuchtende Flamme nieder und schwebte einen Augenblick über den Häuptern der Wartenden, deren Arme doppelt inbrünstig zur Höhe standen. Der gebeugte Jüngling riß sich mit letzter Kraft auf und wie er seine Arme emporgestreckt hatte, fuhr die Flamme nieder und verschwand in seinem geöffneten Munde.

Sogleich erhob er einen himmlischen Gesang, daß sich der düstere Saal der Erwartung mit goldigen Lichtfluten füllte. Zur Rechten riß der graue Horizont auf, und man sah die ganze Menschenwelt sich übersonnt aufbauen bis in den Himmel hinein.

Dorthin schritt der gesegnete Jüngling mit schwebendem Schritt, die Arme weit ausgebreitet. Je näher er den Stätten des Lebens kam, desto schöner und erhabener wurden sie von seinem unermüdlichen Liede. Ihre Dächer troffen von Golde, die Wälder rührten sich in brausendem Wohllaut, und die Menschen auf den Wegen gingen umher wie Erlöste. Dann war er verschwunden.

Die graue Wand schloß sich wieder, und der Saal der Erwartung lag beklemmend wie vorher. Heinelt Wendel wußte aber nicht, was für ein Glück dem Jüngling widerfahren sei und sah sich um, wo ein Mensch sei, der ihm Bescheid sagen könnte. Er schaute die Baumwand hinauf und hinab. Endlich erblickte er zu seiner Linken einen Mann, der, ärmlich gekleidet wie er, neben dem Baum lehnte, aus dem er gekommen war und sich offenbar auch nicht getraute, hinüber nach der Mitte zu gehen. Er stand demütig, mit gesenktem Gesicht, und doch war so etwas Wunderbares um den Mann, eine unbegreifliche Hoheit, daß Wendel nicht wagte, ihn anzureden, sondern ihn ansah und das Auge nicht von ihm lassen konnte.

„Der Jüngling hat das Glück des Gesanges erhalten", sagte der Fremde unaufgefordert zu Heinelt, nickte ihm herzlich zu und lenkte dann seine Aufmerksamkeit wieder der Mitte zu. Wendel blickte auch dorthin und nahm sich im stillen vor, wenn der gute Mann ins Licht laufe, wolle er es auch versuchen. Er wollte auf den Zehenspitzen rennen und wenn er stolperte, einen Purzelbaum in die Luft schlagen, damit er nicht hinfalle und von dem Boden als Rauch aufgesogen werde wie so viele andere.

Doch er sollte es nicht nötig haben, denn plötzlich erfolgte ein solch starker Schlag auf die Wölbung des weltweiten Saales, daß sie erzitterte wie der Spiegel eines Teiches. Wendel drehte den Kopf nach dem guten Manne, um sich zu vergewissern, ob das etwas Gutes oder Böses zu bedeuten habe. Aber ehe er noch bemerken konnte, was der für ein Gesicht machte, erfolgte wieder ein Schlag und wieder einer, und jeder war gewaltiger als der vorige. Es war, als schlüge der furchtbarste Sturm, den Wendel je gehört hatte, mit seinen Fäusten auf das Dach des großen Saales der unterirdischen Erwartung. Aus jedem Schlage strömte aber nicht das Getöse des Wetters, das sich im Gebirge gefangen

hat. Nein, das Brausen, das in immer neuen Stößen von der Höhe niederfuhr, formte sich immer deutlicher zum Sturm einer überwältigend schönen Musik. Die Wölbung ward heller und heller und strahlte zuletzt im Glanze eines gesegneten Mitfrühlingstages.

Heinelt war ergriffen wie in der Kirche. Er kniete nieder und faltete die Hände. Als er endlich wagte, seine Blicke zu erheben, bemerkte er mit Schrecken, daß die große, blitzende Wölbung des Saales aus lauter lebendigen Augen zusammenfügt sei, und jedes der Blätter des Zaunes, der den ungeheuren Raum einschloß, war ein Mund, der sich im Gesange bewegte.

„Das sind die Augen und Münder der Unterlegenen, die vom Boden aufgesogen worden sind“, dachte der arme Heinelt und rutschte auf den Knien ein wenig weg, damit er die singenden Blätter nicht störe. Auf einmal verstummte der Gesang, die Augen der Wölbung glühten noch mehr, und aus der Öffnung der hohen Mitte ließ sich ein Feuerstrom von solcher Glut auf die Erwählten darunter nieder, daß Wendel entsetzt auf die Füße sprang, weil er glaubte, die armen Menschen müßten davon verbrennen. Doch als die Feuergarbe dicht über ihren Scheiteln schwebte, verschwand sie in ihren Leibern. Darauf bewegten sich alle schwebenden Schrittes gleich dem gesegneten Jünglinge nach jener Seite hin, wo der Zaun des Saales auseinanderbarst und die Stadt des Lebens sich zeigte. Dort vergingen sie, wie Wölkchen am weißen Sommerhimmel zerrinnen. Sie starben recht in den Himmel und die Unvergänglichkeit hinein, denn von jedem blieb etwas zurück, das die Schönheit des Lebens erhöhte. Aus dieser Seele floß ein Haus, das weiß und königlich hinter dunklem Grün hervorschimmerte; von jener Seele tranken sich die Wälder ein tieferes Grün, die Meere satteres Blau; andere verhauchten in die Höhe, und das Rund des Himmels spannte sich weiter, das Angesicht der Erde ward deutlicher und die Lieder in den Lüften seliger von ihrem glückvollen Untergange.

Zuletzt war alles erloschen wie ein Traum des Schlafes. Der Zaun hatte Blätter, die Wölbung baute sich grau hinauf wie steigender Rauch, und der ganze ungeheure Saal lag in trostloser, beklemmender Dämmerung. Aus der kreisrunden Öffnung der hohen Mitte aber floß ein weißes, friedevolles Licht.

Wendel, der alles in atemloser Spannung betrachtet hatte, raffte sich zusammen und drehte sich um; denn ihm war gar wehe ums Herz.

„Wenn ich nur wieder durch den Zaun könnte, ich wollte mich wohl bis zum Brunnen zurückfinden, an meines Jungen Drachenschnur hinaufklettern in den Hof und bei den Meinen nach keinem Glücke mehr fragen“, sann Wendel. „Denn die das Glück nicht erreichen, verschwinden wie Rauch im Boden, und deren Sehnen sich erfüllt, vergehen wie der Atem des Mundes in der Luft. Was ist da für ein Unterschied zwischen Glück und Unglück?“

Er griff in seine Hosentasche und fand die Drachenschnur nicht mehr, denn er hatte sie ja draußen vor dem Baume im Menschennebel weggeworfen. Nun war sein Schmerz noch größer. Er hätte sich am liebsten auf den Boden geworfen, um zu sterben. Allein zur rechten Zeit noch

stellte er sich seine Kinder vor, die hungern müßten, wenn er hier unten verginge. Sein liebes Weib weinte gewiß, bis sie blind wäre. Deswegen wollte er wagen, was Abertausende vor ihm gewagt hatten. Er fühlte das Glücksauge noch in seiner Hand, drehte sich um und schaute nach der Öffnung in der hohen Mitte der Wölbung. Eben biß er die Zähne aufeinander, ballte die Hände und hob seinen Körper zum Lauf auf die Zehenspitzen. Da erschien in der Öffnung oben ein blasses, uraltes Gesicht, das war so schön, daß Wendel meinte, es sei Gott Vater selber. Der Greis lächelte ihm in großer Güte zu, und aus seinem Auge fiel eine Träne der Freude. Sie sank von der Wange herab und schwebte eine Weile leuchtend in der Luft. Dann flog sie langsam auf Heinelt zu. Kurz vor Heinelts Stirn schoß sie zur Seite und traf den guten Mann, der ihm so bereitwillig Bescheid gegeben hatte, mitten auf die Brust. Der stieß sofort einen hohen Schrei aus, griff verzweifelt mit den Händen in die Luft und begann in die Knie zu sinken, ehe er aber noch den Boden berühren konnte, hatte ihn Wendel in den Armen aufgefangen. Er legte den Betroffenen, dessen Leib schlaff wie der eines Sterbenden war, sorgsam und sanft über seine linke Schulter und ging, als gehöre es sich so und nicht anders, quer über den Saal auf jene Seite zu, wo die Stadt des Lebens lag. Als er an den Zaun kam, barst der von selbst auseinander, und die ganze Welt mit ihren tausend blauen Bergen, den hundert glänzenden Städten, dem unendlichen Meere und den unaussprechlichen Gesängen unter dem hohen Himmel lag vor ihm, genau so herrlich, wie der Zauberer auf dem Ochsenkopfe sie aus seinem Rohre geblasen hatte. Eine breite Straße führte mitten in sie hinein, und die Steine an ihrem Rande waren aus purem Golde.

Ehe Heinelt den ersten Schritt auf sie tat, sah er noch einmal zurück in den Saal. In diesem Augenblicke glühten die Millionen Augen seiner Wölbungen, und die Blätter öffneten sich und sangen ein Jubellied, das klang gewaltig wie das Brausen eines Sturmwindes.

Heinelt freute sich über das schöne Lied, das ihm gesungen wurde, und hätte es gerne zu Ende gehört. Aber er dachte an den Verwundeten, den er trug, und schritt rüstig fürbaß, daß er ihn in dem ersten Hause, zu dem er käme, unterbringe. Kaum aber war er tausend Schritte gegangen, so klopfte ihm der Kranke recht liebreich auf den Rücken. Wendel stand still. Der Verwundete stieg von seiner Achsel und stand ganz gesund vor ihm.

Da sah Heinelt, daß es wirklich der Zauberer vom Ochsenkopfe war, der für ihn die ganze Welt aus dem Rohre geblasen hatte, und erinnerte sich an sein Glücksauge, das verschwunden war. Seine Hände waren leer, und auch rundum war nichts zu sehen. Deswegen blickte er verdutzt auf den Zauberer.

Der aber sagte: „Du hast deines Glückes nicht geachtet, um mir beizustehen, und überdies sagte ich dir nicht, daß das Glück in dem Augenblick unsichtbar sein soll, wenn du es besitzt?“

Wendel wollte eben bescheiden bemerken, nicht er, sondern das graue Männchen auf dem Steine habe so gesagt, fand aber keine Zeit

dazu, denn der Zauberer hatte einen goldenen Stein aus dem Rande der Straße gezogen, trat hinzu, gab ihn dem armen Heinelt und strich dann mit seiner Rechten über beide Augen des Beschenkten. Wendel stammelte Worte des Dankes, und weil er keine Hand frei hatte, drückte er statt des Zauberers den goldenen Stein an seine Brust. In diesem Augenblicke ward er fortgerissen. Das ging so schnell, daß er die Augen zumachen mußte. Als er sie wieder öffnete, lag er daheim in seinem Bette. Es war heller, froher Morgen. Die ganze Welt sah zum offenen Fenster herein. Die Blätter der Bäume sangen wie die Münder von Menschen, und der Himmel war blau wie von den Sternen unzähliger, tiefbeseelter Augen. Aus allem aber dämmerte auf rätselhafte Weise ein Antlitz von erhabener Güte.

Sein Weib beugte sich über ihn und fragte bekümmert, wo er gewesen sei. Wendelin Heinelt lachte aus vollem Herzen, schob die Decke zurück und zeigte ihr den goldenen Stein, der neben ihm lag. Dieser war ein schönes, rundes Brot geworden, braun, rissig und duftend, wie sie es alle Tage vom Bäcker holten.

Der Erwachte rief alle seine Kinder herbei, und nachdem alle von dem Brote gegessen hatten, fühlten sie sich voller Lust, so als wären sie im Paradiese.

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, das Brot nahm kein Ende und die davon aßen, bekamen goldene Herzen voll Fröhlichkeit und Güte, ihre Augen blieben reich und ruhig.

Heinelt bekam noch viele Söhne und Töchter. Alle haben denselben Blick, denselben frohen, leisen Mund.

Auch du hast dann und wann schon einen aus seiner Familie gesehen. Wenn du jemand um einen Trunk Wasser bittest, und er reicht dir die Kanne um einen Bissen, und er langt dir das Brot hin um ein Eckchen für dein Haupt, und er bietet dir sein Haus an, so wisse, es ist ein Kind jenes Heinelt Wendelin, der voll Schmerz sein Glück suchen ging und als er es gefunden hatte, dessen nicht achtete, um seinem ärmeren Bruder zu helfen.

Einmal aber sind wir alle Heinelt-Menschen geworden. Dann ist der Himmel auf Erden, und niemand fürchtet sich mehr vor dem Tode.



Hugo Bantau

Das Gotschdorfer Weib und der Tod

In den Wochen vor der letzten Weihnacht des Weltkrieges bereitete die Häuslerin Antonie Nagel, eine arme Frau aus Gotschdorf im Hirschberger Kreise, ihren vier Kindern das Frühstück. Sie trieb das Leben so mühselig wie die vielen Mütter, deren Männer im Kriege sind und die nur mit knapper Not sich durch die teure Zeit würgen können. Als die Kinder den dünnen Kaffee getrunken und das wenige Brot verzehrt hatten, sah die Arme wohl, daß keines von ihnen recht satt sei. Aber wenn sie ihrem Herzen nachgegeben und die Kinder bis ins Augenglänzen gefüttert hätte, so wären sie alle im Hause diesen und den folgenden Tag an den leeren Brotschrank gebunden gewesen. Darum ging sie aus der Stube, weil sie die verlangenden Gesichter der Kinder nicht ertragen konnte, öffnete im Hause die Almer, besah sich das halbe Brot, das sie noch hatten, kämpfte mit ihrer mütterlichen Liebe einen kurzen aber harten Kampf und sagte am Ende doch: „Nein, ich darf meinem Mitleid nicht nachgeben! Liegt mein Johannes draußen im russischen Schützengraben in Kälte, Gefahr und immer vor dem Tode, so werden wir daheim doch wohl uns etwas abbrechen können.“ Allein kaum, daß sie das Wort Tod so für sich hingesprochen hatte, wurde ihr so unbeschreiblich weh im Herzen, daß sie auf ihren Verstand nicht achtete, den halben Laib in der Hand behielt und das Brot kleinschnitt bis auf den letzten Ranft. „Da Kinder, eßt! Kommt die Not von Gott, so wird er uns wohl auch die Hilfe bringen.“ Dabei lächelte sie ihnen so liebreich zu, daß die Kinder die Scheu überwanden und sich über den Berg Schnitten hermachten, bis nichts mehr auf dem Tische war außer dem kleinen Ranft. Den aber rührte keines an, weil sie wußten, daß ihn die Mutter gern für sich selbst gehabt hatte, obwohl sie mit keinem Wort danach verlangte. Sondern die arme Mutter stand am Tisch und freute sich über die vier, die aßen wie die Türken. Denn es waren vier Jungen, einer immer eine Hand größer als der andere, frisch und braun, und der älteste reichte ihr fast bis an die Schultern. Wie sie sich nun die Taschen zurechtmachten, um in die Schule zu gehen, dünkte es die Frau plötzlich unsinnig, den Ranft Brot noch für sich zu behalten, und sie schnitt ihn in vier Stücke, nötigte jedem seinen Teil auf und schob sie zur Tür hinaus. Als die vier den kleinen Garten zur Straße hinuntereilten, rief sie ihnen noch zu, wäre sie beim Nachhausekommen noch nicht da, so sollten sie keine Angst haben. Denn sie wolle nach Warmbrunn hinunter, um zu sehen, ob da was zu verdienen sei.

Dann schaute das Weib ihnen so lange nach, bis sie zwischen den Bäumen und Häusern verschwunden waren. Beim Zurückgehen wurde es ihr aus Trauer dunkel vor den Augen, und ob sie wollte oder nicht, sie mußte denken: Wie bald, so geht einer nach dem andern aus dem Hause und kommt nie mehr wieder. Denn wo man sich hinwendet in diesem schrecklichen Leben, steht der Tod. Von diesem Gedanken war sie auf einmal satt bis in den Hals hinauf, setzte sich an den Tisch, schob das Geschirr auf der Platte hin, legte den Kopf auf die Arme und begann

lautlos, ohne Geschluchz, aus tiefster Seele zu weinen. Und immer, wenn sie sich aufraffen wollte, stieg eine neue dunkle Welle in ihr auf, daß ihr die Augen wieder überliefen.

Da war es dem armen Weib plötzlich, als klopfe jemand mit dem Nagel seines Fingers an die Fensterscheibe und spreche mit erschöpfter Stimme: „Komm und hilf mir!" Auffahren und denken, das sei ein Anzeichen ihres Mannes, war eins. Sie trat ans Fenster, schaute in den frostbehangenen Garten hinaus und rief zuletzt, weil alles leer und still blieb, wer denn draußen sei. Aber vor ihrer eigenen angstvollen Stimme wurde ihre Beklemmung noch stärker, und es überfiel sie, „daß ihrem Mann vielleicht in diesem Augenblick das Schlimmste geschehen sei, und seine Seele habe auf diese geheimnisvolle Weise von ihr und der Heimat Abschied genommen." Wie im Taumel zog sie sich an, wie mit Wollsäcken an den Füßen ging sie durchs Dorf. Nicht drei, vier Schritte konnte sie tun, ohne vor sich hinzusprechen: „Vier Wochen hat Johannes nicht geschrieben, und heute hat er mir geklopft."

So kam die arme Nageln vor dem Gasthaus am untern Ende des Dorfes vorüber und betrat die Chaussee, die rechts und links mit hohen Ahornbäumen bestanden ist. Ein ziemlich starker Wind hatte sich erhoben, und die leeren Kronen brausten, als führe ihr zu Häupten durch die Luft eine endlose Reihe polternder Wagen. Das Gebirge stand wie eine jähe Mauer schwindelnd steif in die Höhe hinauf, und die Bauden auf dem Kamm glichen einsamen Menschen, die ratlos umherirrten und eine Gelegenheit suchten, in den Himmel hineinzuspringen. Auf den Stonsdorfer Höhen erblickte sie einen Baum, einzig und begierig auf der Spitze einer federkahlen Kuppe, als habe er schon seine Wurzeln aus der Erde gezogen und brenne darauf, mit dem Schirm seiner Krone im Winde davonzufliegen auf Nimmerwiedersehen, so als begehre alles, diese unsichere Erde zu verlassen und in eine andere Welt auszuwandern. Wo immer die arme Nageln ihre Augen auch hinlenkte, überall sah sie nicht die Welt wie sie ist, sondern nur den Kummer, die Unruhe und die bangen Bilder ihres Herzen. Deswegen senkte sie ihre Blicke wieder und dachte, wer sich vor die Füße sieht, der geht am sichersten und das Leid, das der Krieg durch hunderttausend arme deutsche Frauen geigt, das müsse die Nageln aus Gotschdorf eben auch überwinden. Aber kaum war sie festeren Ganges an zwei Ahornen vorübergekommen, so fing sie schon wieder an, trotz des Kronengepolters über ihr, auf die eigenen Schritte zu horchen; nicht lange, so zählte sie wieder bis vier, die Augen liefen ihr voll Wasser, und der Gedanke, ihren Mann habe es diesen Morgen in Rußland draußen für immer still gemacht, packte heiß wie Ofenglut in sie hinein. Sie mußte sich auf einen Chausseestein setzen, und weil das Herz zu sehr in ihr arbeitete, krümmte sie sich auf die Knie zusammen, um zu verhindern, daß es zum Platzen in ihr umgehe. Ich darf und darf nicht sterben, dachte sie. Vorläufig ist es ja nichts als die Angst, und wenn es mich auslöscht, so stehen meine vier Jungen allein in der Welt, und die Not ist ihre Mutter und der Hunger ihr Vater.

Aber als sie nach einer Weile wieder aufstand, brannte der Himmel über den Bergen jenseits Hirschberg in tiefem Rot, und Wolken wie schwarze Reiter jagten darüber hin. Überall pickte es an den Himmel



wie vorhin an die Scheiben ihres Fensters, und es war der armen Frau wieder, als rufe es hinter jedem Hügel, jedem Berge, ja jedem Erdhaufen um Hilfe.

„Ja, wenn ich nur könnte," sagte die Nageln. „Ich wollte schon helfen und wenn mir das Blut unter den Nägeln herauskommen ollte. Bloß mein Mann, mein Johannes, darf mir nicht sterben."

Wie die Nageln das so vor sich hinredete und ihre Augen suchend umhergehen ließ, war es ihr, als komme was hinter der Bodenwölbung auf sie zu. Allein, es ging und ging und war doch nicht zu erblicken. Da sprang die Gotschdorfer Frau über den Straßengraben und schritt feldein auf eine kleine Birke zu, die mutterseelenallein auf dem Bodenstoß stand und ihre rötliche Rutenkrone so bewegte, als winke sie dem armen Weib herzukommen und von hier aus ins Weite zu sehen. Kaum war die Nageln neben das Bäumchen getreten, so erblickte sie einen Mann langsam und mühselig die nächste Hügelwelle heraufkommen, barhäuptig, den Kopf gesenkt und auf einen Stock gestützt, der schnell aus einem Strauch gebrochen war. Ein Mantel flatterte im Winde, und der Wanderer griff vergeblich mit der freien Hand immer nach den Enden. Kaum, daß er ihn gefangen und über der Brust zusamengezogen hatte, wurde das Kleid von einem neuen Windstoß seinen kraftlosen Händen entrissen und peitschte wieder um den Menschen, der so mager war, als sei er dem Beinhaus entsprungen. Auf eine unerklärliche Weise war auch die Röte des Himmels und das Jagen des schwarzen Gewölks um ihn. Nun hatte der Mann die Frau erblickt. Ein beglücktes Lächeln glitt über sein ausgezehrtes, bleiches Gesicht, und sie merkte, wie er sich anstrengte, um sie zu erreichen. Aber nur einige Schritte kam er vorwärts. Dann krümmten sich seine Knie immer mehr, er begann zu wanken und sank ein paar Felder vor ihr, an zwei Findlingssteinen zusammen, die zwischen zwei Ebereschen auf einen breiten Rain aus dem Boden ragten.

Wenn uns Menschen etwas Unerwartetes begegnet, das wir allein und unbegreiflich durch das heimliche Herz gehen fühlten, so schwanken wir wohl in der Gewißheit, ob das, was uns entgegentritt, Wirklichkeit oder nur ein Trugbild unserer Augen ist. Auf diese Weise war auch die Nageln nicht sicher, habe sie eben in Wahrheit einen entkräfteten Mann oder bei hellem Tage einen Spuk gesehen, der in nichts zusammenfiel, wenn sie mit kühler Hand sich nur über die Augen strich. Nichtsdestoweniger säumte sie keinen Augenblick, sondern lief ohne Bedenken geradezu über die Wintersaaten auf die beiden Bäume zu. Je näher sie kam, desto deutlicher hörte sie das Stöhnen des Armen und sah, als sie den Rain auf ihn zueilte, daß er, auf dem Boden liegend, mit seinen Händen in die Steine griff, um sich aufzurichten.

„Bleibt ruhig liegen! Strengt Euch nicht an!" rief ihm das Gotschdorfer Weib zu, „ich komme schon und helfe Euch." Vielleicht ist es ein entsprungener Gefangener aus Lauban, dachte sie. Aber was schadet das? Wenn ich ihm tue, was ich kann, wird Gott es meinem Johannes zugute kommen lassen. Da war sie auch schon bei dem Manne angelangt, der mit dem Gesichte auf der Erde lag und nur schwach und pfeifend Atem holte. Wie es in ihrer handfesten Art lag, trieb sie sich nicht erst in allerlei empfindlichen Worten herum, sondern bückte sich, um den Bedauernswerten aufzurichten und gegen den Stein zu lehnen.

„Um Gottes willen, Weib, rühre mich nicht an!“ rief der Mann leise, der ihre Bewegung gespürt hatte, und bemühte sich, unter ihren zugreifenden Händen fortzurücken.

„Aber Ihr könnt doch nicht mit dem Gesicht auf der kalten Erde liegen bleiben!“ sagte die Nageln vorwurfsvoll, kehrte sich an die Weigerung des Erschöpften nicht, sondern bückte sich nieder, um ihm gegen seinen Willen beizustehen. Allein, noch ehe sie ihn berühren konnte, stemmte sich der Arme gegen die Erde, kam mühsam hoch und lehnte sich mit dem Rücken an einen der Steine.

„Wer seid Ihr denn, und wo kommt Ihr her?“ fragte die Nageln erschütternd, als sie sein Gesicht sah, das mehr Knochen als Haut war.

Hauchend antwortete er etwas, das klang wie „überall“, mußte aber gleich wieder schweigen, denn sein ausgezehrter Leib wurde von einem Krampf geschüttelt, daß sie die Zähne aufeinander schlagen hörte, und dann quoll ein Strom schwarzen Blutes aus dem Munde, der sich in Stößen ergoß und garnicht aufhörte, daß die Nageln entsetzt dachte: „Jesus Maria, der stirbt ja!“

Aber das Blut hörte doch endlich auf zu fließen, und der Mann lehnte erschöpft an den Stein, um von dem Anfall ein wenig auszuruhen.

Es schien ein Schlummer über seine Augen zu huschen, die so tief in den Höhlen lagen, daß sie nicht zu erblicken waren.

Die Gotschdorfer Frau mußte sich vor Rührung von diesem Bild des Jammers, das fast wie Grausen aussah, wegwenden. Als sie wieder hinzublicken wagte, lag ein bittres Lächeln über dem beingelben Gesicht des Todkranken, und sein Mund bewegte sich, aber hören konnte die Nageln nichts.

Deswegen fragte sie: „Was wollt Ihr sagen? Ich tue alles, was Ihr von mir verlangt. Also sprecht nur.“

Damit beugte sie sich nieder.

„Weib,“ sagte der Arme fast unhörbar, „sei froh, daß du ein Mensch bist. Du hast es gut. Du kannst wenigstens sterben . . . Aber geh weg, daß dich mein Atem nicht trifft.“

Erschrocken fuhr das Weib in die Höhe, trat einen Schritt zurück und fragte: „Warum sagt Ihr „Mensch“ zu mir? Was seid Ihr denn, Mann?“

Aber der Fremde hatte schon wieder kraftlos das Haupt sinken lassen, und sie hörte seinen Atem wie ein schwaches Flackern in der Brust gehen.

„Mann,“ sagte die Gotschdorfer Frau, „wenn Ihr kein Mensch sein wollt, was wollt Ihr denn sonst sein?“

Die Nageln sprach jetzt laut, daß es über die Felder hallte, denn einmal fürchtete sie sich, und zum andern glaubte sie, der Kranke rede irre und käme vielleicht an ihrer starken Stimme wieder zur Besinnung. Und wirklich antwortete der Fremde darauf klar und deutlich: „Gut, ich will es dir sagen. Aber zuvor mußt du mir versprechen, daß du mir tun willst, worum ich dich bitte.“ Und als die Nageln eingewilligt hatte, sagte er: „Nun geh zuvor und setze dich auf den andern Stein.“

Nachdem auch das geschehen war, sprach er, immer noch gesenkten Hauptes: „Ich weiß zwar, daß du eine gute, starke deutsche Frau bist. Aber was ich zu sagen habe, könnte dir übel mitspielen. Darum halte dich mit den Händen an die Eberesche fest.“

Darauf wartete er wieder ein Weilchen, hob ein wenig den Kopf und sah schrägen Auges hinüber zur Nageln, die blassen Gesichts auf dem Findlingssteine saß, mit beiden Armen den Stamm umschlungen hielt und in Angst voller Erwartung auf ihn sah.

„Weißt du, Weib, ich kann nicht mehr weiter,“ sagte er dann.

„Vor Hunger nicht?“, fragte die Frau.

„Nein, weil ich keinen Hunger mehr habe, weil ich gesättigt bin bis in den Hals hinein, bis zum Brechen. Du hast es ja vorhin gesehen. Alles, was ich genieße, muß ich wieder von mir geben,“ sprach der Fremde mit kläglicher Stimme.

„Aber nein,“ unterbrach ihn die Nageln, „du hast Blut gebrochen. Du bist doch kein Tier.“

„Das nicht,“ erwiderte der Fremde, „aber ich bin der Tod.“

Das Gotschdorfer Weib erschrak vor diesen Worten so, daß sie in tiefe Ohnmacht gerissen wurde. Der Stein, auf dem sie gesessen, wirbelte mit ihr ins Finstere, hoch hinauf, kirchtumhoch. Als sie wieder erwachte, fiel ihr ein, daß sie einen furchtbaren Traum vom Tode gehabt habe. Sie schlug die Augen auf, sah den Mann, der eigentlich auf ein Haar einem bis ins Zittern erschöpften und ausgemergelten Landfahrer glich, noch immer da sitzen und fragte ungläubig: „Also, du bist der Tod?“

Doch sie übersah das stumme Bejahen des Furchtbaren, überlegte blitzschnell alles Seltsame, was ihr von früh ab geschehen war, fand, daß sie eigentlich heut niemand anders als den Tod selber hätte begegnen können, wurde wieder zum Schwindeldrehen von Entsetzen befallen, sprang auf und lief davon.

Der Tod hinter dem Stein rührte sich nicht, denn er wußte wohl, daß die Nageln nicht weit rennen würde.

Sie war auch den Rain noch nicht ganz hinabgelaufen, als ihr einfiel, daß der Tod sie um etwas gebeten hatte, und hätte er ihren Johannes schon in die Grube gestoßen, so würde er das nicht getan haben. Wenn sie also ginge und bäte, könnte sie ihren Mann vielleicht retten.

Darum kehrte sie zurück, stand von weitem und wartete zaghaft.

„Ich habe es in deinem Herzen gespürt, daß du zurückkehren würdest, Weib,“ sagte er und lächelte zufrieden.

„Ist es so weit mit mir, Tod, daß du schon in meinem Herzen schlägst,“ fragte sie zitternd.

„Weine nicht, ich bin in jedem Herzschlag jedes Menschen, von Geburt an. Aber du bist noch nicht vollendet, du nicht und dein Mann nicht. Habe also keine Angst. Ich besitze nur über jene Macht, deren Leben abgeschlossen ist. Denn kein Mensch stirbt vor seinem Ende. Ihr wißt das alle nicht. Was ist denn Sterben auch? Nichts als das

Stillwerden der Raupe in der Puppe, die das erdulden muß, um als Schmetterling in das Licht fliegen zu können. Und das Licht, in das Menschen durch mich verklärt werden, ist tausend mal tausend herrlicher als die Sonne, die über der Erde steht."

Die Stimme des Todes war ganz verändert. Er sprach milde und gütig und weise, wie es hinter des Weibes tiefsten und frömmsten Gedanken gestanden hatte, aber als ein ganz ferner Schimmer, in dem sie sich nicht hineingetraut h tte.

„Fürchtest du dich noch vor mir, Nageln?" fragte der Tod.

„Ja, Tod, ich fürchte mich noch. Ich bitte, nimm mir's nicht übel. Ich bin ein Weib, und mein Herz wehrt sich gegen dich," erwiderte die Gotschdorfer Frau, und die Tränen liefen ihr dabei über die Wangen. Weißt du, ich habe zwei Brüder verloren, einen in Galizien, einen in Frankreich, und jetzt ist noch der Mann meiner einzigen Schwester in Serbien gefallen. Du magst ja recht haben, daß das Sterben nicht so schwer sei; aber ich bin doch nur die arme Nageln aus Gotschdorf, und am Sarge ist auch die Warmbrunner Gräfin nur ein hilfloses Weib. Du, da bitte ich dich inständig um Gottes, Maria und Christi willen: Hör auf, unter uns zu wüten, denn wir Menschen, vor allem wir Weiber, halten dieses Weltmorden vor Grauen kaum mehr aus."

Der Tod murmelte etwas, das sie nicht verstehen konnte.

„Was meinst du?" fragte die Nageln.

Aber da sah sie, daß den Tod wieder die Schmerzen packten.

„Weib," schrie er angstvoll, „Weib! Deswegen bin ich ja zu dir gekommen. Ich kann nicht, ich . . ." Allein, es war ihm nicht möglich zu Ende zu sprechen. Der Anfall packte und schüttelte ihn wieder, und am Ende stieß er wie vorhin Blut aus seinem Munde, schwarzes, altes Blut, in Klumpen, und sie sah, daß der Tod schwach zum Sterben war.

Als der Krampf vorüber war, lehnte er sich abgeschlagen an den Stein und ließ wieder matt den Kopf sinken.

Da trat die Nageln wieder zurück und dachte, es wäre das beste, sie ginge und ließe den Tod sterben. Dann wäre ihn die Welt los und könnte aufatmen.

Doch hatte sie kaum einen Schritt auf den Rain hingetan, so hörte sie ihn schwach rufen:

„Komm her, Weib, ganz nahe! Wenn du auch fortläufst, so müßtet ihr am Leben leiden ohne Aufhören, und das ist viel schlimmer als einmal sterben. Aber sterben! Ach Gott, sterben! So lange es Leben gibt, kann unsereins nicht fort, und das Leben währt ewig."

Das Weib dachte an allen Kummer und alle Sorgen, alle Erniedrigungen und alle zerstörten Hoffnungen, die sie in ihrem Dasein schon erlitten hatte, und zögerte, davonzugehen.

Der Tod fühlte, wie ihr Herz in der Tiefe wankend wurde und fuhr fort:

„Du läßt mich nicht aussprechen, Weib. Siehe, ihr Menschen habt ein Grauen vor dem Tod. Mich hat ein Grauen vor dem Blut

gepackt. Ich bin satt, bis zum Ekel satt. Selbst das süßeste, das kostbarste, das Blut der Jünglingskinder, schmeckt mir nicht mehr. Ich sehne mich unter die Erde, nach Ruhe, denn ich bin vor Übersättigung sterbensmatt. Hilf mir, Weib! Grabe mich ein und decke mich zu. Ich sehne mich nach Schlaf. Jahrhunderte will ich liegen und nicht mehr aufwachen, denn dies Blutgericht übersteigt meine Kräfte, und ich bin doch der Tod."

Die Nageln stand eine Weile und überlegte das Gehörte bei sich. Dann machte sie eine schnelle Wendung und wollte davonlaufen.

„Was rennst du fort?" rief ihr der Tod nach.

„Ich gehe nach Hause und hole Hacke und Schaufel," rief sie über die Achsel zurück.

„Halt, bleibe da!" schrie der Tod. Der Befehl klang schneidend wie ein Messer, daß sie in der Seele erschrak und nicht mehr weiter konnte. Hochatmend kehrte sie zurück.

„Da knie neben mich," sagte er, „wo ich hinzeige, da raffe die Erde mit den Händen weg."

„Das bin ich nicht imstande," entgegnete die Nageln. „Der Boden ist gefroren, und ich kriege mit meinen Händen kaum ein Krümchen los."

„Versuche es nur," sprach der Tod.

Und die Gotschdorfer Frau tut, wie ihr geheißen war, sie bückte sich und griff in die Erde. Die war plötzlich weich und locker wie Mehl, und in kurzer Zeit hatte sie eine große Grube fertig, so tief, daß sie nicht heraussehen konnte.

„Jetzt steig heraus, und ich will mich hineinlegen," sagte der Tod.

Mit Mühe kam die Nageln heraus. Der Tod stieg in die Grube, rückte sich mit wohligem Behagen zurecht wie ein Übermüdeter und sagte mit zufriedenem Lächeln:

„Hab Dank, Weib! Jetzt will ich schlafen, ach schlafen, und je tiefer ich in mein Herz zurücksinke, so wird mehr und mehr das Morden auf der Erde aufhören, bis die Menschen wieder unter den Türen ihrer Häuser stehen und friedvoll an meinen Träumen sterben, die immerfort über die Erde gehen. Habe noch einmal Dank, Weib! Geh ruhig nach Hause. Du, dein Mann und deine Kinder, ihr seid alle sicher vor mir bis ins hohe Alter. Hab Dank! und nun decke mich mit Erde zu."

Die Nageln warf ein paar Hände Erde auf ihn. Da fiel ihr aber ein, wenn sie den Tod hier in ihrem Vaterland einscharre, so werde er wieder in Deutschland aufwachen, und ihre Enkel müßten sein Grausen dann zuerst dulden. Deswegen hörte sie wieder auf und sagte dem Tod ihre Bedenken.

Der blies sich die Erde vom Mund und sagte: „Scharre du ruhig weiter. Ich will in deutscher Erde ruhen, weil ich unter deinem Volk am sichersten bin. Es fürchtet mich nicht und wird nur in der höchsten Not nach mir rufen, wenn die Gerechtigkeit Gottes an ihm verletzt wird. Dann soll es unbedenklich mich wieder mit dem Klang der Waffen wecken, und ich will unter ihm gegen seinen Feind in den Krieg reiten. Indessen seid gütig miteinander, denn lieblose Menschen wandern

auch im Frieden immer durch Trümmer. Doch nun scharre mich ein und ruhe nicht, bis du fertig bist."

Das Gotschdorfer Weib griff zu, als seien ihre Hände Schaufeln, und in kurzer Zeit war die Arbeit vollendet. Zuletzt dachte sie, es wäre besser, wenn sie auch noch die Steine über den Tod wälzte. Die Kraft, die sie von dem Furchtbaren erhalten hatte, war noch in ihr. Kaum, daß sie die Hände an die Findlingsblöcke zu legen brauchte, so gaben die Steine nach und sanken über den Tod tief in den Boden. Der Rasen wuchs um sie zusammen, und bald darauf sah niemand, was an diesem Ort sich zugetragen hatte.

Als die Nageln über die Felder der Straße zuschritt, kam ihr der Gedanke, daß sie den Tod ja um Reichtum und ein neues Haus hätte bitten können. Er, der alle Macht über das Leben hat, würde ihr das gewiß gewährt haben. Aber gleich darauf fiel ihr ein, daß der Tod ja nur zu Gütern führe, die hinter diesem Dasein in der Ewigkeit etwas gelten. Sie gab sich zufrieden und ging weiter.

Sie kehrte nach Gotschdorf zurück, und allen, die sich über ihr freies Auge verwunderten, sagte sie, daß der schreckliche Krieg nicht mehr lange dauern werde, denn der Tod selber sei des Menschenblutes satt. Von wem sie das wußte, verriet sie aber keinem.

Ich, der ich diese Geschichte erzähle, habe sie von der kleinen Birke auf dem Gotschdorfer Felde, die alles mitangesehen hat. Ich stand eines Morgens neben ihr, schaute in das schöne Tal um mich, bis an die Mauer des Riesengebirges und wurde im Anblick des Friedens traurig über die Verwüstung und die Trümmer, die dieser Krieg in so viele Länder getragen hat und über die hunderttausend Brüder, die auf Nimmerwiedersehn in den Krieg gezogen sind. Da erglänzte die kleine Birke plötzlich in rötlichem Frühlingslicht durch die ganze Krone hin, und sie vertraute mir die tröstliche Geschichte von dem armen Gotschdorfer Weibe.

Aus den Jugendjahren des Amadeus Mandel

Amadeus (Söhnchen des Euselius Mandel, Schneiders zu Röhrsdorf) blieb aus. Er war schon zeitig hinausgestreift zwischen Stoppel- und Rübenfelder, in Gräben und Kartoffelfurchen, nicht allzuweit von seines Vaters Hause, daß er dessen Esse gerade noch als ein weißes Mützlein auf dem First balancieren sah. Dort fing er Käfer, sperrte sie in Blätterkästchen, sah die Wasserspinnen über die Tümpel sausen, sammelte sich das winzige Samengeld aus den Klappertöpfen und geriet dabei immer weiter gegen das Ende des Dorfes hin, schweigsam und verführt wie immer.

Der Weg, auf dem er sich verlor, strebte sacht bergunter, einer Felsenschwelle entgegen, die stark umbuscht, sich wie ein grüner Wall quer in die Felder legte. Ehe das schmale Sträßlein sich aber in das Dunkel einer Hohle bohrte, bog es sich in ein paar Windungen und schoß dann schnurgerade und steil bergab.

An dieser jähen Stelle stand der Schneiderjunge, als Veronika (Töchterlein eines Bauern) nicht länger im Mandelhause auf ihn warten wollte und sachte davonging. Er maß die Örtlichkeit mit kritischen Blicken. Und ob es ihm auch gelüstete, es dem Wege gleichzutun und in schnellem Lauf hinunter zwischen die kühlen Bäume zu jagen, er setzte sich auf einen Stein am Straßenrande und schaute versunken so lange auf das Buschwerk drunten, bis ein zauberhaftes Glänzen um die Bäume zu gaukeln begann.

Die Bäume hielten erschöpft ihre Kronen in der stillen Hitze, und Amadeus erstaunte darüber, wie sie so regungslos auf ihren einzigen Beinen stehen konnten, ohne umzufallen. Tief im Grün klopfte irgendwo ein Specht wie mit einem kleinen Hämmerchen gegen das Holz, und der Knabe, der den Vogel weder kannte noch sah, dachte, das müsse gar ein winzig Männlein sein, das so leise schlage und wartete, daß es herankommen und ihm Geschichten erzähle, weil sein Vater nicht mehr mit ihm reden konnte. Vielleicht wüßte es gar den Weg zu seiner Mutter. (Der Knabe ist ohne Mutter.) Nicht lange danach, als es das gesonnen hatte, hörte es hinter sich leichte, kurze Schritte und war der Meinung, was es gewünscht habe, geschähe und das Klopfmännlein komme gerade auf ihn zu, konnte aber nicht begreifen, wie das auf einmal hinter ihm hergeflogen sei. Das Trippeln kam näher und näher, und Amadeus schloß vor lauter Erwarten die Augen, um es nicht zu vertreiben. Da stand das Männlein endlich bei ihm.

„Hast du dich verlaufen, Junge, und weißt du nicht mehr nach Hause?“ fragte es nach einigem Warten mit einer Stimme, die so schön war, wie Amadeus noch keine gehört hatte in seinem Leben.

Er antwortete aber nicht, sondern schüttelte nur den Kopf, damit das Wundermännlein weitersprehe.

Aber das verlegte sich auch eine Weile aufs Schweigen. Dann fuhr es ihm mit weichen Fingern über die Augen und fragte:

„Warum machst du deine Augen nicht auf und siehst umher? Bist du denn blind?“

„Nein,“ antwortete Amadeus, „aber, wenn ich nicht aufseh, hör ich alles besser, was du sagst, und du kannst mir auch den Weg zu meiner Mutter zeigen.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Ja, der Vater sagt, die ist im Himmel. Und wenn es licht ist, kann keine Straße sein. Aber wenn ich es finster mach vor mir, wie in der Ziegennacht, da kann wieder eine silberne werden, und ich geh hinauf zu ihr und kann wieder singen.“

Das sagte das Büblein alles mit aufgelöster Stimme und saß dann wieder ganz still mit gesenktem Kopfe.

„Wie heißt du denn?“ wurde weiter gefragt.

„Das wirst du schon wissen. Denn bist du nicht das Wundermännlein?“

Da ertönte auf einmal ein so lustiges Gelächter, daß der Schneiderjunge verdutzt die Augen aufschlug. Allein er hätte sie gern wieder

zugemacht; denn neben ihm stand ein Mädchen, nicht viel größer als er und nicht viel anders angezogen als die Kinder der Bauern zur Sommerszeit. Ein geblümtes Tüchlein saß ihr auf dem Kopfe und ein rotes Kattunkleidchen ging ihr wenig weiter als über die Knie der nackten Beinchen. Es lachte noch immer, wie wenn es sich ausschütten wollte, und sah dabei den Amadeus vergnügt an.

„Gelt, du bist Mandel-Schneiders Junge?" fragte es dann. Aber Amadeus konnte noch immer nicht reden. Denn wenn auch das Wundermännchen aus dem Walde nicht gekommen war, so war das Mädchen da ihm aus dem halben Zauber seiner Seele geschenkt worden, daß es nicht minder wundersam erschien und er kaum glauben konnte, es habe Vater und Mutter wie die andern Kinder und sei von der Welt, und er sah sie ohne Wenden mit großen, erstaunten Augen an.

So hatte das Mädchen Zeit genug, den Schneiderjungen zu betrachten, von dem es schon allerhand Absonderliches unter den Kindern gehört hatte, und der stille, betrachtsame Ernst diesen frühwachen Gesichtes ging ihm zu Gemüt. Denn es sah aus, als traure der Knabe immerfort darüber, keine Mutter zu haben.

Deswegen kam die Kleine aus Betretenheit in ein überstürztes Plaudern und erzählte mit vielen Umschweifen, daß sie Veronika Hübner heiße und bei des Amadeus Vater, dem Schneider, gewesen, damit er endlich die Jacke mache, die schon so lange bestellt sei.

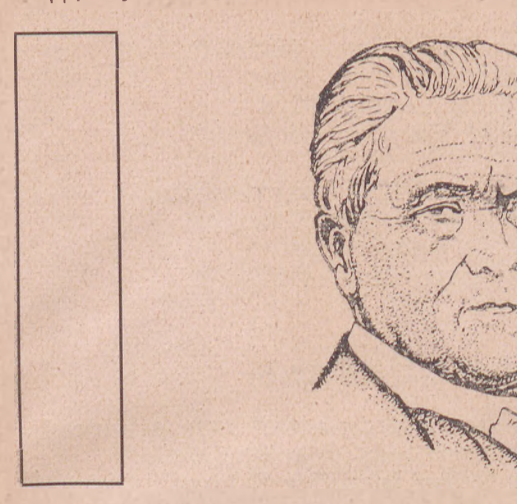
Ihre Worte klangen hurtig, und dem Knaben war es, als singe ein Vöglein. Darum stand er nur immer und hörte zu und wünschte, es möchte kein Ende nehmen. Doch endlich hatte Veronika alles erzählt, was ihr einfiel, von den vielen Kühen in ihres Vaters Stall daheim zu Bauerröhrsdorf, von ihrem weißen Schafe, das ihr nachlaufe wie ein Hund und von der Schule. Sie wußte nichts mehr, bückte sich, zupfte da und dort am Grase und fragte den Amadeus dies und das. Der aber war, als sei ihm Maruschkas Stummheit aufgehockt (Maruschka ist die taubstumme Pflegemutter) und antwortete kaum mit „Ja" und „Nein". Doch da er bemerkte, daß Veronika Anstalten machte, nach Hause zu gehen, ergriff er leidenschaftlich ihre Hand und bat, sie möchte ihn mitnehmen. Obwohl er sich fest machte, nicht zu weinen, so klang seine Stimme doch traurig.

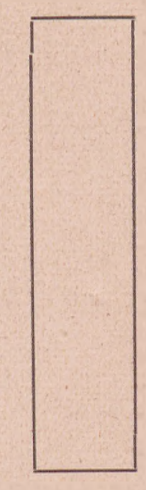
Das Mädchen war der unvermuteten Hitze des Mandel-Jungen etwas betroffen, noch mehr freilich von seinem Schweigen und eigentümlichen Schauen, das ihr besser gefiel als anderer Knaben Schreien und tolles Gespringe.

Deswegen sagte es zu Amadeus, er solle hier warten, bis sie zurückkomme, und lief das Stücklein Weges zurück ins Mandel-Haus. Dort bat sie den Meister, seinen Jungen mit ihr gehen zu lassen, und kehrte bald darauf zurück mit einer Mütze, denn der Knabe war barhäuptig.

So gingen sie beide auf dem Hohlwege durch die Felsenschwelle und sahen nicht lange danach den felderbunten Kessel von Bauerröhrsdorf unter sich liegen.

Aus den „Geschichten aus dem Mandelhause". Hermann Stehrs Werke, Verlag Friedrich Lintz, Trier





Hugo Bantau



Hermann Stehr

(Gedichte)

Vorfrühling

Stille schöne Tage,
seid ihr wieder nah,
die als fromme Sage
meine Kindheit sah?

Um die Berge webt sich
rote Abendluft,
in der Seele hebt sich
leiser, ferner Duft.

Was vergangen, zittert
lebensvoll herein,
und von mir umwittert
bin ich nicht allein.

Aus des Weltalls Weiten,
die kein Blick ermißt,
fühl ich in mich gleiten,
was mein Tiefstes ist.

Sei nur still, verschwende
immer dich hinaus,
und du bist am Ende
überall zu Haus.

Erster Frühling

Jetzt klatscht der Taube scheuer Flügel
ins junge Laub aus goldner Luft;
in Fernen lösen Tal und Hügel
sich auf in einen blauen Duft.

Beltz' Bogenlesebuch ∗ Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer

Der Birken weiße Stämme schweben
in grünen Schleiern übern Hang,
und dieses ganze trunkne Leben
wird stammelnd eines Vogels Sang.

Ein Lied, das, noch nicht ganz gelungen,
durch Inbrunst sich noch selbst verhüllt
und deshalb die Erinnerungen
und Süchte meiner Brust erfüllt.

Lied des Wanderers

Von Schluchten, die drohten, entrückt und geborgen!
Der Gießbach hämmert nicht mehr im Ohr,
und vor mir der Felder friedlicher Morgen,
im Rücken die Qual, ein verhauchender Flor.

Das Siegen der Menschen ist männlich Erdulden
von Nöten, die trotzen der Sterblichen Arm.
In Engen verstricken uns himmlische Hulden,
und sie auch reißen vom Auge den Harm.

Indessen der Blinde an Kanten und Schroffen
sich Kraft und Gewaffen ermüdet und bricht,
geleitet durch Gründe und Ängste das Hoffen
den Weisen in seiner Seele ans Licht.

Es legen die Großen ihr Bestes in Hände,
aus denen sich Wind und Woge ergießt,
wir sinnen den Anfang, sie wirken das Ende,
wir säen und wissen nicht, was uns einst sprießt.

Der Mensch

Du kannst dich nie verlieren ganz,
nie fassen deinen vollen Glanz.
Denn du bist ewig ohne Maß
und auch zugleich das Stundenglas.

Du bist die Erde und der Schritt,
der Bogen und des Pfeiles Schnitt,
bist Meer und Welle auf einmal,
das Licht und auch der flücht'ge Strahl,
gewesen, so du nie beginnst,
und immer, wenn du dich besinnst.

Spruch

Ein rastlos Wagen ist des Menschen Leben,
und hast du heute deinen Tag bezwungen,
ist dir der morgige schon halb gelungen.
Du mußt aus Wassern dich zusammenballen,
die uferlos und ohne Wogen fallen.
Doch hast du dich im Geiste rein gestaltet,
liegt auch das Leben klar vor dir entfaltet.

Aus Tiefen

Warst du, was du gewesen,
bin ich denn, was ich bin?
Ist Schein denn unser Wesen,
hat unser Sinnen Sinn?

Wir sitzen wohl im Dunkeln
und spielen bloß mit Schatten.
Manchmal blüht uns ein Funkeln,
daß wir nicht ganz ermatten.

Den Unsichtbaren

Ihr Gesegneten,
die ich nicht kenne,
schreitet mir immer
neben dem Wege,
daß ich aus flüchtigen Tagen
Hohes dauernd mir baue.
Vielerlei schiebt uns die Stunde
unter die Finger und fragt nicht,
ob es uns fromme.
Siehe, und wirken wir treu,
was so spielend das Schicksal
scheinbar von außen
unserer Hand reicht,
schlingen geheimnisvoll
Fäden der Seele sich ineinander.
Und was wir zu ahnen nicht wagten,
tritt als ein fertig Gebild
aus dem Innern hervor.



Hugo Bantau

Morgen

Es blüht die Sonne uns an allen Tagen. —
Doch ehe ihre hohe Lichtgestalt,
vom Schwung der Schönheit übern Berg getragen,
sich leuchtend auf der tiefen Bläue malt:

Weht blasses Zittern erst durch Nebelschwelen.
Aus Tiefen, die noch nie ein Blick berührt,
blüht dann ein Hauch verborgner Feuerseelen,
bis ihn des Himmels höchste Wolke spürt.

Die Bäume schauern; in den Klee geschmiegt,
wagt nicht die Lerche in die Luft zu steigen:
der Strom der Winde in den Schluchten liegt,
und alles stockt wie in beklommenem Schweigen.

Da plötzlich zuckt herauf mit tausend Speeren
ein weißes Licht durch alles rote Wogen;
zuletzt, umjubelt von dem Weltverklären,
erhaben kommt der Sonnenball gezogen.

Nun findet alles Leben: Hoch her fallen
der Lerchenlieder klingende Kaskaden,
wie Orgelbrausen strömt's aus Wälderhallen,
der Bach geschwätzelt auf gewundnen Pfaden.

Und Höchstes, was der Mensch im Traum der Nacht
als schwankendes Gesicht erfüllt gefunden,
sieht er sich jetzt geschenkt als Weltallspracht,
daß göttlich ihm sein Eignes wird entwunden.

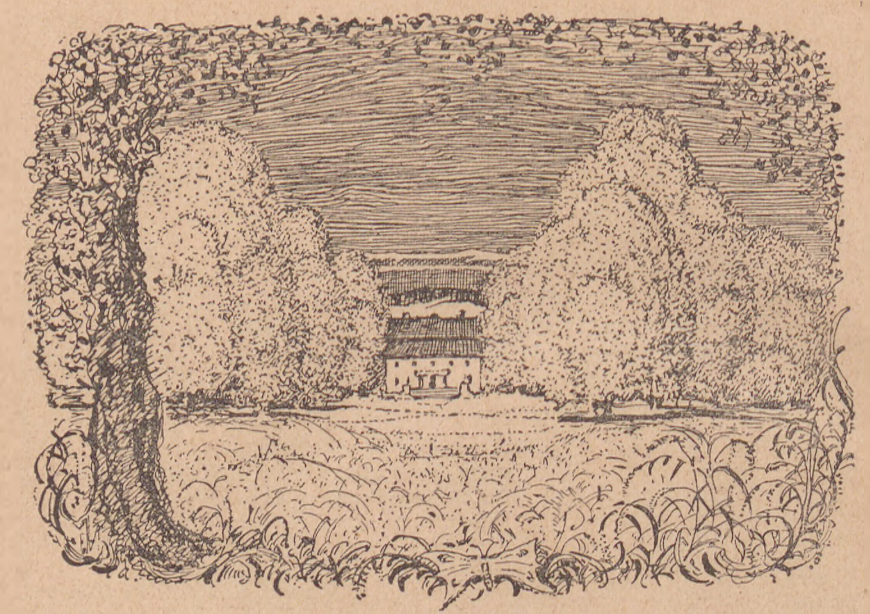
Lebensschau

Und ob die Minuten verrinnen,
die Tage kommen herbei,
die Bilder ziehen von hinnen
und neue ringen sich frei.

Wir strömen, wie Wasser fließen
und spiegeln in jeder Zeit
ganz anders der Sterne Sprießen
und Wolken der Ewigkeit.

Die Rätsel der Jahre münden
in neue Rätsel hinein;
es schläft nie das Verkünden
in dem Verkünden ein.

Mein Weib, reich mir die Hände
und sauge meinen Blick
in deinen ohne Ende.
Das sei mein letzt Geschick.



Hugo Bantau

Julimorgen im Park

Das goldene Gewölk der Blütenlinden
steht hochgebauscht ums schiefergraue Dach,
und drüber in dem blauen Himmel schwinden
Dunstschleier weiß und werden wieder wach.

Jedweder Laut ist aus der Welt gestorben.
Nur in den Kronen singt der Bienenton,
als ob sich durch Entzüdung selbst erworben,
die Erde sel'ge Jenseitsbilder schon.

Die Rasenfläche nickt mit reifen Gräsern,
und Falter gaukeln durch den Pollenrauch.
Fern aber gehen die Berge blau und gläsern
als diesen Erdentraumes höchster Hauch.

Einst am Anfang

Da warf ich um die hölzerne Bank,
auf der ich gehockt so jahrelang.
Ich wurde ein töricht verlorener Mann
und hörte auf niemand und lief hindann.

Wie ich die Beine so hob und hieb,
rief ich im Raunen: „Wer hat mich lieb?

Wer wagt mit mir den steilen Lauf?
Dort draußen steht ja der Himmel auf!"

Gar viele hörten's, doch keiner sprang
mir nach in frei berauschtem Gang.
„Bleibt alle nur, wo ihr seid, zurück.
Es soll mich begleiten allein mein Glück."

„Was ich erringe, sei ganz auch mein,
und was mich drückt, nur meine Pein.
Ich habe gar wenig und habe gar viel:
Meinen Mut, meinen Glauben, mein Saitenspiel."

In den Ferien

Nun toben wieder in meinem Haus
die wilden Jungen ein und aus,
baun Ställe aus Brettern,
jagen und klettern,
keilen sich, singen,
lachen und springen,
drehn alles von unten nach oben,
und will man sie fassen, sind sie zerstoben,
quirlen die Straße hinaus ins Feld.
Und über ihn' in der Himmelswelt
wandelt der Berge riesiger Traum
in blauem Flug durch den blauen Raum.

Wir Alten schütteln den Kopf beglückt
und sind uns gar weit zurückgerückt.
Was längst in uns vergessen schon,
klingt wieder in gegenwärtigem Ton.
Die Bäume sind viel tiefer grün,
viel satter im Garten die Rosen blühn.
Die Laube noch einmal so traut
aus Ranken auf das Weglein schaut,
und noch einmal so still und weit
ist unsers Alters höhre Zeit.

Frohes Ahnen

Weiß nicht, wie das gekommen ist.
Es hatte sich zu dieser Frist
in meinem Leben nichts verschoben!
Mein Zimmer war eng wie je, und droben
die Nachbarn, ließen nicht ihr Toben.

Das dicke Schlangen-Weib, bös und faul,
rührte ärgerlich ihr Maul.
Es weinten Kinder jammervoll,
weil sie ein Unmensch hieb wie toll;
und wenn ein wenig Ruh gewesen,
klopft's Decken aus und fegt mit Besen.
Am Ende polterte darein
noch gar die hölzernen lauten Stufen
ein Bosniak, mit fleiß'gem Schrein
die Waren tüchtig auszurufen.
Dazu spann draußen aus grauer Höh
zur schmutz'gen Erde sich Regenzwirn.
der nestelte wie grillig Weh
um jeden Giebel, jede Stirn.
Klotzbauern traten mit Fleiß in Pfützen
und sahn's behaglich um sich spritzen,
der Kirchturm warf vergrämt die Zeit,
wie man von Plunder sich befreit,
durch Nebeldunst und Tropfenfächer
hinunter auf die Häuserdächer.
Mir aber hielt, ich weiß nicht was,
ein glückhaft Zukunftsstundenglas.
Es lehnte draußen an der Türe
ein Glanzgefühl. Es war, als rühre
manchmal durch Trockenspalt und -ritzen
sich Weißgeleucht und Straßenblitzen.
Und kaum, daß mir die Phantasie
das Traumglas Augenblicke lieh,
schien aller Druck von mir genommen.
Wir durften nicht um durchzufinden,
uns so durchs Sparen mühsam winden;
die Kargheit saß nicht mehr am Tisch;
des Kummers rauher Borstenwisch
zerstreuet die Nacht nicht mehr
uns Herzen und Denken freudenleer.
Nein, auf dem Flur, am Schloß und Schwelle
ging vor sich das Mirakulum:
Es zog sich unser Schicksal um.
Und was es sonst mit Prügelknoten
grobschlächtig aus dem Leib geschroten,
das wird es mit weichhäut'gen finden
und lächelnd fürderhin entwenden.
Ich stand und horchte, sah und sog.
Der Schimmer glomm, das Leuchten flog.
In meinem Haare sich verfing
der Hoffnung bunter Schmetterling.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Nun ja. — — — — — — — — — — — —
— — — Es ist nichts daraus geworden.
Ich trag wie je den grauen Orden,
schlag tapfer Faust und Zahn zusammen
und laß mir das Gesicht zerschrammen.
Allein ich weiß, der Tag log nicht,
der durch die Tür des Glückes Licht
mir so verführerisch getrieben.
Hier habe ich es aufgeschrieben:
Bald springt der Armut Sklavenfron,
es führt mich sonnenhaft davon,
der Gram ist tot, die Not ist aus,
in Trümmer fällt mein Sagenhaus.

An der Grenze der Jugend

Ein schwerer Schritt, der von der Jugend scheidet!
Denn wer ihn tun muß, läßt sich selbst zurück,
es werden anders in uns Schmerz und Glück,
noch eh' die schöne Zeit für stets uns meidet.

Ein andres Herz erwacht, das anders leidet.
Das alte Lieben flieht uns Stück um Stück,
und trostlos steh'n wir einen Augenblick
von allen unsern Hoffnungen entkleidet.

Da ist verloren, wer dem leisen Laut
nicht seiner eignen Seele dann vertraut.
An ihrem ewigen Gesichte gleiten

vorbei wie Schatten unsers Lebens Zeiten,
und sie nur weiß durch irdisches Verschwinden
den sichern Weg zum Dauernden zu finden.

Meine Seele

Ist dieses Licht nicht bunte Nacht?
Erwach ich denn am Morgen?
Und wenn die Lippe hat gelacht,
geschah's aus Glück, aus Sorgen?

Gebt mir die Harfe, daß ich sing
dies Lied, bis ich erblinde:
Meine Seele ist ein Schmetterling,
verschlagen von dem Winde.

Das Tischgebet meines Hauses

Möge mich auch diese Speise
stärken auf der Lebensreise.
Mög sie werden gutes Sinnen,
wahres Reden und Beginnen,
Kraft im Glücke und im Schmerz,
wache Seele, frohes Herz,
daß ich alle meine Zeit
lebe in der Ewigkeit. Amen!

Abend

Blaß wird der Himmel. Seine Glut verfällt.
Da steigt aus ihren Gründen alle Welt.
Wovon des Lichtes Schimmer uns geschieden,
es führt uns heim ins All der Abendfrieden.

Mit weichem, leisem Atem schwimmt es fort,
das uns getrennt als Sinnen, Tat und Wort
von jenem Tiefen, dem wir näher sind,
wird unsre Erde um uns grau und blind.

Dann tönt der Bergzug wie mit Geisterklang.
Die Sinne tauschen sich. Es strömt der Gang
des Himmelsmeeres als gehörte Reise
am offenen Fenster hin, sternweit und leise.

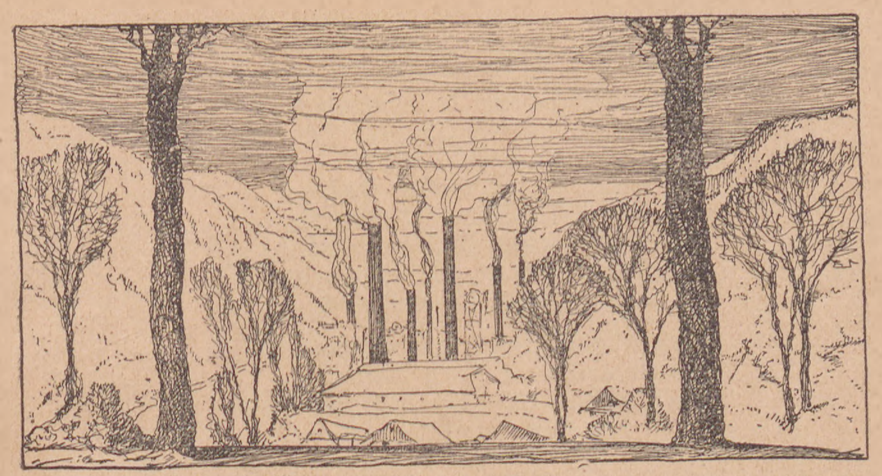
Wahrworte

Tausend kamen und verschwanden.
Jeder starb ein ander Sterben,
anders hat er Gott verstanden,
seinen Himmel, sein Verderben.

Maß und Regeln kenne jene,
die ihr eigen Maß verloren.
Sei der Pfeil du deiner Sehne,
stets sei nur aus dir geboren.

Andrer Kunst und andrer Klarheit
sind für dich nur Mauersteine,
die dir dienen, daß die Wahrheit
deines Wesens rein erscheine.

Tausend kamen und verschwanden.
Jeder starb ein ander Sterben,
anders hat er Gott verstanden,
seinen Himmel, sein Verderben.



Hugo Bantau

Wintertag in Dittersbach

Die Berge ziehn mit dunkeln Flügeln
ins winterweiße Land hinaus.
Sie wissen, hinter letzten Hügeln
gibt's ein noch nie zerstörtes Haus.

Aus Essen quillt des Rauches Brodem
und dehnt sich träge in die Luft.
Das ist gestorbner Sehnsucht Odem,
der spielt um die lebend'ge Gruft.

Wie schmutz'ge Besen stehn die Bäume,
sie kehren nie den Himmel rein
vom Grübelunrat grauer Träume,
die Menschenmüh sich sinnt zur Pein.

Tief in der Erde graben Massen.
Sie hoffen ja schon lange nichts
und wollen aus der Hölle fassen
sich Brände eines wilden Lichts.

Besinnung

Ward je ein Mann durch Zorn schon reich?
Kann man die Seele mit dem Streich
satt machen, der den Feind erschlägt?
Ist Not und Mühsal, die man trägt
mit wilder Hand in andres Leben,
ein Mittel, um sich zu erheben?

Bist du ein Kleiner, ziemt es dir,
mit Kleinen schon ein Haus zu bauen.
Dann überliste nur den Schlauen
und schlage ein des Nörglers Tür;
erbose dich an jedem Finken,
daß Lügen in den Gassen stinken;
reiß jedem Heuchler ab die Larve,
zerschmettre jedes Prahlers Harfe!
Tu es! Mein Gott, es fühlt ja doch
sich mancher wohl im Kellerloch.

Doch bist du groß, dann laß den Haufen
nur hinter deiner Ferse laufen.
Steig weiter, rühr dich nicht zur Rache,
die ist des Herrgotts grause Sache.

Trutzlied

Und weißt du nicht mehr ein noch aus,
hör nur nicht auf zu ringen.
Es rauscht ja auch aus finsterm Haus
der Tag mit goldnen Schwingen.

Das Sterben, den Zusammenbruch
muß man so oft bestehen.
dem Mut'gen webt das Lebenstuch
sich wieder unversehen.

Du bist aus Gott, daß du stets neu
dir deinen Himmel zimmerst
und über deiner alten Treu
dich immer höher schimmerst.

Das Leben ist ein Wirbeltanz,
ein Fliehen und sich Finden.
Nur Narren wollen immer Glanz
an ihre Sohle binden.

Von Tag zu Nacht, durch Blühn und Frost
gleichmütig rollt die Erde,
und warst du heut im Glück getrost,
sei's morgen in Beschwerde.

Stammbuchvers

Wollt nie ein ruhig Leben zimmern,
faul macht Behagen und gemein.
Gebraucht Gewaffen nur trägt Schimmern,
das Hohe will errungen sein.

Im Kampfe treu, im Lieben echt,
so habt zur Freiheit ihr ein Recht.
Wer sich nicht selbst gehorchen kann,
bleibt immer ein versklavter Mann.

Den Ängstlichen

Mit reiner Hand greif jeden Tag
und sorge nicht, was werden mag.
denn singst du edel jeden Ton,
so klingt das Lied von selber schon.

Größe

Nicht auf den Höhen des Lebens allein wächst menschliche Größe.
Wirkst du Erhabenem nach, steigt auch aus Winkeln ein Thron.

Genügsamkeit

Unser Fordern bindet an die Erde.
Wer nichts will, hat sich erhoben,
aber ist doch noch nicht oben.
Erst wer alles hat genossen,
wandelt drüber unverdrossen;
denn alleiniger Verzicht
macht ein grämliches Gesicht.

Segenspruch über das Leben

Man kann das Leben stets erweiten
und wird es niemals ganz umschreiten.
Unendlich wie das Weltall ist
des kurzen Daseins ew'ge Frist.

Das Lichterglühn der Sternenheere
strömt stets in neue Strahlenmeere.
Habt alle Pflanzen ihr gebucht,
stehn andre da, noch nie gesucht.

Und wie das Herz sich möge steigern,
's gibt Wege, die sich noch verweigern.
Dem tiefen Geist, der Letztes schaut,
wird Allerletztes nicht vertraut.

Drum sinnt und spielt und schafft und rettet,
die Tat ist's, die vom Tode rettet.
Die Tat, und wär es nur ein Wort,
lebt hinter eurem Grab noch fort.

Ich preise euch, ihr Jungerglühten,
um euer Zukunft Wunderblüten,
um euer Feuer, euren Schritt!
Die Himmel wandern singend mit.

Doch auch den Alten gilt mein Segen,
Sie wandern still auf höchsten Wegen
und werden, schon vom Schnee berührt,
erst recht von ihrem Gott geführt.

Die Uhr

Die Uhr steht als ein steifer Mann,
ein hölzern Röcklein angetan,
im Zimmer lange Jahre schon
und summt und summt den gleichen Ton.
Mag sich das Leben draußen spreizen:
Sie achtet nicht auf eitles Geizen.
Hüpft auf der Diele toll und jung
der Kinder übermüt'ger Sprung:
Sie zählt die Schläge eins und zwei
und mischt sich nicht in das Geschrei.

Schafft durch den Raum, den Rock geschürzt,
das Hausgesinde überstürzt:
Die Unruh sie doch niemals packt;
sie geht den Gang in gleichem Takt.

Und wenn des Dietzleins Geige singt,
dazu des Vaters Flügel pinkt,
daß lustig tollt der Karneval:
die Uhr rührt sich kein einzigmal.

Nichts zeigt ihr Zifferblattgesicht.
Krampfhaft und treulich das Gewicht
hält sie mit Ketten fest und stramm
wie je, geduldig, lobesam.

Ist halb die Stunde oder ganz,
schnalzt etwas auf ihr Rädertanz.
Dann sagt sie an den Schritt der Zeit
gemessen und in Würdigkeit.

Zu wenig nichts und nichts zuviel,
und manchmal gar, scheint es kein Spiel
von leeren Klängen mir zu sein.
Es dringt so in mein Lauschen ein
und tönt so in der Stube fort,
als spräch geformt sie Wort für Wort:

„Wachst weiter oder sterbt, mir gleich.
Ich zähl der Zeiten ew'ges Reich
in Tröpflein, die unendlich rinnen,
nichts sind und dennoch das Beginnen
der Welt zum rätselhaften Ziel
hinführen als ein Mückenspiel.
Gezählt, gewogen und geteilt
ist alles, wenn's von hinnen eilt.
Tu jeder seines Wesens Pflicht.
Ein jeder Schlag das Weltgericht.
Immer . . . nimmer . . . immer . . . nimmer . . ."

Glück

Und wenn das Leben dir
das Ewige verkündet,
ist nur dem Leben auch
das Ewige verbündet.

Die Welle stammt vom Meer,
das Kreislein von dem Teich.
Und willst du, stehst du hier
schon ganz in Gottes Reich.

An meine Seele

Sei mir kein gewundner Gang
voller Nischen und Winkel,
daß sich drin des Lebens Zwang,
der Stolz und Eigendünkel
wie Gezücht in enger Kluft
verberge vor der Sonnenluft.

Sei ein blankes, klares Feld,
oder auch ein Meer, geschwellt
von der Sehnsucht nach den Sternen.
Möge über dir in Fernen,
die unfaßbar meinem Blick,
immer schweben himmlisch Glück,
das wohl seinen Formen rauscht,
wie Gewölk vorüberrauscht,
aber in mir Selges zündet.

Für meine Frau

Du kennst noch immer nicht den nie gefundnen
und dennoch ew'gen Punkt, nach dem ich fahre,
siehst mich vorbeigehn an der goldnen Ware
der Welt und suchen nach dem Traumentschwundnen.

Ich will nicht Herr sein über die Gebundnen
und auch nicht Diener der gedrängten Jahre;
mich beugen Kronen nicht und nicht Talare
und Lehren nicht tiefsinn'ger Ummwundnen.

Ich glaube an die grenzenlose Größe
der Seele, an das Geistes ewges Irren,
ob er in Gold sich kleidet oder Blöße.

Gleich ists, ob Worte oder Tat verwirren.
Nur wer dem unausdrückbaren Gesetze
des Innern folgt, besitzt die ewgen Schätze.

An Gott

Du wirst mir noch die Bäume ganz verwandeln,
das Tier, den Strom, die Berge und den Weg.
Du machst das Wirklichste ja schon, mein Handeln
als ging in Lüften ich nur einen Geistersteg.

Aus Jahrmillionen grüßen Licht und Schatten
in meiner Kinder Augen mich geheimnisvoll.
Ich wirke, was sie tausendmal schon hatten,
verhaucht in ihnen ist, was ich erst soll.

Doch alles, was sich gegenwärtig knüpft
und löst, war doch nach mir und wiederholt
sich immer, wie die Wolke stets entschlüpft
in tausend Formen und niemals verkohlt.

Es spielt des Unnennbaren Geisterfinger
in den Gestalten sich sein ewig Lied,
und wenn ich sinne, bin ich wie ein Singer,
der kindlich sich um diese Weise müht.

Dann kann ich oft der Erde Wirklichkeiten
und meinen Traum nicht voneinander trennen.
Es glüht aus mir der Geist der Ewigkeiten,
und lodernd brenn ich, ohne zu verbrennen.



Verlag von Julius Beltz in Langensalza